

# Glanz und Niedergang der deutschen Universität





# Glanz und Niedergang der deutschen Universität

50 Jahre deutscher Wissenschaftsgeschichte  
in Briefen an und von Hans Lietzmann (1892–1942)

Mit einer einführenden Darstellung herausgegeben von  
Kurt Aland

Walter de Gruyter · Berlin · New York  
1979

*CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek*

**Lietzmann, Hans:** [Sammlung] Glanz und Niedergang der deutschen Universität : 50 Jahre dt. Wissenschaftsgeschichte in Briefen an u. von Hans Lietzmann (1892–1942) / mit e. einf. Darst. hrsg. von Kurt Aland. – Berlin, New York : de Gruyter, 1979.

ISBN 3-11-004980-5

NE: Aland, Kurt [Hrsg.]

© 1979 by Walter de Gruyter & Co., vormalig G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp., Berlin 30. Printed in Germany

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie, Xerokopie) zu vervielfältigen.

Satz und Druck: Časopisno in grafično podjetje Delo, Ljubljana, Jugoslawien  
Einband: Wübben & Co., Berlin

Mortui doceant vivos



## VORWORT

Mortuus doceat vivos, so schloß Adolf Harnack 1926 seine Gedächtnisrede auf Karl Holl; wenn dieses Wort, leicht variiert, diesem Band vorangestellt wird, so ist damit seine Absicht bezeichnet. Er redet – in seinen Dokumenten wie in seiner Einleitung – von der Vergangenheit, meint aber besonders die Gegenwart, der er ein Bild der Vergangenheit vor Augen stellen möchte, damit sie daraus lerne, vom Positiven wie vom Negativen.

Diese Vergangenheit ist erst vor rund fünfunddreißig Jahren zu Ende gegangen, dennoch ist manchem Menschen von heute, wenn er ein Buch über sie liest, so zumute, als studiere er eine Abhandlung: „Wie die alten Ägypter sich anredeten, wie sie sich grüßten und wie sie miteinander sprachen“ (Titel der Berliner Akademieabhandlungen H. Grapows von 1939–1942), so fremd ist ihm diese Vergangenheit geworden. Die Einleitung bemüht sich deshalb nach Kräften, ihm die Ereignisse wie den zeitgeschichtlichen Rahmen verständlich und einen Zugang zu ihnen wie ein gerechtes Urteil darüber möglich zu machen.

50 Jahre deutscher Wissenschaftsgeschichte werden hier ausgebreitet, von 1892–1942, und zwar in der ganzen Vielfältigkeit, wie sie mit der Person und dem Werk Hans Lietzmanns gegeben sind, dessen Arbeit von der Orientalistik über die klassische Philologie, die alte Geschichte und die Archäologie bis hin zum Neuen Testament, zur Kirchengeschichte, zur Liturgie- und Symbolgeschichte, ja bis zur kirchlichen Praxis reichte. Sie brachte ihn mit den führenden Vertretern all dieser Gebiete in gedanklichen Austausch, nicht selten in freundschaftliche Verbindung. In der Korrespondenz, die Lietzmann mit ihnen führte, spiegelt sich deshalb ein wesentlicher Ausschnitt aus dem geistigen Leben dreier Generationen: der des Kaiserreiches, der Weimarer Republik und der Zeit nach 1933. Bereits die Namen der Briefschreiber und -empfänger weisen auf die Reichweite der Korrespondenz hin, die in den Briefen begegnenden Namen (zu beidem vgl. das Register S. 1223ff) machen sie beinahe zu einer Geschichte der deutschen (und weithin auch der internationalen) Geisteswissenschaft jener Epochen, und zwar bis in die sonst verborgenen Interna hinein. Sie erschließt sich in vollem Umfang dem, der die Briefe entweder in chronologischer Reihenfolge liest oder aber sich mit Hilfe des Registers bestimmte Briefgruppen aussucht; prominente Namen für eine solche Auswahl bieten sich genug an. Denn die Einleitung kann verständlicherweise nicht jeden Brief (noch nicht einmal jede Briefgruppe) und jedes Ereignis kommentieren, sondern nur die wichtigsten Komplexe. Wenn sie trotzdem – entgegen der ursprünglichen Absicht – einen solchen Umfang angenommen hat, so mit Rücksicht auf die akademische Jugend, an die sie sich vornehmlich wendet. Ihr mußte vieles erklärt werden, für dessen Beschreibung den Zeitgenossen der Ereignisse wenige Stichworte ausgereicht hätten. Denn den Nachgeborenen ist die hier in Betracht kommende Zeit weithin ein Buch mit sieben Siegeln. Außerdem mußte auch von den Sach-

problemen geredet werden, eine bloße Behandlung der biographischen Fakten hätte nicht ausgereicht. Lediglich Lietzmans „Geschichte der Alten Kirche“ wird, weil allgemein zugänglich (vor kurzem ist eine einbändige Neuausgabe erschienen), als bekannt vorausgesetzt; der, für den das nicht gilt, wird sich durch dieses Buch vielleicht zu ihrer Lektüre angeregt fühlen.

Den Anstoß zur Veröffentlichung dieses Bandes gab der 100. Geburtstag Hans Lietzmans am 2. März 1975. Sie geschieht im dankbaren Gedenken an den unvergeßlichen Lehrer. Die Grundlage dafür gab der Briefnachlaß Lietzmans ab, der dem Unterzeichneten vor über 10 Jahren von Frau Jutta Lietzmann zur Aufbewahrung und Ordnung mit der Vollmacht zur Publikation des ihm wichtig Erscheinenden übergeben wurde. In mehrfach erneuertem Anlauf hat sich aus den mehreren 10 000 Schriftstücken des (nahezu vollständig erhaltenen) Briefnachlasses die vorliegende Auswahl ergeben. Auf Veranlassung der Patristischen Kommission der Akademien der Wissenschaften in der Bundesrepublik, der ich für Förderung und Unterstützung zu danken habe, sind dann noch die Briefe Lietzmans eingefügt worden (soweit sie auf dem Wege einer öffentlichen Umfrage wie der Rückfrage bei den Korrespondenzpartnern bzw. deren Erben erlangbar waren), die handschriftlich hinausgegangen waren und von denen im Nachlaß keine Kopie existierte. C. Andresen, W. Eltester, F. H. Kettler, W. Schneemelcher, den Schülern Lietzmans, welche die Stürme der Vergangenheit überlebt haben – von ihnen ist W. Eltester inzwischen durch den Tod hinweggerafft worden – und Frau Jutta Lietzmann hat das Manuskript der Einleitung in der ersten Fassung vorgelegen, um Gedächtnisirrtümer und Fehltritte des Verfassers nach Kräften zu vermeiden, allen habe ich für die Mühe der Durchsicht und eine Reihe von Ergänzungen zu danken. Die endgültige Fassung geht jedoch allein zu Lasten des Herausgebers, ebenso wie die Auswahl der Briefe und die Feststellung der Anmerkungen. Der Bibliographie liegt die von ihm 1942 in der ZNW und dann in Band III der Kleinen Schriften Lietzmans veröffentlichte Fassung zugrunde. Zur Wiedergabe der Briefe sei bemerkt, daß die Orthographie vereinheitlicht und weitgehend modernisiert worden ist, Abkürzungen wurden fast ausnahmslos aufgelöst. Nur dann, wenn die Schreibweise für den Verfasser ein besonderes Charakteristikum abgab (z. B. die Kleinschreibung bei Usener), wurde sie genau dem Original entsprechend wiedergegeben. Die Zeichensetzung der Vorlagen wurde im allgemeinen übernommen, nur dann wurde eingegriffen, wenn sie zu Mißverständnissen führen konnte. Der Wortlaut der Briefe ist stets beibehalten worden, selbst dann, wenn bei Briefen aus dem Ausland eine stilistische Glättung nötig gewesen wäre.

Wenn der Band erst jetzt erscheint, obwohl die Arbeit an ihm bereits längere Zeit vor dem 100. Geburtstag Lietzmans begann (und die an der Auswahl der Briefe alsbald nach ihrer Übergabe), so liegt das nicht an der Nachlässigkeit des Herausgebers und seiner Mitarbeiter, sondern an der Schwierigkeit der Materie. Die Briefe sind bis weit ins 20. Jahrhundert hinein ausschließlich und dann in der Mehrzahl mit der Hand geschrieben. Nicht wenige der wichtigsten Korrespondenzpartner Lietzmans schrieben eine sehr schwer lesbare Handschrift, so daß bei der mehrfachen Kollation des Transkripts, an dem M. Hachmann das maßgebliche Verdienst zukommt, vielfach Probleme auftraten. Die Anmerkungen

sollten alle direkten Angaben und Anspielungen der Briefe auf Personen, Sachen und Zeitereignisse verifizieren: schon bei den bibliographischen Angaben Vollständigkeit zu erreichen, bereitete unendliche Mühe, um von den anderen Bereichen zu schweigen. Mit Rücksicht auf den unerwarteten Umfang des Bandes (der Abdruck der Briefe erforderte viel mehr Raum als ursprünglich berechnet) sind die Anmerkungen so kurz wie möglich gehalten worden. Eine wesentliche Voraussetzung dafür bot der Abdruck der Bibliographie der Schriften Lietzmanns, weil bei den zahllosen Erwähnungen seiner Publikationen auf diese jetzt mit ihrer Nummer in der Bibliographie verwiesen werden konnte, statt jedesmal den Titel anzuführen. Daß die Anmerkungen trotzdem einen nicht unerheblichen Umfang aufweisen, erklärt sich aus dem Benutzerkreis, für den dieser Band vornehmlich bestimmt ist. Ihm mußte, wie in der Einleitung, vieles erklärt werden, was dem Zeitgenossen oft ohne weiteres bewußt ist. Mit Rücksicht auf diese sind die Anmerkungen nicht am Fuß jeder Seite den Briefen selbst zugeordnet, sondern hinter das Briefcorpus gestellt worden, das nicht nur von den Zeitgenossen, sondern auch von denen ohne Heranziehung der Anmerkungen gelesen werden kann, die nicht am Detail, sondern am Gesamtbild interessiert sind. Auch das Register hat sehr viel mehr Arbeit bereitet als ursprünglich gedacht, denn die hier gegebenen biographischen Daten waren oft nur sehr mühsam zu erlangen. Das Streben nach äußerster Kürze hat auch hier zu vielen Streichungen im ursprünglichen Manuskript geführt, dennoch bietet das Register eine Fülle von Informationen, die nirgendwo sonst gedruckt zu erlangen sind (Dank für besondere Hilfe wird dem Stadtarchiv Bonn, aber auch den Archiven aller Landeskirchen, zahlreichen Einwohnermelde- und Standesämtern, sowie dem Institut für Zeitungsforschung in Dortmund geschuldet). Daß Lietzmann selbst hier nicht genannt wird, versteht sich, für die Mitglieder der Familie (wie für die Angehörigen der sonst Verzeichneten) gilt, daß sie nur dann aufgeführt werden, wenn sie nicht nur als Empfänger von Grüßen usw., sondern mit speziellen Mitteilungen vorkommen. Daß das Register auf Zeitgenossen der Epochen beschränkt ist, welche der Band behandelt, bedarf wohl keiner Begründung, ebenso daß hier in der Regel nur Namen erscheinen, die in den Briefen selbst begegnen, und nicht die aus den Literaturangaben in den Anmerkungen, sei es zur Einleitung, sei es zu den Briefen.

Als Helfer an diesem Band, ohne die er nicht in dem angegebenen Zeitraum hätte fertiggestellt werden können, sind außer M. Hachmann, die bereits angeführt ist, und M. Welte, dem Bibliothekar des Instituts für neutestamentliche Textforschung, welchem die sorgfältige Betreuung der Archivalien zu danken ist, zu nennen: G. Baggemann, S. Fels, W. Gerdes, H. Giesecke von Bergh, W. Klän, B. Köster, A. Nabrings, H. U. Rosenbaum, J. Rother, E. Rudolph, Chr. Uhlig, H. Wildner. Alle haben an allem (mit Ausnahme der Einleitung, an der nur B. Köster beteiligt war) mitgewirkt, dennoch sind einige Namen besonders hervorzuheben, weil ihr Anteil an den jeweils genannten Gebieten besonders wichtig war: H. U. Rosenbaum (Anmerkungen und Anleitung der Mitarbeiter der Patristischen Arbeitsstelle), S. Fels (Bibliographie), J. Rother (Register), Chr. Uhlig und B. Köster (Endredaktion des Bandes). Daß der Unterzeichnete sich in all

diesen Bezirken ebenfalls jeder Einzelheit angenommen hat, braucht nicht versichert zu werden.

Dem Dank an die Mitarbeiter ist der an die Stellen hinzuzufügen, die das Erscheinen dieses Bandes ermöglicht haben. Hier ist zunächst der Verlag de Gruyter zu nennen, der bei der Preiskalkulation auf die Berechnung aller verlagsinternen Kosten verzichtete und ihr nur die reinen technischen Kosten (Satz, Druck, Papier, Einband) zugrunde legte. Das geschah in Anbetracht der Funktion des Beraters – d. h. praktisch des Leiters – der theologischen Abteilung des Verlages, die H. Lietzmann Jahrzehnte hindurch ausgeübt hat, aber auch in Anbetracht der Tatsache, daß nahezu alle Publikationen Lietzmanns, von der Geschichte der Alten Kirche an bis hin zu den Beiträgen in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie, im Verlag de Gruyter veröffentlicht worden sind, zu dessen damaligem Leiter, dem unvergeßlichen Herbert Cram, Lietzmann zusätzlich in enger persönlicher Beziehung stand. Ebenso ist aber das Eintreten der Kirchen hervorzuheben, in deren Bereich H. Lietzmann wirkte: die Evangelische Kirche der Union, wie die Evangelische Kirche von Berlin (in deren Bereich Lietzmann beinahe 20 Jahre lebte), die Württembergische Landeskirche (in Stellvertretung der Thüringischen Kirche, in deren Gebiet Lietzmann lange Jahre hindurch tätig war) und schließlich die Rheinische Kirche (in deren Raum Lietzmann seinen akademischen Weg begann). Eine noch bestehende Lücke wurde auf die Initiative von Landesbischof Prof. D. E. Lohse durch die VELKD gefüllt. Diese Druckkostenzuschüsse ermöglichten das Erscheinen des Bandes überhaupt und darüber hinaus zu einem Preis, der zu seinem Umfang in einem erfreulichen Verhältnis steht. Noch erfreulicher aber ist, daß die Kirchen mit ihrem Beitrag – so ist er, wie mehrfach hervorgehoben, zu verstehen – nicht nur der Person Hans Lietzmanns, sondern der Arbeit der wissenschaftlichen Theologie überhaupt ihren Tribut und ihren Respekt zollen.

Weiterhin ist zu berichten, auch das gehört zu den Positiva, daß keine der zahlreichen Institutionen, die hier in Betracht kommende Briefnachlässe aufbewahren, und kaum einer der deswegen befragten Verfasser der für den Band ausgewählten Briefe bzw. deren Erben (auf ihre Feststellung ist viel Mühe verwandt worden, leider nicht immer mit Erfolg) ihre Genehmigung zum Abdruck verweigert haben. Die Zahl derer, die das taten, bewegt sich unter einem halben Dutzend, für die Zahl der Briefe, die aus den als solchen freigegebenen Corpora für den Abdruck gesperrt wurden, gilt das gleiche (in einigen wenigen Fällen kommt hinzu, daß Namen durch N. N. und Textpartien durch . . . ersetzt werden mußten). So fallen ganz wenige Briefe von den ursprünglich für den Abdruck in Aussicht genommenen aus. Am schmerzlichsten war, daß die Erben G. Kittels sich nicht zur Genehmigung des Abdrucks der Briefe an Lietzmann entschließen konnten, m. E. eine Fehlentscheidung, denn das bei manchem verzerrte Bild G. Kittels hätte durch den Abdruck der vollständigen Korrespondenz in das richtige Licht gerückt werden können – so wie das Verständnis und die richtige Wertung E. Hirschs durch die (nahezu) vollständige Wiedergabe des Briefwechsels wesentlich gefördert wird. Die wenigen sonstigen Lücken – über die Namen derer, welche außerdem den Abdruck ihrer Briefe bzw. Postkarten (im Normalfall eines Stückes) verweigerten, sei geschwiegen, sie werden ihre Gründe gehabt

haben – gleichen sich dadurch aus, daß die auf diese Weise unterdrückten Namen und Tatsachen auch in anderen Briefen erscheinen. Außerdem ist versucht worden, den in Betracht kommenden Tatbestand in der Einleitung bzw. den Anmerkungen zu den abgedruckten Briefen zu behandeln, soweit das ohne Zitierung der Briefe möglich war, so daß der Band keine sachliche Einbuße erlitt. Daß die Auswahl der abgedruckten Briefe allein unter dem Gesichtspunkt vollständiger, alle Details des zu zeichnenden Bildes erfassender Berichterstattung erfolgte, bedarf keiner Versicherung. Lediglich der Umfang zog Grenzen – oft schmerzliche, denn manches schöne Stück, das man gern in diesem Band gesehen hätte, mußte der sich daraus ergebenden Kürzung zum Opfer fallen. Mit aller Anstrengung ist bei der Auswahl der Briefe wie in der Einleitung versucht worden, ein Bild der Epoche von 1892 bis 1942 zu zeichnen, „wie sie wirklich war“, ohne Rücksicht auf irgendjemand und irgendetwas – welchen Nutzen hätte denn die heutige Generation von einem „geschönten“ Bild der Vergangenheit? Es wäre, sowohl in Beziehung auf Lietzmann selbst wie auf manche seiner Zeitgenossen, leicht durch Auslassung einzelner Briefe zu erreichen gewesen, aber der Jugend von heute wie der von morgen wäre damit ein schlechter Dienst erwiesen. Sie kann nur aus einer unverfälscht, in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen, dargestellten Vergangenheit etwas lernen. Daß dem dafür Verantwortlichen daraus vielleicht dieser oder jener Vorwurf erwachsen wird, wird er nach dem alten Wahlspruch ertragen: *Amicus mihi Plato* (usw.), *magis amica veritas*. Denn er ist der Meinung, mit diesem Band nur seine Pflicht erfüllt zu haben.

Münster/Westf., den 2. März 1978

Kurt Aland

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	VII–XI
Abkürzungsverzeichnis . . . . .	XV–XVI
Einleitung . . . . .	I–155
Die Lebensstationen Lietzmanns – Professor in drei Epochen deutscher Geschichte 1	
WITTENBERG 1875–1894 . . . . .	I–5
Geburt und Kindheit, die Eltern 1 – Die wirtschaftlichen Voraussetzungen 2 – Die Schule, wechselnde Berufsziele 2 – Die Lehrer 2 – Beginn des Studiums in Jena 4 – Späteres Urteil über die Theologische Fakultät 4 – Einfluß Nippolds 4 – Umgestaltung der Fakultät 5 – Weggang nach Bonn 1894 5	
BONN 1894–1905 . . . . .	6–35
Lietzmann als „Parteimann“ 6 – Der Eklat wegen des Bonner Ferienkurses 1894 6 – Spätere Objektivierung 7 – Das Verhältnis zu katholischen Gelehrten 7 – Grafes Bedeutung für Lietzmanns Entwicklung 8 – Die persönlichen Beziehungen 8 – Beginn der Beziehungen zu Usener 9 – Amanuensis Useners 9 – Die Freundschaft zu Usener 10	
Erste Arbeiten und Werdegang bis zur Habilitation . . . . .	11–27
Lietzmanns Schrift von 1896: Der Menschensohn 11 – Theologisches Examen 13 – Hilfsarbeiter bei Sodens Ausgabe des Neuen Testaments 14 – Die Entdeckung der Katenen als Arbeitsaufgabe 15 – Der Katenenkatalog 17 – Die Arbeiten zur Textkritik des Neuen Testaments 17 – Plan einer großen Ausgabe 19 – Die Vorgeschichte und die weitere Entwicklung 19 – Apollinaris von Laodicea 20 – Im Vorbereitungsdienst für die Schule 21 – Die Habilitation 22 – Aufgabe der Schullaufbahn, Lietzmann und der Religionsunterricht 23 – Die äußere Existenz 24 – Lietzmanns Lebensweise 24 – Lietzmann als Rezensent 26	
Der „Organisator“ . . . . .	27–35
Die „Kleinen Texte“ 27 – Lietzmann als „Organisator“ 29 – Das „Handbuch zum Neuen Testament“ 30 – Der Stand 1941 31 – Fortsetzung nach Lietzmanns Tod 32 – Die Anlage des Handbuchs 33 – Lietzmanns Zielsetzung 34 – Der „Praktische Kommentar“ Fendts dazu 34	
JENA 1905–1924 . . . . .	36–82
Die Theologische Fakultät Jena um die Jahrhundertwende 36 – Lietzmann als Extraordinarius 36 – Schwierigkeiten bei der Berufung zum Ordinarius 37 – Ernennung 1908 38 – Der Zustand des Theologischen Seminars 39	
Die archäologischen Arbeiten . . . . .	39–45
Einrichtung einer Sammlung für christliche Archäologie 39 – Lietzmanns Hinwendung zur Archäologie 40 – Die Feldarbeit 41 – „Petrus und Paulus in Rom“ 1915 41 – Die 2. Auflage von 1927 43 – Die modernen Grabungen 44 – Durchsetzung der Resultate Lietzmanns 45	
Die liturgiegeschichtlichen Arbeiten . . . . .	45–54
Lietzmann und die Liturgiewissenschaft 45 – „Das Sacramentarium Gregorianum“ 46 – Das Echo des Buches, Sicherung der Resultate 48 – Andere liturgiegeschichtliche Arbeiten 49 – „Messe und Herrenmahl“ 50	

Die „Nachbargebiete“, der „Philologe“ . . . . .	54-59
Lietzmanns Arbeiten zur Symbolgeschichte 54 – Kirchenrecht, Hagiographie, Papyrologie 55 – Papyruseditionen 55 – Lietzmanns philologische Reichweite 56 – Historiker oder Philologe? 57 – Lietzmann als Patristiker, die drei Sektoren der Arbeit 58	
Die Religionsgeschichte . . . . .	59-62
Lietzmanns Stellung zur religionsgeschichtlichen Schule 59 – „Der Weltteil“ 59 – Bedeutung und Grenzen religionsgeschichtlicher Arbeit 61 – Die Beziehungen zu Reitzenstein 61 – Die Lehrtätigkeit 62	
Politik und Kirchenpolitik . . . . .	62-70
Der Ausbruch des 1. Weltkrieges 63 – Lietzmanns politische Betätigung 63 – Die politische Situation Thüringens nach 1918 64 – Die politische Haltung der Theologen in jener Zeit 65 – Die Bewährungsprobe für den Theologen: Einwirkung der persönlichen politischen Haltung auf Lehre und Verkündigung? 66 – Lietzmanns Festrede zum Reformationsjubiläum 1917 als Probe aufs Exempel 67 – Seine Forderungen an die evangelische Kirche der Gegenwart und Zukunft 70	
Persönliches . . . . .	71-74
Lietzmanns Heirat 71 – Wohnung und Familienleben 71 – Die Tageseinteilung 72 – Die Organisation der Arbeit und die Mitarbeiter 72 – Die Niederschrift der Manuskripte 73 – Der Feierabend 74 – Die privaten Hobbys: Literatur, Mathematik, Wandern, Bergsteigen, Malen 74	
Die kirchliche Neugestaltung nach 1918 . . . . .	74-82
Die kirchliche Situation 1918 nach dem Zusammenbruch des landesherrlichen Kirchenregiments 74 – Die besonderen Schwierigkeiten der Thüringer Teilkirchen 74 – Die Initiative Lietzmanns und der Jenaer Fakultät zur Begründung einer einheitlichen Thüringer Kirche 75 – Die Versammlung vom 15. November 1918 76 – Die Vorsynode vom Dezember 1918 76 – Die Synode von 1919 77 – Die Synoden von 1920/21 und Amtsverpflichtung der Geistlichen 78 – Die weitere Entwicklung der Thüringer Kirche nach ihrem Zusammenschluß bis zum „Dritten Reich“ 81	
BERLIN 1924-1942 . . . . .	83-155
Lietzmann 1921 einstimmiger Kandidat der Berliner Fakultät nach der Emeritierung Harnacks 83 – Lietzmanns Ablehnung des Rufs und die Gründe dafür 83 – Annahme des Rufs 1923 83 – Die Übersiedlung 84 – Die Familie 84	
Die Fakultät . . . . .	85-97
Die Stellung und Bedeutung der Berliner Fakultät vor Lietzmanns Zeit 85 – Die Zusammensetzung der Fakultät 1924 und ihre Fortentwicklung bis 1933 86 – Die Beziehungen zu den Kollegen 86 – Die Beziehungen zu Harnack und Holl 86 – Der Tod Holls 88 – Die Gedenkreden auf ihn 88 – Die „Lutherrenaissance“ 90 – Vollstreckung des literarischen Erbes 91 – Leidenschaftliches Eintreten für den Verstorbenen 92 – Die Kontroverse deswegen mit K. L. Schmidt 92 – Die Beteiligung von Hirsch und Harnack daran 93 – Lietzmanns Gedenkrede auf Harnack 94 – Die Gedenkrede auf Deißmann 95	
Die Berliner Akademie . . . . .	97-110
Lietzmann als Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften 97 – Seine Vorträge und Veröffentlichungen in den Reihen der Akademie: „Das Problem der Spätantike“ 1927 98 – „Zwei Notizen zu Paulus“ 1930 99 – Das Echo darauf 100 – „Ein Beitrag zur Mandäerfrage“ 1930 100 – Das	

Echo darauf 101 - „Der Prozeß Jesu“ 1931 102 - Fortsetzung der Erörterung 104 - Die moderne Diskussion 105 - Die Akademievorträge der folgenden Jahre 105 - „Der Glaube Konstantins des Großen“ 1937 106 - „Die Anfänge des Problems Kirche und Staat“ 1938 107 - „Das Problem Staat und Kirche im Weströmischen Reich“ 1940 109	
Die „Geschichte der Alten Kirche“; wissenschaftliche Kontroversen . . . . .	110-125
Die Wechselbeziehung der Akademievorträge zur „Geschichte der Alten Kirche“ 110 - Zum Selbstverständnis des Werkes 111 - Seine Anlage und seine Bedeutung 112 - Die Arbeiten neben der „Geschichte der Alten Kirche“ 113 - Die „Notizen“ in der ZNW 113 - Stellungnahmen in eigener Sache: gegenüber F. C. Viering 114 - gegenüber R. Eisler 114 - gegenüber E. Lohmeyer 115 - Die Kritik an Streitbergs Ausgabe der Gotischen Bibel 117 - Die „Schallanalyse“ und die Bestreitung von Schanzes Analyse des Galaterbriefes 118 - Das Experiment 118 - Sein Resultat 119 - Die Ausgabe von Luthers Hebräerbriefvorlesung 120 - Die Auseinandersetzung über Meister Eckhart 121 - E. Seebergs Angriff in der Zeitschrift für Kirchengeschichte und den NS-Monatsheften 121 - Das Verhältnis zu E. Seeberg 124 - Kontroversen damals und heute 124	
Das „Dritte Reich“ . . . . .	125-147
Die deutsche Professorenschaft und das „Dritte Reich“ 125 - Feigheit der Professoren? 125 - Erasmus der Prototyp der Entwicklung der Intelligenz auf Kosten des Charakters 125 - Die „Kriegsgeneration“ der Studenten und ihre unzureichenden Voraussetzungen 125 - Theologieprofessoren auf der Seite der „Deutschen Christen“ auch nach der Sportpalastkundgebung von 1933 126 - Die Beschlüsse dieser Versammlung 126 - Wieweit finden sich Repräsentanten dieser Haltung in der Lietzmann-Korrespondenz? 127 - Die Korrespondenz zwischen Lietzmann und Emanuel Hirsch 127 - Das Zerwürfnis 128 - Sachliche Zusammenarbeit trotz fortdauernden Gegensatzes 128 - Der Briefwechsel Lietzmanns im Jahre 1933 129 - Die Korrespondenz mit Montefiore und anderen ausländischen Kollegen 1933 und danach 129 - Die Korrespondenz mit E. Schwartz und K. Müller: die Konfliktsituation 130 - Der tragische Irrtum 131 - Die Korrespondenz mit Eduard Norden 132 - Der „Arierparagraph“ 132 - Die Erklärung der Neutestamentler dagegen 133 - Erklärung der Theologieprofessoren von 1934 gegen „Deutsche Christen“ und „Drittes Reich“ 134 - Der „harte Kern“ der Berliner Fakultät 136 - Niedergang der Fakultät 137 - Stellung und Geltung der Ordinarien der Fakultät 138 - Förderndes Mitglied der SS? 138 - Bezug des „Völkischen Beobachters“? 139 - Die politische Haltung der Schüler Lietzmanns 139 - Freiheit und Grenzen für die Zugehörigkeit zum Kreis um Lietzmann 139 - Karl Holl und Hans Georg Opitz 140 - Lietzmanns kirchenpolitische Haltung nach 1934 141 - Der „Mann der Kirche“ 142 - Der Preußische Staatsvertrag 142 - Der Aufsatz zum 450. Geburtstag Martin Luthers 144 - Lietzmann und der Ausbruch des 2. Weltkrieges 146	
Der Niedergang . . . . .	147-155
Lietzmanns Selbstverständnis seiner Arbeit 1937 147 - Die faktische Situation 147 - Zunehmende Einengung der Bewegungsfreiheit 147 - Fortsetzung des Niedergangs der Berliner Theologischen Fakultät 148 - Niedergang und Zerstörung der Berliner Universität 149 - Die „Mittwochs-Gesellschaft“ als einziger Freiraum 150 - Zusammensetzung und politische Haltung der Mittwochs-Gesellschaft 150 - Der Niedergang der Akademien der Wissenschaften 151 - Ausbau und Katastrophe der Kirchenväterkommission 152 Letzte Amtshandlung Lietzmanns 153 Die Krankheit 154 - Die innere Haltung 154 - Der Tod 155	

Die Briefe . . . . .	157–1035
Anmerkungen . . . . .	1036–1193
Bibliographie der Schriften Hans Lietzmanns . . . . .	1194–1222
Namensregister . . . . .	1223–1278

### Abkürzungsverzeichnis

AAB	Abhandlungen der (königlich) preußischen Akademie der Wissenschaften Berlin (Philosophisch-historische Klasse)
AAG	Abhandlungen der (königlichen) Gesellschaft (1942ff.: Akademie) der Wissenschaften zu (in) Göttingen (Philologisch-historische Klasse)
AAL	Abhandlungen der (königlich) sächsischen Gesellschaft (1915ff.: Akademie) der Wissenschaften Leipzig (Philologisch-historische Klasse)
AAM	Abhandlungen der (königlich) bayerischen Akademie der Wissenschaften München (Philosophisch-historische Klasse; 1910ff.: Philosophisch-philologische Klasse; 1929ff.: philosophisch-historische Abteilung)
AKG	Arbeiten zur Kirchengeschichte, Berlin u. a. 1927ff.
BAL	Berichte über die Verhandlungen der sächsischen Gesellschaft (1919–62: Akademie) der Wissenschaften Leipzig (Philologisch-historische Klasse)
Bibliogr.	Bibliographie der Schriften Hans Lietzmanns, S. 1194ff.
BPhW	Berliner Philologische Wochenschrift, Berlin 1880–97, Leipzig 1898–1920. (S. PhW)
CSEL	Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum. Editum consilio et impensis academiae litterarum Caesariae Vindobonensis, Wien–Prag–Leipzig 1866ff.
DAZ	Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin
DLZ	Deutsche Literaturzeitung (1921ff.: für Kritik der internationalen Wissenschaft), Berlin 1880ff.
FuF	Forschungen und Fortschritte, Berlin 1925–67
GCS	Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte. Herausgegeben von der Kirchenväter-Commission der königl. preussischen Akademie der Wissenschaften, Leipzig 1897ff.
GGA	Göttingische Gelehrte Anzeigen, Göttingen 1802ff.
HNT	Handbuch zum Neuen Testament, herausgegeben von Hans Lietzmann, Tübingen 1907ff.
KIT	Kleine Texte für (theologische und philologische) Vorlesungen und Übungen, Bonn 1902ff.
NAG	Nachrichten (von) der Gesellschaft (1941ff.: Akademie) der Wissenschaften

- zu (in) Göttingen (Philologisch-historische Klasse)
- PhW Philologische Wochenschrift, Leipzig 1921ff. (S. BPhW)
- PWK Paulys Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft. Neuauflage begonnen von Georg Wissowa, Stuttgart 1894ff.
- RE Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von Johann Jakob Herzog. Herausgegeben von Albert Hauck, Gotha <sup>2</sup>1877–88, <sup>3</sup>1896–1913
- SAB Sitzungsberichte der preußischen Akademie der Wissenschaften Berlin (Philosophisch-historische Klasse)
- SAH Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften (Philosophisch-historische Klasse)
- SAM Sitzungsberichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften in München (Philosophisch-philologische und historische Klasse 1871ff.)
- SAW Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien (Philosophisch-historische Klasse)
- SGV Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte, Tübingen 1896ff.
- ThLZ Theologische Literaturzeitung, Leipzig 1876ff.
- ThR Theologische Rundschau, Tübingen 1897ff.
- ThStKr Theologische Studien und Kritiken. Zeitschrift für das gesamte Gebiet der Theologie, Hamburg u. a. 1828–1941/42
- TU Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur, Leipzig 1883ff.
- ZKG Zeitschrift für Kirchengeschichte, Stuttgart 1877ff.
- ZNW Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft (1922f.: und die Kunde der älteren Kirche), Berlin 1900ff.
- ZSRG Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung, Weimar 1911ff.
- ZWTh Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie, Jena u. a. 1858–1913/14

## EINLEITUNG

Wittenberg, Bonn, Jena, Berlin, diese Ortsnamen bezeichnen den Lebensgang Hans Lietzmanns. Mögen ihn seine Reisen auch durch ganz Europa bis nach Leningrad und Moskau<sup>1</sup>, nach Syrien, Palästina und Nordafrika<sup>2</sup> geführt haben, mag der Kreis seiner Interessen wie seiner Korrespondenten auch weithin international bestimmt gewesen sein, diese vier Orte haben Lietzmann geprägt, der ein deutscher Professor – man kann sogar sagen: ein typisch deutscher Professor – gewesen ist, und zwar in allen drei Epochen, in die sein Leben hineinreicht: Kaiserreich, Republik, „Drittes Reich“. Wittenberg bestimmt die Jugendzeit bis zum Abitur, an der Bonner Universität wird der Student geprägt und die Richtung seiner wissenschaftlichen Arbeit bestimmt. Hier erringt er die ersten Erfolge. In Jena wächst der junge Professor dann zum international anerkannten Gelehrten heran. Aber erst die Befreiung aus der Enge der Kleinstaduniversität, die unter Widerstreben angenommene Berufung nach Berlin, bringt die volle Entfaltung der Kräfte und der Wirkung.

## WITTENBERG

In Düsseldorf ist Hans Lietzmann am 2. März 1875 geboren worden. Aber Düsseldorf wie den nächsten Stationen seines Lebens: Kaldenkirchen, Uerdingen bei Krefeld und Mühlberg a. d. Elbe kommt für Lietzmanns Entwicklung keine besondere Bedeutung zu, sie ergaben sich aus den rasch aufeinanderfolgenden Versetzungen seines Vaters Hermann Lietzmann, eines mittleren Beamten (zuletzt Hauptsteueramtsrendant). Auch die leiblichen Eltern, Vater wie Mutter, haben für Lietzmann wenig bedeutet: die Mutter starb bei seiner Geburt, der Vater am 6. Februar 1885, also kurz vor dem 10. Geburtstag Lietzmanns. Umso größerer Einfluß kommt der Schwester seiner Mutter zu, die sich des verwaisten Kindes sogleich angenommen hatte, Lietzmann hat sein Leben lang an ihr – die fünf Jahre nach seiner Geburt die zweite Frau seines Vaters wurde — mit zärtlicher Liebe gehalten und sie stets als seine Mutter bezeichnet<sup>3</sup>. Im Herbst 1885, wenige Monate nach dem Tode seines Vaters, siedelten Mutter und Sohn nach Wittenberg über, wo Lietzmann zum Bewußtsein seiner selbst gekommen ist,

---

<sup>1</sup> Zunächst im Zusammenhang mit von Sodens Ausgabe des Neuen Testaments und dann des Katalogs der Katenenhandschriften.

<sup>2</sup> Im Zusammenhang mit seinen archäologischen Interessen.

<sup>3</sup> So wird für Elise Lietzmann, geb. Funcke im folgenden stets diese Bezeichnung verwendet, Lietzmanns leibliche Mutter trug den Vornamen Johanna.

wie er es in seiner bis 1924 reichenden Autobiographie<sup>4</sup> mit großer Anschaulichkeit geschildert hat. Das geschah unter den bedrängtesten wirtschaftlichen Voraussetzungen: war das Gehalt des Vaters schon gering gewesen, so war es die Witwenpension noch viel mehr. Im Obergeschoß eines „winzigen Häusleins“<sup>5</sup> bezogen Mutter und Sohn Wohnung; sieht man sich die Räume heute an, so fragt man sich, wie sie zu dritt (der Großvater schloß sich den beiden an) dort überhaupt unterkommen konnten. Die Mutter ergänzte die mehr als bescheidenen Existenzmittel durch Handarbeiten für ein Wittenberger Wäschegeschäft<sup>6</sup>, der Sohn, mit einer Freistelle und Stipendien an der Schule ausgestattet, durch Nachhilfestunden bei begüterten Mitschülern. Um der Schule, des Wittenberger Gymnasiums, willen hatte ja der Umzug überhaupt stattgefunden, denn der Sohn sollte – so hatte es auch der Vater gewollt – wenn irgend möglich zum Universitätsstudium gelangen. Das war zunächst durchaus unsicher – denn Lietzmann genoß seine Jugendzeit in frohen Spielen und fand, daß er in der Schule „mit vollkommen wertlosem Wissen behelligt würde“<sup>7</sup>. Elektrotechniker wollte er werden, und dazu schienen ihm weder Abitur noch Studium erforderlich. Seine ganze Freizeit war mit naturwissenschaftlichen Experimenten ausgefüllt. Als diese dann durch das Interesse an der Astronomie (und den Bau von Fernrohren mit primitivsten Mitteln) okkupiert wurde, wandelte sich jedoch die Haltung zur Schule. Mathematik und Physik hatten Lietzmann schon immer Freude gemacht, jetzt wollte er Astronom werden, und dafür waren Abitur und Studium unumgängliche Voraussetzung. „Viele Stunden reinsten Genusses und tiefster innerer Ergriffenheit“ habe er in seiner Schulzeit der Betrachtung der Sterne verdankt, erklärt noch der 50jährige<sup>8</sup>, der der Astronomie sein Leben lang Anhänglichkeit bewahrt hat. In Jena kam er durch die Zeiss-Werke zu einem guten Fernrohr; welchen Gebrauch er davon gemacht hat, beweist seine Schrift „Anleitung zur Himmelsbeobachtung mit kleinen Fernrohren“ von 1922<sup>9</sup>. Noch in den letzten Jahren seines Lebens hat er bereitwillig vom Balkon der Wilmersdorfer Wohnung aus Adepten in die Himmelskunde eingeführt; unvergeßlich sind dem, der daran teilnahm, diese Nachtstunden.

Aber auch die Begeisterung für die Astronomie bedeutete für den Gymnasiasten nur eine Durchgangsstufe, die Obersekunda brachte die entscheidende Wende. Bis dahin hatte Lietzmann der Antike „kühl bis ans Herz“<sup>10</sup> gegenübergestanden, jetzt übernahm der neue Direktor des Gymnasiums, Heinrich Guhrauer, den Unterricht im Griechischen wie im Lateinischen und Deutschen, und dem Schüler eröffnete sich unter der Führung dieses „wahrhaft gottbegnadeten Lehrers“, wie

<sup>4</sup> Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, II Leipzig 1926, S. 77–117; (verkürzter) Nachdruck in Band III der Kleinen Schriften, Berlin 1962 (TU Bd. 74), S. 331–368, vgl. Bibliogr. Nr. 269 bzw. Nr. 550.

<sup>5</sup> Autobiographie S. 79 (künftig nur mit Seitenzahlen zitiert).

<sup>6</sup> S. 84.

<sup>7</sup> S. 80.

<sup>8</sup> S. 80.

<sup>9</sup> Bibliogr. Nr. 207.

<sup>10</sup> S. 80.

Lietzmann ihn bezeichnet<sup>11</sup>, eine neue Welt. Dazu kam der Religionsunterricht bei Hermann Halfmann<sup>12</sup>:

„Als ich im März 1893 das Abiturientenexamen bestand, wußte ich genau, was ich wollte. Die beiden Lehrer, deren persönliche Wirkung die stärkste gewesen war, hatten meinem Leben die Richtung gegeben: klassische Philologie und Theologie nicht nur nebeneinander zu studieren, sondern zu einer Einheit zu verbinden war mein Ziel.“<sup>13</sup>

Zwar hat Lietzmann Mathematik und Naturwissenschaften auch weiterhin mit großer Freude betrieben: „Aber das neue Ziel erschien mir das wertvollere, es versprach tiefer in die letzten Probleme vom Wesen der Dinge hineinzuführen“.

Interessant ist, worin Lietzmann die prägende Wirkung seiner Lehrer sieht: in der Persönlichkeit. Von Guhrauer sagt er: „sein Unterricht wirkte im letzten Grunde nicht auf den Intellekt, sondern auf das Gemüt und bildete den Charakter“<sup>14</sup>. Auch bei Halfmann habe sich gezeigt, daß das Entscheidende beim Lehrer nicht die Gelehrsamkeit sei – die sei als selbstverständlich vorauszusetzen – sondern die Persönlichkeit. Sie habe die Schüler gefesselt und sie mit herzlicher Zuneigung an den Religionslehrer gebunden. Der Religionsunterricht in den unteren Klassen des Wittenberger Gymnasiums war auf Lietzmann „ohne erheblichen Eindruck“ geblieben, ebenso wie der Konfirmandenunterricht. Offensichtlich stand er trotzdem in traditioneller Kirchlichkeit, ja in gläubiger Bindung. Denn Lietzmann berichtet, daß das „bis dahin völlig intakte Gebäude meiner kirchlichen Rechtgläubigkeit“ ins Wanken geriet, als unter den Schülern die Lehren Büchners und Haeckels zu rumoren begannen und es unter ihnen zu heftigen Diskussionen über den christlichen Glauben kam. „Mit schwer erschüttertem Gemüt“ sei er aus manchen dieser Diskussionen hervorgegangen, aber den Angriffen seiner Mitschüler doch nicht erlegen. Was zunächst „mehr ein instinktmäßiges Sträuben . . . als klar begründete Einsicht“ war, festigte sich dann zusehends unter dem Einfluß von Guhrauer und Halfmann. Halfmanns kirchengeschichtlicher Unterricht und vor allem die Lektüre und Diskussion neutestamentlicher Texte fesselten sogar die „Freigeister“ der Klasse, für Lietzmann bedeuteten sie Entscheidendes. Halfmann wußte ihm auch die bisherige – aus konservativem Erbe stammende – Unsicherheit gegenüber der kritischen Arbeit am Neuen Testament zu nehmen:

<sup>11</sup> S. 81, vgl. die Korrespondenz mit Guhrauer selbst (Briefe Nr. 2, 4, 150) und seiner Witwe (Briefe Nr. 963, 979), die umso wichtiger ist, als sie Lietzmanns Haltung im „Dritten Reich“ zu den sog. „Nichtariern“ zeigt. Für die Beziehungen zu den Mitschülern vgl. Briefe Nr. 539, 955, 1017.

<sup>12</sup> Vgl. dessen später (zus. mit J. Köster) herausgegebenes 3bändiges „Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht“, in dem er die Bände 1 und 2 bearbeitete mit den biblischen und den Katechismusstoffen, den Kirchenliedern und den gottesdienstlichen Ordnungen (mit einer Übersicht über die Reformationsgeschichte). Beide Teile erschienen 1900 zum 1. Mal (beim Berliner Verlag Reuther & Reichard), der 1. Teil lag 1912 bereits in 12. Auflage, der 2. Teil 1911 in 10. Auflage vor.

<sup>13</sup> S. 84.

<sup>14</sup> S. 82.

„Er gab mir auch Beyschlags Leben Jesu<sup>15</sup> zu lesen, das auf mich darum einen überaus tiefen Eindruck machte, weil ich daraus sah, daß man am Neuen Testament kritisch arbeiten und doch ein frommer Christ sein kann. Das hatte ich bis dahin noch nicht gewußt und deshalb mich gegen kritische Bemerkungen mit altväterischer, aber faden-scheiniger Apologetik bei schlechtem Gewissen gewehrt.“<sup>16</sup>

Am Neuen Testament kritisch arbeiten können und trotzdem ein frommer Christ sein, hier finden wir eine der Leitlinien des Lebens Lietzmanns.

Halfmann war Lagarde-Schüler, dementsprechend las Lietzmann dessen Schriften. Zu einer eigentlichen Prägung dadurch ist es jedoch nicht gekommen, vielmehr steht der Anfang des theologischen Studiums Lietzmanns unter dem Vorzeichen und dem entscheidenden Einfluß von Friedrich Nippold. Dahinter sind keinerlei theologische, sondern ausschließlich familiäre Gründe zu suchen. Die Familien Funcke (Lietzmanns Mutter war eine geborene Funcke) und Nippold stammten aus Emmerich und waren seit langem befreundet; bis in die Kinderzeit geht die Bekanntschaft zwischen Lietzmanns Mutter und Nippold zurück. So wandten Mutter und Sohn in ihrer „völligen Ahnungslosigkeit über das Wesen und die Bedingungen des Studiums“<sup>17</sup> sich mit der Bitte um Hilfe an Nippold. Der war selbstverständlich zu allem bereit, schon vor Abschluß des Abiturs war das Studium in Jena – d. h. die Übersiedlung auch der Mutter dorthin – deshalb beschlossene Sache<sup>18</sup>. Aber nur ein Jahr lang blieben beide in Jena – dieser erste Aufenthalt ist reine Episode geblieben. Über sein Studium in der Philosophischen Fakultät weiß Lietzmann Lobendes zu sagen: Goetz, Hirzel und Gelzer werden anerkennend genannt, mit höchstem Lobe die philosophischen Vorlesungen von Otto Liebmann. Über die theologischen Vorlesungen heißt es dagegen lakonisch: „obwohl ich sie ziemlich fleißig besuchte, habe ich im ganzen nichts mitgenommen“<sup>19</sup>. Lietzmanns Urteil über die damalige Jenaer Theologische Fakultät ist zutreffend<sup>20</sup>: sie sei damals „nicht mehr auf der Höhe“ gewesen, ihre Mitglieder hätten „sämtlich den Höhepunkt ihrer Lebensleistung überschritten“ gehabt. Er nimmt – zu Recht – auch Nippold nicht davon aus, der sich damals vor allen Dingen auf seine Arbeit im Evangelischen Bund konzentrierte und seine literarische Arbeit im wesentlichen auf die Bekämpfung der Ritschl-Schule beschränkte. Als einen „wenig erquicklichen und unergiebigem Kampf“ hat Lietzmann das später bezeichnet<sup>21</sup>, damals stand er, wie er ausdrücklich erklärt, ganz im Bann von Nippolds Anschauungen. Das war umso verständlicher, als Lietzmann regelmäßig im Hause Nippolds war; als Sekretär schrieb er nach dessen Diktat beispielsweise die ersten Hefte der „Theologischen Einzelschule“<sup>22</sup> nieder, eben jenes Kampfwerkes gegen die Ritschlsche Schule. Ganz auf der Seite Nippolds stand der junge Lietzmann auch in den Auseinandersetzungen, die anlässlich der Neu-

<sup>15</sup> W. Beyschlag, *Leben Jesu*, 1885, <sup>6</sup>1912.

<sup>16</sup> S. 83.

<sup>17</sup> S. 84.

<sup>18</sup> Vgl. Brief Nr. I.

<sup>19</sup> S. 85.

<sup>20</sup> Vgl. K. Heussi, *Geschichte der Theologischen Fakultät zu Jena*, 1954, S. 327ff.

<sup>21</sup> S. 85.

<sup>22</sup> In 7 Bänden 1893–1907 erschienen.

besetzung des durch Richard Adelbert Lipsius' Tod verwaisten Lehrstuhls ausbrachen<sup>23</sup>. Nach der Emeritierung und nun völlig nach dem Tode Karl von Hases war Lipsius der führende Mann der Jenaer Fakultät geworden, so kam auf die Regelung seiner Nachfolge einiges an. Die Fakultät taktierte so ungeschickt wie möglich; als schließlich die Wahl der vier beteiligten Regierungen<sup>24</sup> auf Hans Hinrich Wendt fiel, war für Nippold der *casus belli* gegeben. Die „lichtscheuen Intrigen“ der Ritschl-Schule waren nach seiner Meinung wieder einmal erfolgreich gewesen; demonstrativ beantragte er Urlaub für ein Semester<sup>25</sup> und unternahm erste Schritte zur Rückkehr nach Bern, von wo er 1884 nach Jena gekommen war. In seiner Erbitterung – für ihn schien Jena entweiht und dem Untergang bestimmt – riet er auch Lietzmann dringend, die Fakultät zu verlassen: zum Wintersemester 1893 hatte Wendt den Ruf nach Jena angenommen, im Sommersemester 1894 ist Lietzmann bereits Bonner Student.

Daß Lietzmann Bonn als neuen Studienort wählte, geht indirekt auf seinen Wittenberger Religionslehrer Halfmann zurück. Dieser hatte ihm zum Abitur Useners „Weihnachtsfest“ geschenkt. Lietzmann las das Buch begierig, wie er berichtet, wenn es auch nur zu geringen Teilen verstehend. Aber er empfand doch sogleich, „daß hier die Verbindung theologischer und philologischer Forschungsarbeit, die mir als unbestimmtes Ideal vorschwebte, in klassischer Vollendung vorliege“<sup>26</sup>. Als nun Nippold zum Verlassen von Jena riet, bedurfte es keines langen Nachdenkens darüber, welche Universität an dessen Stelle treten sollte. Nippold bereitete Lietzmann noch den Weg dadurch, daß er mit ihm zusammen einen Besuch bei Grafe und bei Usener machte<sup>27</sup>. Mit freundschaftlichen Rat schlägen begleitete er auch weiterhin Lietzmanns Fortschreiten<sup>28</sup>; daß er rund 20 Jahre später in Jena mit ihm zusammen wirken würde, konnte er nicht ahnen (und hat er, als es so weit war, nicht gewollt, wenn er den neuen Kollegen – zu seiner Unterstützung berufen – auch freundlich begrüßte)<sup>29</sup>.

<sup>23</sup> Zu den Einzelheiten vgl. Heussi S. 347ff.

<sup>24</sup> Zum komplizierten Verfahren vgl. u. S. 36ff. anlässlich der Berufung Lietzmanns nach Jena.

<sup>25</sup> Den er mit seinem Gesundheitszustand begründen konnte: schon 1891 wie im Wintersemester 1892/93 hatte er seine Vorlesungstätigkeit nicht voll durchhalten können – die Nerven waren der Spannung des Kampfes gegen echte (und eingebildete) Gegner nicht gewachsen.

<sup>26</sup> S. 86.

<sup>27</sup> Vgl. Brief Nr. 3 und S. 86.

<sup>28</sup> Im Nachlaß sind insgesamt 71 Zuschriften Nippolds erhalten, meist Postkarten, sie sind aber, abgesehen von verstreuten Mitteilungen über Nippolds Arbeiten, fast ausschließlich persönlichen Charakters, so beschränkt der Abdruck sich auf wenige wichtige Stücke.

<sup>29</sup> S. 102.

## BONN

In Bonn gewann Lietzmann sogleich Kontakt zu Grafe. Er trat sofort in dessen neutestamentliches Seminar ein, dem er dann ohne Unterbrechung 6 Semester hindurch angehört hat: „Ich bin diesem Seminar meine ganze Schulung auf neutestamentlichem Gebiet schuldig“, erklärt er in seiner Autobiographie<sup>30</sup>. Nun ist das ohne Zweifel übertrieben – die rückblickende Betrachtung verklärt hier die Dinge. Der Schüler stieß vielmehr, wie die Briefe Grafes zeigen, auch in Gebiete vor, die dem Lehrer neu oder fremd waren. Auch in der Grundhaltung hat er sich von der jener frühen Bonner Jahre in dem Maße entfernt, wie der größere Kreis, in dem er sich bewegte, die Bonner Gesichtspunkte erweiterte. Er sei „in jener Zeit auch strammer Parteimann geworden“, erzählt er<sup>31</sup>, und zwar in dem Streit um Meinhold und Grafe, der sich an den Ferienkurs der Bonner Fakultät im Oktober 1894 anschloß. Lietzmann war damals gerade ein Semester in Bonn, selbstverständlich nahm er an dem Ferienkurs teil, auf dem Johannes Meinhold über „Die Anfänge der israelitischen Religion und Geschichte“, Eduard Grafe über „Die neuesten Forschungen über die urchristliche Abendmahlsfeier“ und Otto Ritschl über „Studien zur Geschichte der protestantischen Theologie im 19. Jahrhundert“ referierten. Die beiden vorangegangenen Ferienkurse 1892 und 1893 waren ohne Eklat abgegangen, waren sie doch eingerichtet und getragen von allen Richtungen der rheinischen Pfarrerschaft. Auch der von 1894 verlief in aller Ruhe, keiner der Teilnehmer hatte kritische Einwendungen gegen das Gehörte; der Dank des Präses der Provinzialsynode, gesprochen im Namen der Teilnehmer, war voll warmer Anerkennung für die Vorträge. Eine Woche später sah aber alles anders aus. Pastor Dammann/Essen – der an der Tagung selbst nicht teilgenommen hatte (!) – rief jetzt die „Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“ in Essen und „die gläubigen Kreise“ überhaupt mit flammenden Worten gegen die Zerstörung des Glaubens auf, wie sie durch Meinhold und Grafe in jenen Vorträgen auf dem Ferienkurs eingeleitet worden sei. „Licht und Leben“ nahm den Angriff auf, die konservative Presse schloß sich der Zeitschrift an und so erhob sich landauf, landab ein lautstarker Streit um die „ungläubigen“ Professoren. Tatsächlich hatte Grafe nichts weiter getan, als, seinem Thema entsprechend, über die Abendmahlsauffassung in der neuesten Literatur (Harnack, Jülicher, aber auch Zahn und Spitta) berichtet, ohne einseitig Stellung zu nehmen. Lietzmann teilt über die Vorgänge mit:

„Ein heller Alarmruf von streng orthodoxer Seite machte die öffentliche Meinung der verwandten kirchlichen Kreise gegen den ‚grundstürzenden‘ Bonner Liberalismus mobil, wobei bewährte Mittel der Volksaufhetzung auch ihre bedenkliche Rolle spielten. Und uns Studenten, die wir den von uns selbst miterlebten Tatbestand mit den Zeitungs-

<sup>30</sup> S. 87.

<sup>31</sup> S. 88.

artikeln vergleichen konnten, wurde ein erschütterndes und auch verbitterndes Bild kirchlicher Parteikämpfe zu einer Zeit geboten, wo es für unsere innere Entwicklung besser gewesen wäre, ihnen fernzubleiben.“<sup>32</sup>

Die Auseinandersetzung blieb nicht ohne dauernde Folgen. Der zuständige Minister erklärte, er sei „schon längst der Ansicht, daß es im Interesse einer gleichmäßigen Vertretung der verschiedenen theologischen Ansichten wünschenswert erscheine“, die Fakultät „bei sich darbietender Gelegenheit nach der positiven Richtung hin zu verstärken“<sup>33</sup>. Diese Gelegenheit bot sich natürlich und so „war die Folge eine sich über Jahrzehnte erstreckende Spaltung in eine rechte und eine linke Gruppe, die auch in der Studentenschaft ihre unerquicklichen Nachfolgen fand“<sup>34</sup>. Wo Lietzmann als „strammer Parteimann“ damals stand, ist schon angesichts seiner Schülerschaft zu Grafe klar – nämlich „links“, und zwar mit Leidenschaft. Das hat sich später dann gemäßigt: „die sich festigende Selbständigkeit der wissenschaftlichen Arbeit hat mich Objektivität und Verständnis für die Motive auch der anderen Partei gelehrt“, fügt Lietzmann der Feststellung, er sei „strammer Parteimann“ gewesen, selbst hinzu<sup>35</sup>. Zwar ist Lietzmann Zeit seines Lebens „Liberaler“ geblieben, aber er ist nicht nur zum unbefangenen persönlichen Umgang mit der „anderen Seite“ fähig gewesen (wie immer sie sich auf evangelischer Seite im Lauf der Zeiten nennen mochte), sondern auf eine erstaunliche Weise auch zu einer Objektivierung und Anerkennung ihrer Positionen – nur Unaufrichtigkeit, Nachgiebigkeit gegenüber sachfremden Einflüssen und wissenschaftliche Unzulänglichkeit erregten seinen Zorn, aber das bis ans Ende seines Lebens. Noch mehr gilt diese Unbefangenheit für Lietzmanns Umgang mit den katholischen Gelehrten seiner Zeit; die Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Arbeit an der Geschichte der alten Kirche wurde von ihm – trotz seines engen persönlichen Verhältnisses zu Nippold, dem Mitbegründer des „Evangelischen Bundes“, das ganz anderes hätte erwarten lassen – von vornherein so stark empfunden, daß die konfessionellen Schranken im Normalfall gar nicht erst sichtbar wurden, geschweige denn, daß sie überwunden werden mußten. Damit ist Lietzmann seiner Zeit weit voraus, erst in unserer Generation ist seine Haltung Allgemeingut geworden<sup>36</sup>.

Grafe hat verhältnismäßig wenig publiziert<sup>37</sup>; zur Abrundung seines Bildes sind deshalb die meisten seiner Briefe an Lietzmann in diesen Band aufgenommen<sup>38</sup>, zumal sie – wenn auch mit einer gewissen Einseitigkeit – ein Bild von der

<sup>32</sup> S. 87.

<sup>33</sup> O. Ritschl, Die evangelisch-theologische Fakultät zu Bonn in dem ersten Jahrhundert ihrer Geschichte, 1819–1919, Bonn 1919, S. 79. Weiteres s. bei Ph. Vielhauer: Eduard Grafe, in: Bonner Gelehrte, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn: Evangelische Theologie (150 Jahre Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, 1818–1968), S. 130–142 und A. Meyer, RGG <sup>11</sup>/1910, 857–861.

<sup>34</sup> S. 87.

<sup>35</sup> S. 88.

<sup>36</sup> Zu den Einzelheiten vgl. K. Aland, Hans Lietzmann und die katholischen Patristiker seiner Zeit, in: Kyriakon, Festschrift Johannes Quasten, Münster 1970, 615–635.

<sup>37</sup> Einen Bericht darüber und eine Würdigung bei Ph. Vielhauer, a. a. O.

<sup>38</sup> Die Briefe Lietzmanns fehlen, der Briefnachlaß Grafes konnte trotz aller Bemühungen nicht ausfindig gemacht werden.

damaligen theologischen Lage<sup>39</sup> wie Berichte über Interna der Bonner Theologischen Fakultät geben, welche die Gesamtsituation beleuchten<sup>40</sup>. Allerdings setzen sie erst 1896, nach Lietzmanns Promotion zum Lic. theol., ein – bis dahin vollzog sich der Austausch in regelmäßiger persönlicher Begegnung. So spiegelt sich in ihnen nicht die entscheidende Epoche des wissenschaftlichen und persönlichen Einflusses auf den heranwachsenden Studenten, von dem Lietzmann nachdrücklich zu reden weiß. „Insbesondere packten mich die durch vorzügliches pädagogisches Geschick, schärfste kritische Klarheit und tiefe warmherzige Religiosität ausgezeichneten neutestamentlichen Vorlesungen Grafes“, beginnt er den Bericht über sein Studium in Bonn<sup>41</sup>, um nach dem bereits zitierten Hinweis darauf, daß er Grafes Seminar seine „ganze Schulung auf neutestamentlichem Gebiete schuldig“ sei, fortzufahren: „was ich Grafe als Mensch als danken habe, läßt sich mit wenigen Worten gar nicht sagen. Er ist mir aus einem verehrten und geliebten Lehrer ein treuer Freund geworden und hat es bis an seinen Tod bewiesen“<sup>42</sup>. Mit väterlicher Fürsorge hat Grafe Lietzmanns Weg begleitet, soweit sein Einfluß reichte; am imponierendsten, daß er (zusammen mit seinem Bruder) dem mit steten Finanzschwierigkeiten kämpfenden Privatdozenten für die Jahre 1900–1902 jeweils 1000 Mark aus eigener Tasche zur Verfügung stellte. Der Brief<sup>43</sup>, in dem er das mitteilt, gibt nur die nüchterne schriftliche Bestätigung der vorangegangenen mündlichen Mitteilung und vermittelt insofern nur einen sehr unvollkommenen Eindruck vom tatsächlichen Geschehen, wie auch sonst die Briefe recht nüchtern sind: „Lieber Freund“, diese Anrede ist beinahe die einzige Ausdrucksform der nahen Beziehung<sup>44</sup>. Eindrucksvoll ist, wie Grafe damit fertig wird, daß der Schüler den Lehrer überflügelt<sup>45</sup>, wie er sich über die Grenzen seines Vermögens im klaren ist<sup>46</sup>, wie er in seiner Rektoratszeit – der Krönung der Wirksamkeit eines Professors nach damaligem Verständnis – die Relativität der „Universitätsherrlichkeit“ sieht<sup>47</sup>, besonders eindrucksvoll sein Brief beim Ausscheiden aus seinem Amt<sup>48</sup>, wie seine Freude über Lietzmanns – leider verlorenen – Antwortbrief darauf<sup>49</sup>. Der „Virtuose der Freundschaft“<sup>50</sup> hatte einen würdigen Partner gefunden – besonders bewegend in Lietzmanns Autobiographie ist die Dankbarkeit gegenüber seinen Lehrern (vgl. z. B. Guhrauer) und die bei-

<sup>39</sup> Vgl. z. B. Brief Nr. 246, 289, 293, 295.

<sup>40</sup> Vgl. z. B. Brief Nr. 129, 301.

<sup>41</sup> S. 87.

<sup>42</sup> S. 87.

<sup>43</sup> Brief Nr. 44.

<sup>44</sup> die Empfindlichkeiten – charakteristisch für den deutschen Professor – nicht ausschließt, wie etwa beim vermeintlichen Ausbleiben der Zusendung der Lizentiatenthesen, vgl. Brief Nr. 13, wie der Reaktion auf die Mitteilung des Ausscheidens aus dem Amt, vgl. Brief Nr. 293, beide Male allerdings dann rasch aufgehoben durch die Information über den eigentlichen Tatbestand.

<sup>45</sup> Vgl. Brief Nr. 198.

<sup>46</sup> Brief Nr. 246.

<sup>47</sup> Brief Nr. 138, 141.

<sup>48</sup> Brief Nr. 289.

<sup>49</sup> Brief Nr. 293.

<sup>50</sup> So Adolf Jülcher über Grafe in seiner Autobiographie, *Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen*, hrsg. von E. Stange, IV, 173.

nahe jugendliche Begeisterung, mit der er über sie schreibt – Lietzmann ist damals immerhin fast 50 Jahre alt.

Der Zugang zu Hermann Usener gestaltete sich für den Studenten (damals, nicht zu vergessen, im 3. Semester!) nicht so glatt wie bei Grafe. Der „Fürst im Reich der Wissenschaft“ mit seiner „kühlen Vornehmheit und Sachlichkeit“ schüchterte den „jungen Anfänger“ ein<sup>51</sup>. Der Einführungsbesuch zusammen mit Nippold blieb dementsprechend ohne Resultat, dennoch ergaben sich bald nähere Beziehungen. Obwohl er in Jena schon ein philologisches Hauptseminar absolviert hatte, besuchte Lietzmann in Bonn 1894 noch einmal das Proseminar – weil Usener es leitete – und zwar mit ziemlicher Ernüchterung über den Stand seiner Kenntnisse<sup>52</sup>; in Bonn wehte eben, in der Theologie wie in der klassischen Philologie<sup>53</sup>, ein anderer Wind als in Jena. Dennoch wurde er im nächsten Semester in das von Usener mit Bücheler abwechselnd geleitete und grundsätzlich auf 10 Teilnehmer beschränkte (!) Hauptseminar aufgenommen<sup>54</sup>. Selbst unter der hier versammelten studentischen Auslese hat Lietzmann sich anscheinend von Anfang an hervorgetan; als Usener sich im Sommer 1895 über einige Resultate des Seminars im vorangegangenen Wintersemester vergewissern will, bittet er Lietzmann zu sich, damit dieser ihm Auskunft gibt. Diese kurze Mitteilung<sup>55</sup> ist die erste aus einer langen Reihe, von der nur ganz wenige aufgenommen wurden<sup>56</sup>, weil sie meist nur kurze (wenn auch oft sehr humorvolle) Verabredungen für die persönliche Begegnung enthalten. Lietzmann selbst berichtet, schon 1895 sei er Usener persönlich nähergekommen<sup>57</sup>. Damals gab das Seminar unter Leitung Useners zum 25jährigen Bonner Jubiläum Büchelers die *Vita S. Hypatii* heraus, hier scheint sich Lietzmann erneut ausgezeichnet zu haben. Sieben Semester lang ist Lietzmann Mitglied des Bonner Klassisch-philologischen Seminars gewesen, hier hat er die philologische Schulung empfangen, die für sein Leben bestimmend wurde, auch wenn er sich später von der in Bonn (wie damals überall) praktizierten Konjekturekritik zurückgehalten hat.

Zu dieser offiziellen Ausbildung in den Seminaren und Vorlesungen Useners und Büchelers<sup>58</sup> — Lietzmann schildert sie in seiner Autobiographie ausführlich<sup>59</sup> — kam eine „inoffizielle“, aber beinahe noch wichtigere, nämlich die als Amanuensis Useners. Sieben Jahre lang, bis zu seinem Weggang aus Bonn, ist Lietz-

<sup>51</sup> So Lietzmann S. 88.

<sup>52</sup> S. 88.

<sup>53</sup> Über die damalige Situation der klassischen Philologie in Bonn vgl. H. Herter, *Die Klassische Philologie seit Usener und Bücheler*, in: *Bonner Gelehrte, Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in Bonn: Philosophie und Altertumswissenschaften (150 Jahre Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn, 1818–1968)*, Bonn 1968, S. 165ff; über Usener speziell S. 165–177, über Bücheler S. 177–182, S. 210 die Literatur über beide.

<sup>54</sup> Die Aufnahme erfolgte auf Grund einer von den drei Direktoren zu beurteilenden Bewerbungsschrift in lateinischer Sprache und bedeutete als solche schon eine Auszeichnung.

<sup>55</sup> Brief Nr. 5.

<sup>56</sup> Vgl. Brief Nr. 73, 76, 78.

<sup>57</sup> S. 92.

<sup>58</sup> Neben ihnen nennt er nur noch die des Althistorikers Nissen, S. 91.

<sup>59</sup> S. 88–91.

mann – sofern er nicht auf Handschriftenreisen war<sup>60</sup> – jeden Abend bei Usener gewesen, den ein Augenleiden weithin an eigener Lektüre hinderte, um ihm die Texte und die Literatur, die dieser für seine Arbeiten brauchte, vorzulesen. Natürlich blieb es nicht beim bloßen Vorlesen, auch an der Auswertung hatte Lietzmann seinen Anteil, denn Usener war bemüht, den Jüngeren in alle anstehenden Probleme einzuführen und sie mit ihm in Rede und Gegenrede zu erörtern. Wenn das Seminar die Gesellschule war, so besuchte Lietzmann hier die „Meisterklasse“:

„Es waren köstliche Jahre eines persönlich auch immer inniger werdenden Verkehres zwischen dem großen Meister und mir jungem Anfänger. Jahre, in denen ich für meinen wissenschaftlichen Beruf reich und reif geworden bin, und die mich mit unwandelbarer Liebe und Dankbarkeit an Hermann Usener binden“<sup>61</sup>.

So charakterisiert Lietzmann selbst diese Zeit. Will man diese Amanuensistätigkeit in einem – allerdings karikierenden – Spiegel sehen, so ist der Brief von Th. N. (Theodor Nissen), der damals Lietzmann vertrat, vom 28. März 1897<sup>62</sup> gut dazu geeignet. Er ermöglicht einen zusätzlichen Blick in das „frohe Jugendlieben“ jener Jahre, den Umgang des hoffnungsvollen Nachwuchses miteinander, sein boshafte Urteil über die Umwelt – die Zeit damals war in ihrer Schnoddrigkeit nicht sehr viel anders als unsere. Schon vor Lietzmanns Habilitation sind die Briefe Useners kollegial freundschaftlich, besonders schön ist seine Schilderung der Göttinger Akademiesitzung, in der Lietzmanns Name als Preisträger für die ausgeschriebene Arbeit über Apollinaris bekanntgegeben wurde<sup>63</sup>. Usener leistet Lietzmann bei seinen Arbeiten Hilfestellung<sup>64</sup>, am wichtigsten seine demonstrative Beteiligung mit einem Beitrag zu Lietzmanns erster Veröffentlichung über die Katenen<sup>65</sup>. Mit launigen Kommentaren begleitet er die Ereignisse an der Bonner Universität<sup>66</sup>, selbst wissenschaftliche Probleme werden mit scherzhaften Bemerkungen begleitet<sup>67</sup> – alles Spiegelung einer Gelehrtenfreundschaft, bei der der soviel Jüngere als gleichberechtigt genommen wird, gewiß der Freundschaft mit Grafe vergleichbar, dennoch aber von anderer Substanz. Als Usener im Oktober 1905 plötzlich stirbt, erhält Lietzmann gleich von mehreren Seiten Bericht<sup>68</sup>, am eindrücklichsten dabei der Brief der Witwe<sup>69</sup>: „er liebte Sie im wahren Sinne des Wortes wie ein Vater“. Wir haben „davon geträumt, wie unser Lehrer zu sein und zu leben“, so beschreibt Loeschcke sein Verhältnis zu Usener<sup>70</sup>. Das ist auch in Lietzmanns Namen geschrieben und hat dauernd in seinem Leben nachgewirkt.

<sup>60</sup> Vgl. u. S. 14f., 17.

<sup>61</sup> S. 93.

<sup>62</sup> Brief Nr. 16.

<sup>63</sup> Brief Nr. 35.

<sup>64</sup> Vgl. Brief Nr. 33, 36, 79.

<sup>65</sup> Vgl. u. S. 16.

<sup>66</sup> Brief Nr. 47, 54.

<sup>67</sup> Brief Nr. 79.

<sup>68</sup> Vgl. G. Loeschckes Brief Nr. 119.

<sup>69</sup> Brief Nr. 122.

<sup>70</sup> Brief Nr. 119.

Zum dritten Ordinarius für klassische Philologie in Bonn, Anton Elter, hatte Lietzmann offensichtlich wenig Beziehungen, nur ein Brief von ihm an Lietzmann ist erhalten, er stammt zudem aus der Jenaer Zeit<sup>71</sup>, immerhin klingt – trotz der etwas schulmeisterlichen Kritik – auch hier eine persönliche Bindung an, die offensichtlich bis in die Anfänge Lietzmans zurückreicht. Der Althistoriker Nissen ist schon erwähnt<sup>72</sup>, sonst bleibt vom Bonner Lehrkörper nur noch Sell zu nennen, von dem Lietzmann in seiner Autobiographie sagt, er sei der einzige Theologe neben Grafe, der ihm „als Lehrer . . . näher getreten“ sei<sup>73</sup>. Hier sind die Worte „als Lehrer“ zu unterstreichen, denn nach Ausweis seines Briefwechsels hat Lietzmann sowohl zu J. Meinhold wie zu O. Ritschl in freundschaftlicher Verbindung gestanden. Allerdings setzen die Briefe erst nach Lietzmans Weggang aus Bonn ein, so ist es möglich, daß sich die Beziehungen erst nach Lietzmans Habilitation in Bonn ergaben.

### *Erste Arbeiten und Werdegang bis zur Habilitation*

Erst mit der Habilitation (am 3. Februar 1900) bekommt Lietzmans Weg Gradheit und Geschlossenheit, denn mit ihr wird aus dem Sowohl-Als-auch von Theologie und klassischer Philologie bzw. der Gespaltenheit zwischen beiden eine Einheit. Bereits 1896 hatte Lietzmann sein Theologiestudium zu Ende gebracht, und zwar mit Glanz. Denn schon nach dem sechsten Semester hatte der Student der Theologie seine Schrift „Der Menschensohn. Ein Beitrag zur neutestamentlichen Theologie“<sup>1</sup> vorgelegt. Sie war entstanden aus einer Preisaufgabe der Bonner Fakultät über die Selbstbezeichnung Jesu als Menschensohn. Lietzmann hatte den Preis gewonnen und auf Zureden Grafes das Manuskript weiter ausgebaut. Das Vorwort der – wieder durch Eintreten Grafes – bei J. C. B. Mohr erschienenen Schrift ist auf den 7. Mai 1896 datiert – im Juni hatte der 21jährige Student die Dankschreiben nicht nur des engeren Kreises<sup>2</sup> vorliegen, sondern auch von Pfeiderer<sup>3</sup>, Wrede<sup>4</sup>, Wellhausen<sup>5</sup> und Nöldeke<sup>6</sup>. Pfeiderer schrieb etwas formal, Wellhausen verhältnismäßig kurz, am eingehendsten Wrede: aber alle drei stimmten der These, z. T. mit nachdrücklichen Worten, zu. Und wenn Nöldeke ausführlich Bedenken gegen Einzelheiten anmeldete, so war auch das eine Auszeichnung. Ob wohl einer der Briefschreiber gewußt hat, daß er es mit einem 21jährigen Studenten zu tun hatte? Sehr wahrscheinlich nicht, denn außer in der Widmung (Mutter und Onkel „in dankbarer Liebe gewidmet“) tritt die Jugend nirgendwo in Erscheinung, sondern hier redet ein fertiger Gelehrter in kühler, sorgfältig aufgebauter Argumentation.

<sup>71</sup> Brief Nr. 165.

<sup>72</sup> Vgl. o. S. 9, Anm. 58.

<sup>73</sup> S. 87.

<sup>1</sup> J. C. B. Mohr, Freiburg und Leipzig 1896, vgl. Bibliogr. Nr. 1.

<sup>2</sup> Z. B. Guhrauer und Nippold.

<sup>3</sup> Brief Nr. 7.

<sup>4</sup> Brief Nr. 8.

<sup>5</sup> Brief Nr. 6.

<sup>6</sup> Brief Nr. 9.

In einer Einleitung passieren die bisherigen Lösungsversuche Revue und werden mit schneidender Kritik abgefertigt: nicht nur die verschiedenen, einander entgegengesetzten Resultate stellen die bisherige Arbeit in Frage, auch die Anknüpfung an Daniel 7 sei vom historischen Standpunkt aus bedenklich. Und schließlich, mit Schärfe, das entscheidende Argument:

„Ja, hat denn Jesus überhaupt  $\delta \ \upsilon\lambda\omicron\varsigma \ \tau\omicron\upsilon \ \acute{\alpha}\nu\theta\rho\acute{\omega}\pi\omicron\upsilon$  gesagt? Hat er denn griechisch gesprochen? – Nein, aramäisch; das wird wohl jeder der vorgenannten Forscher zugeben. Folglich ist jeder Versuch, zum Verständnis der Reden Jesu der griechischen Formel einen tieferen Sinn durch sprachliche Analyse entlocken zu wollen, methodisch absolut unzulässig und die ganze auf diese Frage verwendete Mühe unfruchtbar gewesen.“<sup>7</sup>

Man bedauere in der theologischen Literatur des 19. Jahrhunderts immer wieder den Scharfsinn, den die großen Exegeten der antiochenischen Schule verschwendeten, nur um Stellen der Septuaginta auszulegen, deren ganze Problematik lediglich aus schlechter Übersetzung herrühre, „und in Bezug auf eine Fundamentalfrage der Christologie folgt man trotzdem noch genau derselben Methode!“<sup>8</sup> Die einzig richtige Fragestellung heiße vielmehr: „Welches aramäische Wort ist durch  $\delta \ \upsilon\lambda\omicron\varsigma \ \tau\omicron\upsilon \ \acute{\alpha}\nu\theta\rho\acute{\omega}\pi\omicron\upsilon$  wiedergegeben, und was heisst, welchen Gebrauch hat dieses Wort in der Muttersprache Jesu? Das ist die richtige Fragestellung.“<sup>9</sup> Alle bisherigen Versuche in dieser Richtung (einschließlich derer Lagardes und Wellhausens!) hätten einmal daran gekrankt, daß sie nur Andeutungen und keine eingehenderen Untersuchungen boten, und weiterhin vor allem daran, daß sie die außerkanonische Literatur in zu geringem Maße berücksichtigten. Das geschieht jetzt in aller Ausführlichkeit<sup>10</sup>: das Targum Onkelos, das Targum Jonathan, das Evangeliarium hierosolymitanum, der Jerusalemer Talmud usw. werden untersucht bis hin zu Henoch, immer mit dem Resultat: „Menschensohn“ ist kein Messiasitel. Anschließend daran wird die griechische Formel behandelt, denn wenn man die Berichte der Evangelien richtig beurteilen wolle, müsse man „in der urchristlichen Litteratur für den griechischen Sprachgebrauch nach örtlich und zeitlich orientierenden Parallelen“ suchen<sup>11</sup>. Von der Septuaginta und den Evangelien an marschiert nun das Material in den Apostolischen Vätern, den Apokryphen, den Gnostikern, den griechischen Kirchenvätern bis hin zu Johannes Chrysostomus auf, eine Betrachtung der lateinischen Väter folgt<sup>12</sup>. Erst jetzt, nachdem alles Material bereitgestellt ist, wendet sich Lietzmann dem „Menschensohn“ in der Verkündigung Jesu und bei den Synoptikern zu: „Was hat  $\text{בן אדם}$  in den Reden des historischen Jesus bedeutet, welchen Sinn hat er selbst damit verbunden, und wie erklärt sich eventuell die Veränderung, welche der Begriff im Munde der Evangelisten erlitten hat?“<sup>13</sup> Die Erklärung,  $\text{בן אדם}$  sei als „der Mensch“ zu fassen, wie sie Lagarde und Wellhausen geben, bestehe zwar auf den ersten Blick, halte aber gegenüber den Texten nicht stand, weil  $\text{בן אדם}$  Gattungsname sei. Auch andere Erklärungsmöglichkeiten fallen aus, es bleibt nur die Folgerung übrig: „an allen Stellen, wo  $\delta \ \upsilon\lambda\omicron\varsigma \ \tau\omicron\upsilon \ \acute{\alpha}\nu\theta\rho\acute{\omega}\pi\omicron\upsilon$  nur als Umschreibung von ‚Jesus der Messias‘ erklärt werden kann – und das ist die weit überwiegende Mehrzahl – [liegt] der griechischen Formel das entsprechende aramäische Wort nicht zu Grunde, d. h. der Ausspruch kann in der im Texte dargebotenen Form nicht aus Jesu Munde stammen: Jesus hat sich selbst nie den Titel ‚Menschensohn‘ beigelegt, weil derselbe im Aramäischen nicht existiert und aus sprachlichen Gründen nicht existieren kann.“<sup>14</sup> Die Formel sei nicht nur Paulus, dem ältesten Zeugen, unbekannt, sondern auch der gesamten altchristlichen Briefliteratur. Selbst am Text der Evangelien lasse sich nachweisen, daß messianische

<sup>7</sup> S. 25.

<sup>8</sup> S. 26.

<sup>9</sup> Ebda.

<sup>10</sup> S. 30–50.

<sup>11</sup> S. 29.

<sup>12</sup> S. 51–80.

<sup>13</sup> S. 81.

<sup>14</sup> S. 85.

ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου erst später in den Text eingedrungen sei, wie in ausführlicher Diskussion nachgewiesen wird. Aus der vorkanonischen Tradition, welche die Formel noch nicht als Selbstbezeichnung Jesu enthielt, muß also – und zwar „zwischen der Abfassung der griechischen Übersetzung des Alten Testaments und der Lehrzeit Marcions“<sup>15</sup> – aus der Umschreibung von ἀνθρώπος die Bezeichnung des Messias geworden sein. Die Brücke gab Dan. 7,13 ab; zunächst in christlichen Apokalypsen (wovon sich in den Evangelien noch Reste finden, vgl. Mark 13, Matth 24, Luk 21) erscheint der Titel als Bezeichnung des Herrn. Da diese Apokalypsen die Form von Herrenreden hatten, bekommt der υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου den Charakter der Selbstbezeichnung Jesu und wird zur Formel, die man zunächst in andere Redepartien der Evangelien, dann aber auch sonst einfügte, wie Lietzmann unter Diskussion der einzelnen Stellen darlegt<sup>16</sup>. Zusammenfassend schließt er seine Schrift:

„Wir haben demnach in der Formel ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου einen terminus technicus hellenistischer Theologie vor uns, welcher möglicherweise schon in jüdischen Kreisen geschaffen, von der griechischen Urgemeinde bereitwillig übernommen und zur Bezeichnung Jesu gestempelt wurde: der Prozeß der Übertragung dieses Ausdruckes in die Evangelien muß bereits früh begonnen haben, ist jedoch an verschiedenen Orten zu sehr verschiedenen Zeiten zum Abschluß gekommen: das erste datierbare Evangelium, welches die Formel durchgehends verwendete, war die kleinasiatische Vorlage Marcions.“<sup>17</sup>

Lietzmann hat sich wenige Jahre später noch einmal zum Gegenstand geäußert, im wesentlichen in Abwehr anderer Auffassungen<sup>18</sup>. Darauf, wie auf viele spätere Arbeiten Lietzmans, kann hier nicht eingegangen werden, der Bericht<sup>19</sup> über den „Menschensohn“ – und vor allem seine Ausführlichkeit – erklärt sich aus dem Bemühen, das wissenschaftliche Niveau zu beschreiben, das der gerade 21-jährige mit seiner Erstlingsarbeit bereits erreicht hat. Mit ihr ist Lietzmann dann am 28. November 1896 in Bonn zum Licentiaten der Theologie promoviert worden („nicht ohne Bedenken wegen ihrer radikalen Kritik“ habe die Fakultät die Arbeit angenommen, teilt Lietzmann mit<sup>20</sup>). Schon einen Monat vorher hatte Lietzmann das Erste theologische Examen bei der Kirchenbehörde in Koblenz bestanden, sein theologisches Studium hatte damit „einen formellen Abschluß“ gefunden, wie Lietzmann in seiner Autobiographie erklärt<sup>21</sup>. Denn zwar war damals schon – verständlicherweise – die akademische Wirksamkeit sein Lebensziel, aber daß er es nicht ohne die Zwischenschaltung eines praktischen Berufes würde erreichen können, war ihm ebenso klar. Vom Beruf des Pfarrers, der nahe gelegen hätte, hielt ihn die innere Scheu ab. Insbesondere der Predigt fühlte er sich nicht gewachsen: „Mir schien in dem Besteigen der Kanzel ein Anspruch auf

<sup>15</sup> S. 91.

<sup>16</sup> Ebda S. 91–95.

<sup>17</sup> Ebda S. 95.

<sup>18</sup> Vor allem Schmiedels: „Zur Menschensohnfrage“, Theologische Arbeiten aus dem Rheinischen Wissenschaftlichen Prediger-Verein, NF, Heft 2, Freiburg 1898, S. 1–14; vgl. dazu die Briefe Traubes (Brief Nr. 26/27), Wredes (Brief Nr. 28), Bonwetschs (Brief Nr. 29), Nöldekes (Brief Nr. 30) und Boussets (Brief Nr. 38).

<sup>19</sup> Nur davon kann hier wie in allen anderen parallelen Fällen die Rede sein, auf eine Sachdiskussion muß, wenigstens in der Regel, verzichtet werden, um den Umfang dieser Einleitung nicht zu sehr anschwellen zu lassen.

<sup>20</sup> S. 92.

<sup>21</sup> S. 92.

religiöse Überlegenheit gegenüber der Gemeinde zu liegen“, hat er 1926 erklärt<sup>22</sup>. Das ist später anders geworden: wenn Lietzmann in den Berliner Akademischen Gottesdiensten predigte, was er in regelmäßigem Turnus tat, war ihm davon nichts mehr anzumerken. Er war damals nicht nur ein erfolgreicher Kanzelredner<sup>23</sup>, sondern in zunehmendem Maße auch als Grabredner gesucht, und zwar nicht nur in Kreisen der Universität, sondern durchaus auch in denen der Berliner „Society“, was angesichts der zahlreichen angesehenen Pastoren im Berlin jener Zeit einiges heißen will. Zwar fehlte Lietzmanns Predigt jedes Pathos, vielmehr legte er seinen Text nüchtern, akademisch-lehrhaft, ja manchmal beinahe trocken aus. Aber was an seiner Predigt überzeugte und in der Neuen Kirche auf dem damaligen Berliner Gendarmenmarkt ansehnliche Besucherzahlen um die Kanzel sammelte, war der Eindruck der Echtheit der Auslegung, die Überzeugung des Zuhörers, daß der Prediger ganz hinter dem stand, was er sagte – was nicht für alle Prediger auf jener Kanzel in den Jahren nach 1933 galt; die Zuhörer wußten den Unterschied sehr wohl zu werten, mochten diese anderen auch über ein wesentlich größeres Maß an „Kanzelberedsamkeit“ verfügen.

Im Jahre 1896 jedenfalls sah Lietzmann die Möglichkeit eines praktischen Berufes, der ihm zur Überbrückung bis zu der Zeit verhalf, da ihn das akademische Lehramt ernähren konnte, nur in dem des Studienrates. Wenn er in seiner Autobiographie erklärt, daß er deshalb nach dem Abschluß des theologischen Studiums das der klassischen Philologie fortgesetzt habe, so ist das allerdings nicht der vollständige Aspekt. Natürlich ging es Lietzmann um einen „Brotberuf“, aber gleichzeitig trieb ihn doch das Streben nach Ausbau und Vertiefung seiner philologischen Kenntnisse und Erkenntnisse – nicht zufällig gehört in diese Zeit sein naher Umgang mit Usener<sup>24</sup>. Dieses Studium der klassischen Philologie war außerdem aufs stärkste von theologischen Komponenten bestimmt. Lietzmann erzählt:

„An einem Sommerabend des Jahres 1896 las mir meine Mutter aus der Zeitung vor, daß die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften eine Sammlung der Fragmente des Apollinaris von Laodicea als Preisarbeit ausgeschrieben habe und fragte, ob das nicht etwas für mich sei. Das Thema leuchtete mir ein, ich besprach die Sache mit Usener und Grafe und beschloß, an die Arbeit zu gehen.“<sup>25</sup>

Damals ist – wohlgemerkt – der 21jährige Lietzmann offiziell noch Student ohne jeden Examensabschluß, dennoch geht er ohne Zögern die große Aufgabe an. Daß sie ohne Handschriftenstudien nicht zu bewältigen sein würde, ist ihm klar, einen Weg dazu sieht er jedoch nicht. Wieder hilft Grafe, der davon gehört hat, daß Hermann von Soden Hilfsarbeiter für Kollationen zu seiner Ausgabe des Neuen Testaments brauchte. Auf Grafes Empfehlung hin wird Lietzmann im August 1896 für 14 Tage nach Paris geschickt, um drei Handschriften der Apo-

<sup>22</sup> S. 92.

<sup>23</sup> Vgl. das Echo aus der Gemeinde, wie es die Briefe Nr. 995, 1060, 1071, 1087, 1109, 1110 (sie sind bewußt nur aus einem engen Zeitraum gewählt und könnten leicht vermehrt werden) zeigen.

<sup>24</sup> Vgl. o. S. 9f.

<sup>25</sup> S. 93.

kalypse zu kollationieren<sup>26</sup>; die Zeit, die ihm neben diesem Auftrag bleibt, benutzt er für seine Apollinaris-Studien. Dafür war die Heranziehung der Katenenhandschriften erforderlich, der Bibelkommentare der alten Kirche, in denen die Aussagen der Kirchenväter zu den einzelnen Versen der biblischen Bücher wie die Glieder einer Kette (daher der Name) aneinandergereiht sind, entscheidend wichtig deshalb, weil hier Fragmente aus zahlreichen, als Ganzes sonst verlorenen, Schriften geboten werden. „War mir schon vorher aus den drucken die Wichtigkeit dieser Literaturgattung klar geworden, so erstaunte ich doch nicht wenig über die ungeheure Fülle des noch gänzlich unbenutzten Quellenmaterials, welches die Handschriften boten“, erzählt Lietzmann<sup>27</sup>. Im Februar des folgenden Jahres ging Lietzmann noch einmal für zwei Monate nach Paris – wieder im Auftrage von Sodens und dementsprechend für seine eigene Arbeit nur außerhalb der Öffnungszeiten des Handschriftenlesesaales frei. Dieses Mal nahm er seine Mutter mit, die sich inzwischen Kenntnisse der griechischen Paläographie angeeignet hatte, die ausreichten, um Handschriften abzuschreiben bzw. nach den Angaben des Sohnes Handschriftenvergleiche anzustellen.

Obwohl die freie Zeit auch für Apollinaris benutzt werden mußte, war das Resultat dieses zweiten Parisaufenthaltes die erste Schrift über die Katenen: „Catenen. Mitteilungen über ihre Geschichte und handschriftliche Überlieferung“. Sie erschien im Herbst 1897 – man weiß nicht, was man an ihr am meisten bewundern soll: den Mut des 22-jährigen, nach einer so begrenzten Arbeitszeit und an Hand eines so begrenzten Materials (etwas über 50 der Pariser Handschriften sind benutzt<sup>28</sup>) eine solche Arbeit zu veröffentlichen, oder den großartigen Weitblick, mit dem er hier die Erforschung der Katenen in Herausforderung der Patristiker seiner Zeit zum Programm erhebt. Gewiß hatte er Vorgänger: schon 1870 hatte Lagarde die systematische Heranziehung der Katenen bei der Herausgabe von patristischen Schriften gefordert<sup>29</sup>. Wenige Jahre vor Lietzmann hatte Paul Wendland für die sich damals konstituierende Berliner Kirchenväterkommission einen Plan zur Herausgabe der Oktateuchkatene entworfen<sup>30</sup> und Preuschen hatte, die Anregung Wendlands aufnehmend, im Abschnitt über die indirekte Überlieferung der Kirchenväter in Harnacks Geschichte der altchristlichen Literatur erklärt<sup>31</sup>, daß eine Ausgabe der vornicänischen Kirchenväter nicht möglich sei ohne vorherige Klärung ihrer Überlieferung in den Katenen, und hinzugefügt: „mit dem gedruckten vorliegenden Materiale ist nicht weiter zu kommen.“<sup>32</sup> Insofern war Lietzmann der Weg bereitet. Aber erstens ging Lietzmann in seiner Zielsetzung weiter, wenn er forderte: „deshalb wird eine Ausgabe der Kettencommentare als die nächste und notwendigste Aufgabe der patristischen

<sup>26</sup> Vgl. Brief Nr. 10.

<sup>27</sup> Catenen, 1897, S. V.

<sup>28</sup> Die genaue Zahl ist nicht sicher: 54 habe er beschrieben, erklärt Lietzmann S. 9, die gleich danach gegebene chronologische Aufstellung geht von 55 aus, das Handschriftenregister S. 85 verzeichnet 56, eigentliche Auswertungen finden sich, wenn ich richtig zähle, für 54.

<sup>29</sup> GGA 1870, S. 801–824.

<sup>30</sup> Jahrb. f. prot. Theologie 1892, S. 490ff.

<sup>31</sup> Geschichte der altchristl. Literatur bis Eusebius I, 2, 835 (1893, <sup>2</sup>1958).

<sup>32</sup> Ebda.

forschung, soweit sie auf die exegetischen Schriften der Alten gerichtet ist, bezeichnet werden müssen<sup>33</sup>. Wie hoch dieses Ziel gesteckt ist, zeigt sich daran, daß es bis heute noch nicht erreicht ist. Zwar sind Breschen geschlagen, etwa durch Staab und Reuss mit ihren Untersuchungen über die Paulus- und die Evangelienkatenen und den sich daran anschließenden Ausgaben, zwar ist mancherlei Arbeit auch sonst in die Erforschung der Katenen und die Erhebung der Zitate einzelner Väter aus ihnen investiert worden; vor allem M. Richard, aber auch M. Harl und E. Mühlberg sind hier besonders zu nennen. Beim Neuen Testament jedoch – um vom Alten zu schweigen – müssen wir uns auf weiten Strecken noch genauso wie Lietzmann und seine Zeit mit der miserablen Ausgabe von Cramer herumschlagen; daß diese Ausgabe von 1844 erst vor kurzem (1967) einen Neudruck erlebt hat, ist bezeichnend für die Resignation unserer Zeit. Und zweitens waren Wendland, Preuschen, Klostermann (welcher die Wichtigkeit der Katenen für die Überlieferung der Homilien des Origenes zu Josua und Jeremia hervorgehoben hatte<sup>34</sup>) und wer hier sonst noch zu nennen ist, nur einzelne, die Masse der Patristiker stand zögernd oder mißtrauisch abseits. Zwar hatte sich Usener demonstrativ hinter den 22jährigen gestellt, dadurch, daß er dessen Programmschrift einen Aufsatz über den Hiobkommentar des Julian von Halikarnass beigab<sup>35</sup>, so daß es auf dem Titel des Hefes über die Katenen heißen konnte: Mit einem Beitrag von Prof. Dr. Hermann Usener“. Aber trotzdem wäre die Stimme des 22jährigen Licentiaten, der da erklärte: „die zahlreichen anderweitig nicht oder nur unvollkommen überlieferten fragmente griechischer kirchenschriftsteller können ohne vorherige herausgabe der in betracht kommenden catenen nicht in wissenschaftlich brauchbarer weise gesichtet und gesammelt werden“,<sup>36</sup> wirkungslos verhallt, wenn nicht Nathanael Bonwetsch sich seiner angenommen hätte. Bonwetsch hatte ein Jahr vor dem Erscheinen von Lietzmanns „Catenen“ in den Nachrichten der Göttinger Akademie der Wissenschaften seinen Bericht über „Die handschriftliche Ueberlieferung des Danielcommentars Hippolyts“ erstattet<sup>37</sup> und hier die Bedeutung der Katenen nachdrücklich hervorgehoben. Denn bei der Arbeit für den Hippolyt-Band in den Griechischen Christlichen Schriftstellern der Berliner Akademie war ihm die Vernachlässigung der Katenen mit ihren negativen Auswirkungen nicht nur für den Danielkommentar Hippolyts, sondern für die Überlieferung der griechischen Kirchenväter überhaupt deutlich geworden, so daß er eine Gesamtuntersuchung der Katenenüberlieferung durch die Göttinger Akademie in Aussicht genommen hatte. Harnacks Mitteilung, die Berliner Akademie werde das tun, hatte ihn davon jedoch bisher zurückgehalten<sup>38</sup>. Wie reserviert Harnack tatsächlich über den Wert und die Notwendigkeit einer vollständigen Untersuchung der Katenen dachte, zeigte seine Reaktion

<sup>33</sup> Catenen, S. 26.

<sup>34</sup> TU XII, 3.

<sup>35</sup> S. 28–34: Julian von Halikarnass.

<sup>36</sup> S. 26.

<sup>37</sup> Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse, 1896, S. 16–42.

<sup>38</sup> Vgl. Brief Nr. 20.

auf die Zusendung von Lietzmanns Arbeit<sup>39</sup>; auch die Intervention Wendlands, Diels' und Wilamowitz<sup>40</sup> vermochten ihn nicht aus seiner Reserve herauszulocken. So nahm Bonwetsch seinen Plan wieder auf; die Göttinger Akademie beschloß auf seine Initiative hin, Lietzmanns Plan eines Gesamtkatalogs der Katenen zu unterstützen<sup>41</sup>. Bereits im Winter 1897 konnte Lietzmann so zu Bibliotheksreisen aufbrechen; bis zum Jahre 1898 hatte er nicht weniger als 205 Handschriften in deutschen, schweizerischen, österreichischen und italienischen Bibliotheken untersucht<sup>42</sup>, bis zum Beginn des Jahres 1900 folgten weitere 161 Handschriften, diesmal aus Bibliotheken ganz Europas, Rußlands und des Vorderen Orients<sup>43</sup>. Unterstützt wurde Lietzmann dabei von seinem Freund Karo, das Resultat der gemeinsamen Arbeit, den „Catenarum graecarum Catalogus“, konnte Bonwetsch bereits am 20. Juli 1901 der Göttinger Akademie im Manuskript vorlegen<sup>44</sup>. Diese Publikation wie die Intervention Mercatis<sup>45</sup> brachten eine Sinnesänderung Harnacks zustande<sup>46</sup>. 1902 bereits findet Lietzmanns Antrag an die Kirchenväterkommission, nach der Katalogisierung der Katenen nun auch an ihre Auswertung heranzugehen, einigermaßen wohlwollende Aufnahme<sup>47</sup>. 1903 ist der Durchbruch vollzogen, die Kommission nimmt Lietzmanns Vorschläge an<sup>48</sup>, ja sie ist sogar bereit, ihm Wünsche zu erfüllen, die sie eigentlich für extravagant hält<sup>49</sup>. Lietzmann hat übrigens später eingesehen, daß seine ursprüngliche Forderung nach Edition aller wichtigen Katenen vorläufig unerfüllbar sei und sie darauf reduziert, daß an einer Stelle (d. h. in Berlin) eine Sammlung von Fotografien ihrer maßgeblichen Handschriften eingerichtet werden sollte<sup>50</sup>. Das hat dann Harnack und der Kirchenväterkommission Zustimmung gefunden<sup>51</sup>, obwohl die Aufwendungen dafür die Mittel der Kommission aufs äußerste beanspruchten<sup>52</sup>.

Dies alles ist aus jenen beiden Aufenthalten in Paris im Auftrag von Sodens erwachsen. Noch eine andere folgenreiche Begegnung geschah hier, die Lietzmanns ganzes Leben lang nachgewirkt hat: die mit der neutestamentlichen Textkritik. Zwar blieb die Mitarbeit an Sodens Ausgabe nur Episode: schon den Anweisungen, die Soden ihm im August 1896 erteilte<sup>53</sup>, kam Lietzmann nicht nach; statt der gewünschten Verkürzung der Kollation führte er sie bis in alle Einzelheiten hin durch. Das brachte ihm das Lob Boussets ein („Ich bin durch

<sup>39</sup> Vgl. Brief Nr. 17.

<sup>40</sup> Vgl. Brief Nr. 18, 21, 19.

<sup>41</sup> Vgl. Brief Nr. 22.

<sup>42</sup> Geschäftliche Mitteilungen der Göttinger Akademie, 1899, S. 12, Bibliogr. Nr. 5.

<sup>43</sup> Ebda 1900, S. 17, Bibliogr. Nr. 7.

<sup>44</sup> Im Druck in Fortsetzungen erschienen in den Nachrichten der Akademie von 1902, vgl. Bibliogr. Nr. 15.

<sup>45</sup> Vgl. Brief Nr. 22, 24.

<sup>46</sup> Vgl. Brief Nr. 61 und 66, welche die Wandlung ankündigen.

<sup>47</sup> Vgl. Brief Nr. 67.

<sup>48</sup> Vgl. den aufschlußreichen Umlauf bei den Mitgliedern der Kommission, Briefe Nr. 88, 95.

<sup>49</sup> Vgl. Brief Nr. 91.

<sup>50</sup> Vgl. Brief Nr. 169.

<sup>51</sup> Vgl. Brief Nr. 171.

<sup>52</sup> Vgl. Brief Nr. 173.

<sup>53</sup> Brief Nr. 10.

Ihre Arbeit von neuem nur in meiner Ansicht bestärkt, daß die von Ihnen befolgte Methode die einzig richtige ist<sup>54</sup>), welcher im Sodenschen Unternehmen für die Apokalypse zuständig war, fand jedoch bei von Soden wenig Verständnis<sup>55</sup>. Offensichtlich waren Lietzmann bereits bei dieser ersten Arbeit Fragen gekommen – Soden versuchte sie zu beantworten<sup>56</sup> – anscheinend hat er aber auch gleichzeitig Vorschläge für eine Erweiterung der Zusammenarbeit (in bezug auf die Itala?) gemacht. Das war nach dem ersten, wenig mehr als zwei Wochen dauernden Aufenthalt in Paris. Der zweite Aufenthalt änderte die Situation und Lietzmanns Haltung. Nur ein Brief Lietzmanns aus jener Zeit ist erhalten<sup>57</sup>, anscheinend sind damals aber noch zahlreiche andere Briefe an von Soden gegangen<sup>58</sup>. Offensichtlich waren alle voller Bedenken hinsichtlich der Auswahl der für die Ausgabe herangezogenen Handschriften wie der Ungenauigkeit in der Verwertung der Kollationen für die damals angestellten Probedrucke. „Einer Antwort bin ich nie gewürdigt worden“, berichtet Lietzmann<sup>59</sup>. All das muß sich während des zweimonatigen Aufenthaltes in Paris abgespielt haben, denn Lietzmann fährt fort: „Als ich nach Bonn zurückkehrte, wußten wir beide, daß ein weiteres Zusammenarbeiten nicht mehr möglich war.“<sup>60</sup> Aber dennoch besteht kein Zweifel, daß die neutestamentliche Textkritik damals genauso wie die Katenenforschung von Lietzmann Besitz ergriffen hat. Daß er in der Folgezeit dreimal die Klingen mit von Soden gekreuzt hat<sup>61</sup>, könnte man noch – notfalls – unter die Rubrik der „Abreaktion“ des alten Gegensatzes rechnen. Aber die Fülle seiner Äußerungen zum Gegenstand<sup>62</sup> spricht eine ebenso deutliche Sprache wie seine Antrittsrede beim Eintritt in die Berliner Akademie der Wissenschaften von 1927, in der es heißt, daß er nicht von der Hoffnung lasse, „auch dem Text des Neuen Testaments entscheidende Dienste leisten zu können“<sup>63</sup>. Gewiß hat Lietzmann vieles dafür getan: in seiner Diskussion mit Streitberg über die Vorlage der gotischen Bibel des Ulfila<sup>64</sup>, in seiner glanzvollen Auseinandersetzung mit Schanze und Sievers über die Schallanalyse<sup>65</sup>, in seiner Erörterung der Bedeutung der Chester Beatty-Papyri<sup>66</sup>. Er hat in der „Einführung in das Neue Testament“ von Knopf<sup>67</sup> die textkritischen Abschnitte geschrieben und seine „Einführung in die Textgeschichte

<sup>54</sup> Brief Nr. 12.

<sup>55</sup> Brief Nr. 11.

<sup>56</sup> Vgl. Brief Nr. 11.

<sup>57</sup> Vom 30. 3. 1897.

<sup>58</sup> Nicht erhalten, der Nachlaß H. v. Sodens ist verloren.

<sup>59</sup> S. 94.

<sup>60</sup> S. 94, Bousset war übrigens schon früher ausgeschieden, vgl. Brief Nr. 14.

<sup>61</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 49, 50, 142, zu den beiden ersten Aufsätzen vgl. die Briefe Sickenbergers (Nr. 85), Harnacks (Nr. 146) u. Gregorys (Nr. 147).

<sup>62</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 67, 128, 156, 172, 177, 208, 229 (mit den Folge-nummern), 231, 234, 260, 397, 406, 411, 429.

<sup>63</sup> SBA, Phil.-hist. Kl. 1927, S. LXXXIV, Kl. Schriften, III, 371.

<sup>64</sup> Bibliogr. Nr. 172, vgl. u. S. 117.

<sup>65</sup> Bibliogr. Nr. 177 und 208, vgl. u. S. 117ff.

<sup>66</sup> Bibliogr. Nr. 397, 406.

<sup>67</sup> Letzte Bearbeitung 1934, vgl. Bibliogr. Nr. 391 (Nr. 495 ist Nachdruck).

der Paulusbriefer<sup>68</sup> ist mit ihrer klaren Übersicht vielen eine Hilfe gewesen. Die von ihm bearbeiteten Kommentare zu den großen Paulusbriefen im „Handbuch zum Neuen Testament“ enthalten eine Fülle von textkritischen Entscheidungen. Aber all das reicht nicht aus, um den Rahmen von Lietzmanns Antrittsrede in der Berliner Akademie zu füllen. Ganz offensichtlich hat er den Plan einer eigenen großen kritischen Ausgabe des Neuen Testaments gehegt, nur so sind seine Worte zu interpretieren<sup>69</sup>.

Sie haben zur Voraussetzung die Verhandlungen der deutschen Neutestamentler-Tagungen. Die erste fand im Oktober 1922 in Würzburg statt<sup>70</sup>. Lietzmann gehörte neben Behm und Dobschütz zu ihren Einberufern, die Voraussetzungen dafür waren bezeichnenderweise auf der Kirchenhistorikertagung des Vorjahres in Jena geschaffen worden. Zum ersten Mal fanden sich hier die bis dahin völlig isoliert arbeitenden deutschen Neutestamentler zur Diskussion aktueller wissenschaftlicher Fragen wie zur Beratung von Gemeinschaftsaufgaben zusammen. Ausführlich wurde in Würzburg über die Neugestaltung der Handausgabe des griechischen Neuen Testaments von Nestle, die Neubearbeitung des Wettstein, d. h. das Corpus hellenicum – und eine Neubearbeitung der editio octava von Tischendorf diskutiert. Allerdings stellte sich heraus, daß im Verlag damals „noch ein für längere Zeit reichender Vorrat“ von Exemplaren der Ausgabe Tischendorfs vorhanden war<sup>71</sup>. 1923, bei der 2. Tagung in Münster<sup>72</sup>, wie 1924 bei der 3. Tagung in Marburg<sup>73</sup>, war die Situation noch unverändert, 1925 auf der 4. Tagung in Erlangen<sup>74</sup> dagegen begann man, ernsthaft zu planen, denn jetzt waren – dank einer Sonderaktion – die noch vorhandenen Exemplare der Ausgabe Tischendorfs beim Verlag vergriffen. Von dem ursprünglichen Plan, nur Nachträge dazu zu geben, ging man deshalb ab und faßte eine völlige Neubearbeitung ins Auge. Einig war man sich in bezug auf diese nur darüber, daß der Apparat auf das System Gregorys umgestellt werden und daß eine Arbeitsteilung vorgenommen werden mußte. Welchen Text man zugrunde legen wollte, war zwar umstritten: eine neue Rezension (meist abgelehnt), den Text Tischendorfs (Dobschütz), den Nestles als modernen Textus receptus (O. Stählin<sup>75</sup>), eine Handschrift (Lietzmann)<sup>76</sup>; die Weichen für die neue große Ausgabe schienen jedoch gestellt. Aber jetzt kam die Konkurrenz der Engländer, die (ohne den deutschen

<sup>68</sup> S. 1–18 in seinem Kommentar zum Römerbrief, letzte Bearbeitung 1933, vgl. Bibliogr. Nr. 370.

<sup>69</sup> Eindeutig bestätigt wird diese Auffassung durch die Antwort des Sekretars Lüders auf die Antrittsrede, vgl. SBA phil. hist. Klasse 1927, S. LXXXVI, Kl. Schriften III, S. 373, sowie noch am 13. Juni 1934 durch den Brief an Jülicher: „Ich habe meine Hoffnung auf den Plan einer neutestamentlichen Ausgabe der Akademie noch nicht aufgegeben, wenn auch die gegenwärtigen Zeiten dafür nicht günstig sind“ (vgl. Brief Nr. 871).

<sup>70</sup> Vgl. den Bericht darüber von v. Dobschütz, ZNW 22, 1923, 147–150.

<sup>71</sup> S. 148.

<sup>72</sup> Vgl. den Bericht darüber von v. Dobschütz, ZNW 22, 1923, 309–312.

<sup>73</sup> Vgl. den Bericht darüber von v. Dobschütz, ZNW 23, 1924, 310–313.

<sup>74</sup> Vgl. den Bericht darüber von v. Dobschütz, ZNW 25, 1926, 168–174.

<sup>75</sup> Zur Vorbereitung des neuen Tischendorf, ZNW 25, 1926, 165–168.

<sup>76</sup> „Der Vaticanus oder vielleicht noch besser der Alexandrinus“, ebda. S. 165.

Plan zu kennen, obwohl die ZNW mehrfach über ihn berichtet hatte, oder ohne ihn zur Kenntnis nehmen zu wollen) ihrerseits einen „neuen Tischendorf“ ankündigten<sup>77</sup>. Es wurden sogleich Verhandlungen mit ihnen aufgenommen, aber der ursprüngliche deutsche Plan war torpediert – in diesem Augenblick hält Lietzmann seine Antrittsrede in der Akademie, von hier aus bekommt sie ihr besonderes Vorzeichen.

Lietzmann hat seinen Vorsatz nicht verwirklicht. Zwar ging konsequenterweise nach dem Tode von Dobschütz die Führung der neutestamentlichen Handschriftenliste an ihn über<sup>78</sup>, und im gleichen Jahr 1936 brachte er (zusammen mit H. G. Opitz) die neue Bearbeitung der Synopse von Huck heraus<sup>79</sup>. Gleichzeitig war es ihm gelungen, in W. Matzkow einen Mitarbeiter zu gewinnen, der Jülichers Arbeit an der Itala zum Abschluß zu bringen sich anschickte<sup>80</sup>. Jetzt wäre der Augenblick zur Realisierung des alten Plans gekommen gewesen, zumal Lietzmann damals neben Opitz über eine ganze Reihe von Mitarbeitern verfügte, die sich freudig zur Mitwirkung daran zur Verfügung gestellt hätten – die einst gefährlich scheinende englische Konkurrenz hatte sich als nicht-existent erwiesen, wenigstens soweit Taten und nicht nur Planungen in Betracht kamen. Aber Lietzmann gab das Signal zum Beginn nicht – offensichtlich hatte er resigniert. 1932 war der erste Band seiner „Geschichte der Alten Kirche“ erschienen, 1936 der zweite; der Fortsetzung dieses seines alle früheren Arbeiten zusammenfassenden und krönenden Lebenswerkes galt sein Hauptinteresse, alle Kräfte, welche die Arbeit daran übrig ließ, waren außerdem zur Abwehr der zerstörenden Einflüsse jener Zeit in Universität, Akademie und Kirche erforderlich. Wenn heute an der Verwirklichung des alten Planes Lietzmans gearbeitet wird, so ist das ohne dessen Kenntnis in Angriff genommen worden – erst die Arbeit an diesem Band ergab die überraschende Erhellung der Zusammenhänge – trotzdem treten die damit Befassten gern in das ihnen bisher unbekannte Erbe ein.

Katenenforschung und neutestamentliche Textkritik als neue Arbeitsgebiete, das war das Resultat jener zwei Reisen nach Paris, die Lietzmann für von Soden 1896/97 angetreten hatte. Dabei war das eigentliche Motiv für die Übernahme der Kollationsarbeiten am Neuen Testament die der Handschriftenstudien für die Preisauflage der Göttinger Akademie über Apollinaris von Laodicea gewesen. Auch sie waren erstaunlicherweise nicht zu kurz gekommen. Lietzmann ist Zeit seines Lebens ein schneller Arbeiter gewesen, damals aber muß er sich selbst übertroffen haben. Denn zum vorgeschriebenen Termin lag die Preisarbeit in Göttingen vor – und erhielt am 6. Mai 1899 den Preis. Usener beschreibt den Vorgang als Augenzeuge<sup>81</sup>:

<sup>77</sup> Vgl. dazu Brief Nr. 560 als Kommentar.

<sup>78</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 429.

<sup>79</sup> Bibliogr. Nr. 423.

<sup>80</sup> Band I mit dem Matthäusevangelium erschien 1938, Band II mit dem Markusevangelium 1940. Der Anteil Matzkows an den Bänden ist mit der Aussage „zum Druck besorgt“ auf dem Titelblatt sehr unvollständig zum Ausdruck gebracht (die Formulierung wurde von Lietzmann mit Rücksicht auf Jülicher gewählt), tatsächlich hat Matzkow Jülichers Manuskript mit Ausnahme der Leitzeile von Grund auf überprüft und erhebliche Teile neu geschrieben.

<sup>81</sup> Brief Nr. 35.

„Das urteil muß brillant lauten; die proklamation des namens hat bei mehreren eine große enträuschung hervorgerufen, die für Sie höchst ehrenvoll ist: gewisse mitglieder der Sozietät, welche über Ihre leistung mitzuberichten hatten, waren durch die handschrift und die haltung der philosophischen teile zu der ansicht veranlaßt worden, als verfasser herrn prof. Brinkmann in Königsberg anzunehmen. Möge das ein omen und zugleich ein stachel für Sie werden, eine so solide arbeit zu liefern, wie Br. es zu tun pflegt.“

Die Preisarbeit verhält sich zum 1904 im Druck erschienenen stattlichen Band: „Apollinaris und seine Schule. Texte und Untersuchungen I“ wohl wie der Entwurf zur fertigen Ausführung (Lietzmann spricht vom „eingereichten torso einer bearbeitung des themas<sup>82</sup>), aber trotzdem dürfte genug Arbeit in sie investiert gewesen sein. Außerdem arbeitete Lietzmann an seinem Katenenkatalog (s. o. S. 15ff.) – und vor allen Dingen schloß er sein philologisches Studium im Februar 1898 durch das Staatsexamen ab, und zwar gleich in vier Fächern: Religion, Hebräisch, Griechisch und Latein, in jedem Fall mit Lehrbefähigung bis in die Oberstufe. Die Vorbereitung darauf dürfte einige Mühe bereitet haben<sup>83</sup>, anschließend daran ging Lietzmann sofort in den einjährigen Vorbereitungsdienst am Staatlichen Gymnasium – unter diesen Voraussetzungen geschah die Arbeit an der Preisschrift!

Von seiner Seminarzeit hat Lietzmann den schlechtesten Eindruck mitgenommen, er beschreibt sie in seiner Autobiographie, die sonst ausnahmslos positiv gehalten ist (und zwar positiver als die Zustände – und Menschen – manchmal in Wirklichkeit waren), mit einiger Erbitterung: von dem sonst zur Schau getragenen Standesbewußtsein der Herren Oberlehrer blieb für die Lehramtskandidaten nichts übrig, sie wurden vom Herrn Direktor wie vom Lehrerkollegium gleichmäßig miserabel behandelt. Das war, wie nicht anders zu erwarten, gekoppelt mit Ignoranz: „Der Direktor war vollkommen unfähig und las uns aus mühsam zusammengestoppelten Heften allerlei Weisheit vor, die er Pädagogik nannte. Und mit einer einzigen sehr rühmlichen Ausnahme machten es die anderen mit unserer Ausbildung betreuten Herren nicht viel besser.“<sup>84</sup>

<sup>82</sup> Apollinaris S. VII. Im selben Jahr 1904 erschien dann noch zusätzlich, und zwar von J. Flemming und Lietzmann gemeinsam herausgegeben (wobei Lietzmann nicht nur für den Plan der Ausgabe und das Ausfindigmachen der Handschriften verantwortlich ist, sondern auch ausdrücklich als gleichverantwortlicher Herausgeber für den griechischen wie den syrischen Textteil auftritt): Apollinaristische Schriften syrisch, mit den griechischen Texten. Lietzmann hat noch einen zweiten Band geplant, der „vornehmlich für die exegetischen fragmente“ gedacht war, d. h. er wollte aus seinen Katenenstudien die praktischen Konsequenzen für Apollinaris ziehen und außerdem „eine darstellung der theologie des Apollinaris . . . gesondert in grösserem zusammenhang“ (Apollinaris S. VIII) vorlegen. Von diesem Plan hat er später noch öfter als lohnender Aufgabe gesprochen und gemeint, es bedürfe dafür nur einer systematischen Bearbeitung seines Bandes I. E. Mühlenberg hat inzwischen (Die Theologie des Apollinaris von Laodicea, 1969) die Lücke ausgefüllt. Zum Echo auf die Arbeit Lietzmans vgl. Brief Nr. 101 (Holl), 102 (Bonwetsch), 103 (Harnack), 104 (Grafe), 105 (Wilamowitz, besonders interessant wegen seiner Wertungen), 114 (Loofs), sowie 106 (Frau de Lagarde; der syrische Band war „Paul de Lagarde zum Gedächtnis“ gewidmet).

<sup>83</sup> Vgl. Brief Nr. 40.

<sup>84</sup> S. 95.

Nicht nur eine Null, „sondern ein kräftiges Minus“ habe dieses Jahr in seiner pädagogischen Ausbildung bedeutet, faßt Lietzmann zusammen. Um so angenehmer verlief das anschließende Probejahr am Städtischen Gymnasium. „Mit heller Freude“ habe er hier unterrichtet, berichtet Lietzmann, und die „schöne Schulmeistererfahrung gemacht, daß die Buben in Wirklichkeit viel besser sind, als man gemeinhin glaubt, und daß der Lehrer von ihrem Zutrauen und ihrem ehrlichen Willen viel mehr erlangt als von ihrer Furcht“<sup>85</sup>. Man war auch bereit, ihn vor Ablauf der offiziellen Frist anzustellen. Lietzmanns Lehrerfolg spielte hier offensichtlich die entscheidende Rolle. Damit wäre aber Lietzmanns Laufbahn entschieden gewesen: Hauptberuf Studienrat, daneben Bemühen um eine Privatdozentur. Aber: das Schulkollegium zog bei dieser „Extravaganz“ nicht mit<sup>86</sup> und Lietzmann sah sich der Versetzung in die Provinz gegenüber, die das Ende all seiner Pläne bedeutet hätte.

In seiner Notlage – um nicht zu sagen Verzweiflung – wandte sich Lietzmann an den Kultusminister als letzten Ausweg<sup>87</sup>, aber ohne Erfolg. Besonders schwierig war seine Lage dadurch, daß er infolge seiner Reisen für das Katenen-Unternehmen nicht immer am Ort sein konnte. Als er sich im Herbst 1898, sicher nicht ganz leichten Herzens, in diesem Zusammenhang zur Abreise nach Rußland rüstete, traf er zufällig Arnold Meyer, der damals die Inspektorenstelle am Bonner Stift innehatte. Dieser erzählte ihm, er werde die Inspektorenstelle am Stift wegen seiner Verlobung aufgeben und fragte ihn ausdrücklich, ob er sich nicht um seine Nachfolge bewerben wolle<sup>88</sup>. Nach seiner Rückkehr erklärte Lietzmann sich Grafe gegenüber dazu bereit, der das sogleich dem Dekan, Sachsse, mitteilte. Ein Gespräch mit diesem ergab volle Einigkeit, die Stelle schien Lietzmann sicher. Aber es kam anders. Einmal hatte Arnold Meyer, nachdem er selbst Lietzmann die Stelle angeboten hatte, nichts Eiligeres zu tun gehabt, als verschiedenen Mitgliedern der Fakultät darzulegen, daß Lietzmann für die Stelle ungeeignet sei (obwohl er in den letzten fünf Jahren keinerlei Umgang mit ihm gehabt hatte!). Außerdem hatte der „rechte“ Flügel der Fakultät einen anderen Kandidaten in petto, den in Berlin gerade habilitierten Heinrich Weinel, der ihm besser für die Aufsicht über den theologischen Nachwuchs geeignet schien als der „linke“ Lietzmann. So unterlag dieser bei der Abstimmung in der Fakultät. Als Trostpflaster für Lietzmann – und für das eigene schlechte Gewissen? – erklärte man jedoch, daß man gegen eine Habilitation Lietzmanns nichts einzuwenden haben würde. Grafe und Sell forderten ihn mit Nachdruck auf, diese einmalige Gelegenheit sofort wahrzunehmen. Aber ohne Zustimmung Useners wollte Lietzmann das nicht tun, und Usener war während dieser Vorgänge von Bonn abwesend. Sogleich nach seiner Rückkehr berichtete ihm Lietzmann davon – aber Usener war völlig gegen die sofortige Habilitation, wahrscheinlich weil er (aufgrund eigener Erfahrung) der Meinung war<sup>89</sup>, daß einige Jahre praktischer Schultätigkeit dem

<sup>85</sup> S. 96.

<sup>86</sup> Man war auf der Behörde anscheinend auch anderer Ansicht über Lietzmanns Lehrmethode als die Schulleitung, vgl. Brief Nr. 49.

<sup>87</sup> Brief Nr. 40.

<sup>88</sup> Brief Nr. 45, die Darstellung der Autobiographie S. 96 ist danach zu ergänzen.

<sup>89</sup> Vgl. den Brief Diehls Nr. 34.

künftigen Hochschullehrer nur gut tun könnten. Daraufhin wurde sofort Grafe in Bewegung gesetzt; ihm gelang es, Usener umzustimmen. Mit Blitzeschwindigkeit ging jetzt alles Weitere vorstatten: Am 26. Dezember 1899 berichtet Lietzmann (alles Vorangegangene muß sich in den wenigen Wochen davor seit Beginn des Wintersemesters abgespielt haben), daß jetzt sein Gesuch um Habilitation für „alte Kirchengeschichte, Patristik, Text- und Kanongeschichte der griechischen Bibel“ an die Fakultät abginge, bereits am 2. Januar antwortet die Fakultät, daß sie auf Grund der Apollinaris-Arbeit die Zulassung Lietzmans zur Privatdozentur beschlossen habe und ihn zur Vereinbarung eines Termins für die Probevorlesung auffordere. Am 3. Februar 1900 war Lietzmann so jüngstes Mitglied der Bonner Theologischen Fakultät, fast genau einen Monat vor seinem 25. Geburtstag. Eine wenigstens einigermaßen sichere finanzielle Existenz besaß er jedoch damit nicht. Die hätte ihm allein der Schuldienst gegeben, und auf den verzichtete er jetzt, um seine Kraft ganz der Wissenschaft widmen zu können.

Dieser Abschied von der Schule war jedoch nur äußerlich. Sein Leben lang ist Lietzmann an ihren Problemen, insbesondere denen des Religionsunterrichts, lebhaft interessiert gewesen<sup>90</sup>. Schon 1918 hatte er Holl anscheinend den Vorschlag gemacht, mit ihm zusammen ein Lehrbuch für den Religionsunterricht zu verfassen, in dem Lietzmann den ersten Teil bis 1300, Holl die Zeit danach übernehmen sollte. Holl lehnte ab, mit Rücksicht auf sein Lutherbuch, an dem er damals mit allen Kräften arbeitete<sup>91</sup>. Dennoch gab Lietzmann den Plan nicht auf. Er gewann H. W. Beyer und H. Rückert dafür, 1927 erschien der „Grundriß der evangelischen Religionskunde auf geschichtlicher Grundlage“<sup>92</sup>. Auf dem Titelblatt wird Lietzmans Mitwirkung ausdrücklich festgestellt, sie dürfe sich auf den Ansporn zur Durchführung und die Beratung bei der Anlage beschränkt haben. Dieser Band war Abschluß und Krönung der, wie es auf dem Titelblatt heißt, „in Verbindung mit H. Lietzmann“ stehenden 5bändigen Reihe der „Hilfsbücher für den Religionsunterricht an höheren Schulen“. Die „Religionskundlichen Quellenhefte“<sup>93</sup>, die Lietzmann zusammen mit K. Weidel seit 1926 herausgab und von denen in rascher Folge ein Heft nach dem anderen erschien, umspannten nicht nur die Kirchengeschichte, sondern auch die Religionsgeschichte, Hauptthemen der Dogmatik und Ethik, der Konfessionskunde, der Sozialethik, ja schließlich auch der Missionswissenschaft. So war ein geschlossenes und umfassendes Hilfsmittel für den Religionsunterricht entstanden. Welche Wirkung es getan hat, ist schwer zu beurteilen, auf jeden Fall ist es bedauerlich, daß der „Grundriß“ von Beyer/Rückert keine weiteren Auflagen gefunden hat. Für Schüler von heute ist es sicher zu „hoch“ (man wäre heute froh, wenn z. B. das in den Zeittafeln gegebene Material dem Theologiestudenten gegenwärtig wäre), aber etwa für die kirchlichen Fachschulen wäre es, zeitgemäß neubearbeitet, ohne Zweifel ein ideales Hilfsmittel, ebenso wie für die Pädagogischen Hochschulen, ja für den künftigen Religionslehrer überhaupt.

<sup>90</sup> Vgl. z. B. Brief Nr. 703.

<sup>91</sup> Brief Nr. 390.

<sup>92</sup> Bibliogr. Nr. 299.

<sup>93</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 263 b.

Nach dem Verzicht auf den Schuldienst gab die winzige Pension der Mutter nach wie vor die Existenzbasis für Mutter und Sohn ab, die Differenz zum Existenzminimum mußte – nach wie vor – durch Nachhilfestunden erbracht werden. Früher waren gelegentliche Stipendien dazugekommen<sup>94</sup>, die fielen jetzt aus, dafür war das Salär für Privatstunden nun höher, nachdem Lietzmann examinierter Schulmeister war<sup>95</sup>. Aber leben konnte man davon nicht, es sei denn, man machte die Privatstunden zum Nebenberuf. Davor wurde Lietzmann dank Grafes wahrhaft bewunderungswürdiger Großzügigkeit bewahrt: gleichzeitig mit Lietzmanns Meldung zur Habilitation garantierte er ihm, zusammen mit seinem Bruder, für die nächsten Jahre einen jährlichen Zuschuß von 1.000 Mark aus dem privaten Vermögen<sup>96</sup>. So war – bei bescheidener Lebensführung – die Existenz einigermaßen gesichert.

Dabei sah diese Existenz sehr viel fröhlicher aus, als es nach ihren äußeren Bedingungen möglich zu sein schien. Bereits in seinem ersten Semester war Lietzmann in Jena der Sängerschaft St. Pauli beigetreten, sie bot „auch für sehr beschränkte Mittel die Möglichkeit zu fröhlichem Verbindungsleben“, fügt er dem Bericht in der Autobiographie darüber<sup>97</sup> bezeichnenderweise hinzu. „Nicht bloß unter dem Gesichtspunkte des frohen Jugendgenusses“, sondern auch unter dem der geistigen Anregung buche er diese Zeit auf die Gewinnseite seines Lebens, erklärt er<sup>98</sup>. Ein ganz bequemer Verbindungsstudent scheint Lietzmann nicht gewesen zu sein, denn im Dezember 1894 wird ihm zwar bestätigt, daß sein Benehmen gegenüber der Bordia von den besten Absichten geleitet, aber doch eindeutig zu scharf gewesen sei, und im Juni 1895 erhält er für sein „ziemlich unmotiviertes Zuwiderhandeln gegen die Statuten“ gar einen förmlichen Verweis. Immerhin hat Lietzmann seiner Verbindung bis in die 30er Jahre, als sie sich auflöste, auch als „Alter Herr“ die Treue gehalten und ihr, soweit möglich, mit Rat und Tat zur Seite gestanden.

Auch der Briefnachlaß spiegelt es gelegentlich wider, daß Lietzmann sein Leben mit Heiterkeit zu führen wußte. Er könne so gut Dialekte nachahmen, heißt es 1898. Deshalb möchte er doch anlässlich einer Hochzeitsfeier in einem kleinen Spiel die Rolle eines Sachsen übernehmen, der, von der Braut verschmäht, dieser deswegen heftige Vorwürfe mache. Dazu sei – anscheinend wegen Lietzmanns Talent – nur eine Probe nötig<sup>99</sup>. Als Lietzmann im Jahre 1901 aus der Bonner Alexanderstraße in die Hohenzollernstraße umzog, wurde das durch ein Fest gefeiert. Dabei erschien der Kirchenvater Augustin und redete Lietzmann in Versen an. Auf Lietzmanns Vorlesung über seine Confessiones habe er die größten Hoffnungen gesetzt und daraus „Segen für viele Millionen“ erhofft. Tief enttäuscht nahe er sich Lietzmann nun zum Strafgericht. Die Philippika endet:

<sup>94</sup> Vgl. z. B. Brief Nr. 31.

<sup>95</sup> Zu seiner privaten Unterrichtstätigkeit in seiner Privatdozentenzeit vgl. Brief Nr. 60 und Nr. 62 (die Briefschreiberin ist die spätere Frau von Heinrich Weinel).

<sup>96</sup> Brief Nr. 44, vgl. o. S. 8.

<sup>97</sup> S. 85.

<sup>98</sup> Ebda.

<sup>99</sup> Brief Nr. 32.

„Und was das Schlimmste ist von allem Bösen,  
 Du bist hier Löwe der Gesellschaft noch gewesen,  
 bei jedem Spiel, bei jeder Tanzerei,  
 da war Hans Lietzmann auch dabei.  
 Den Theologentöchtern hast Du's Walzen beigebracht,  
 Geschwärmt, gelärmt so manche Faschingsnacht;  
 Jedoch der Höhepunkt mein Sohn,  
 das war ein jeder Cotillon.  
 Da sah ich Deinen Rock, es ist doch wirklich toll,  
 Von brennend roten Orden stets ganz spickevoll.  
 Ich kann nicht mehr, der Atem geht mir aus,  
 Mir wird ganz krank in deiner Näh, du sündiges Haus.  
 So leb denn wohl, thu Buß eh es zu spät,  
 O daß die Predigt dir zu Herzen geht.“

Über den Teilnehmerkreis wissen wir nichts, jedenfalls hat das „sündige Haus“ die Niederschrift der Verse zur Erinnerung an eine trotz äußerer Bedrängnis frohe Jugendzeit aufgehoben<sup>100</sup>.

Als Lietzmann im Jahre nach seiner Habilitation das Privatdozentenstipendium erhielt, besserte sich finanziell die Lage (wenn das Stipendium auch jährlich neu bewilligt werden mußte, was 1903 z. B. einigermaßen fraglich war)<sup>101</sup>. Als ihm schließlich damals die Abhaltung der griechischen und lateinischen Kurse für Juristen ohne humanistische Vorbildung übertragen wurde (nicht zufällig stammt die erste Mitteilung darüber von Grafe<sup>102</sup>, der offensichtlich auch hier wieder einmal für Lietzmann eingetreten ist), gelangte Lietzmann schließlich, wie er in seiner Autobiographie berichtet, „zu einem für meine Verhältnisse glänzenden Einkommen“<sup>103</sup>. Allerdings ist hier: „für meine Verhältnisse“ zweimal zu unterstreichen, denn bis ans Ende seines Lebens ist Lietzmann ein in seinen äußeren Ansprüchen sehr bescheidener Mann gewesen. Zwar wußte er sich in der „großen Welt“ durchaus unbefangen zu bewegen, so, als ob er zu ihr gehörte. Er kannte und schätzte auch ihre Genüsse und war durchaus ein Feinschmecker, privat jedoch war im allgemeinen wenig davon zu spüren. Wenn er z. B. an seinen Vorlesungstagen in der Stadt das Mittagessen einnahm, ging der Weg unfehlbar zu Äschinger und ebenso unfehlbar bestand das Menü hier aus der dort für Arbeiter und Studenten dargebotenen Erbsensuppe (mit den dazugehörigen Gratis-Brötchen). Die Zigaretten, die er seinen Besuchern (und sich selbst) anbot, lagen in ihrem Preis durchaus unter dem, was ein Student damals aufzuwenden gewöhnt war. Die Zigarren, die er von der Firma Boenicke in treuer Stammkundschaft bezog – und höchst sparsam rauchte – waren zwar wohlschmeckend, aber an der unteren Grenze des damals Üblichen. Und der Moselwein, von dem er nach des Tages Arbeit von 11 oder 12 Uhr nachts ab beim Vorlesen in bescheidenem Maße trank, war von einem Preisniveau, das bei seinen Besuchern (denen er denselben Wein ohne Unterschied des Ranges vorzusetzen pflegte)

<sup>100</sup> Zu Lietzmann als Ballbesucher vgl. die Briefe Nr. 52 und 53.

<sup>101</sup> Vgl. Brief Nr. 83.

<sup>102</sup> Brief Nr. 84.

<sup>103</sup> S. 97.

jedesmal höchst überraschtes Kopfschütteln hervorrief, sofern Lietzmann es verriet (was dann aber jedes Mal mit einem gewissen Stolz geschah).

Bis zum Wintersemester 1905 hat Lietzmann als Privatdozent in Bonn gewirkt. Der Katenenkatalog wie die beiden Bände zu Apollinaris, von denen bereits gesprochen ist, stellen die Hauptwerke dieser Zeit dar. Daneben ist an Aufsätzen die Untersuchung über die Chronologie der ersten und zweiten Verbannung des Athanasius<sup>104</sup> zu nennen, wie der Bericht über den von Lietzmann in einer Pariser Katenenhandschrift wiederentdeckten Psalmenkommentar des Theodor von Mopsuestia<sup>105</sup> und die sprachliche Studie über „Prodecessor“<sup>106</sup>, sowie die verschiedenen von Lietzmann selbst bearbeiteten Hefte in den „Kleinen Texten“, von denen gesondert zu reden ist. Dazu kommen die erstaunlich zahlreichen Rezensionen (nicht weniger als 26, davon 4 Sammelbesprechungen). Bereits 1896 hatte Bousset Lietzmann im Zusammenhang ihrer Korrespondenz über seine Kollationen für von Soden wegen der Mitarbeit an der „Theologischen Rundschau“ angesprochen, für deren Gründung er damals die ersten Vorbereitungen traf<sup>107</sup>. Im Februar 1897 übernahm Lietzmann als Ressort die lateinische altchristliche Literatur bis zum 8. Jahrhundert, bereits im ersten Jahrgang 1897/98 erschien die erste Sammelbesprechung, der zahlreiche andere folgten. Man merkt ihr gelegentlich durchaus den Anfänger an, etwa in den Urteilen über Ambrosius und Hieronymus. Wenn es z. B. über Ambrosius heißt: „Ihm (Ambrosius) ist die Gelehrsamkeit etwas Fremdartiges; erst in späterem Alter, nach seiner Bischofswahl, hat er begonnen, Theologie zu studieren und dann das mühsam Erarbeitete gerne verwertet“<sup>108</sup>, so kann man eine Frage nicht unterdrücken: bei seiner Wahl zum Bischof war der hohe Verwaltungsbeamte Ambrosius bekanntlich noch Katechumene, erst wenige Tage vor der Weihe empfing er die Taufe, wie hätte er wohl vorher Theologie studieren sollen? Der junge Rezensent schlägt auch eine scharfe Klinge. Zum Buch von K. G. Goetz über das Christentum Cyprians erklärt Lietzmann z. B., daß dem Verfasser der historische Sinn fehle, es werde auch nicht der leiseste Versuch gemacht, Cyprian „in seiner Entwicklung zu verfolgen und verstehen zu lernen“<sup>109</sup>. Die Untersuchung von A. Bruckner über Julian von Eclanum sei zwar „bei weitem erfreulicher“, heißt es im gleichen Zusammenhang, aber zu der Verwertung des zum Thema „Julian als Gelehrter“ gesammelten Materials „hätten philologische Kenntnisse gehört, die dem Verf. abgehen“<sup>110</sup> usw. Die Besprechung schließt: „Deshalb wollen wir dem Verf. von Herzen wünschen, dass ihm die nächsten Jahre die ja auch von ihm selbst ersehnte (S. 92) Musse zum genauen Studium dieser Probleme bescheeren mögen, erst dann wird die Arbeit ganz durchgeführt sein, deren ersten Teil wir ihm jetzt verdanken“<sup>111</sup>. Dies nur als Probe, auf Lietzmanns weitverzweigte Rezen-

<sup>104</sup> Bibliogr. Nr. 14 und Nr. 528, S. 251–259.

<sup>105</sup> Bibliogr. Nr. 21.

<sup>106</sup> Bibliogr. Nr. 22.

<sup>107</sup> Brief Nr. 14.

<sup>108</sup> S. 507.

<sup>109</sup> S. 513.

<sup>110</sup> S. 514.

<sup>111</sup> S. 515.

sionstätigkeit kann hier nicht eingegangen werden. Er hat sie offensichtlich planvoll ausgebaut: bereits 1896 nimmt er mit Hilgenfeld wegen der Mitarbeit an der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie Verbindung auf<sup>112</sup>. An ihr wie den Göttingischen Gelehrten Anzeigen<sup>113</sup>, der Deutschen Literaturzeitung<sup>114</sup>, der Theologischen Literaturzeitung<sup>115</sup>, am Archiv für Religionswissenschaft<sup>116</sup>, den Theologischen Studien und Kritiken<sup>117</sup>, der Berliner philologischen Wochenschrift<sup>118</sup> hat er in seiner Bonner und den Anfängen seiner Jenaer Zeit bereits regelmäßig als Rezensent mitgewirkt<sup>119</sup>. Das war das beste Mittel, sich bekannt zu machen, Freunde – aber auch Feinde – zu erwerben<sup>120</sup>.

### Der „Organisator“

Im Jahre 1902 erschien das erste Heft der „Kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen“. Der Plan dafür erwuchs Lietzmann aus seiner Wirksamkeit als Dozent. Hier hatte er zunächst das Schwergewicht seiner Arbeit auf ein- bis zweistündige Vorlesungen wie auf Seminare gelegt. Erst später übernahm er die „großen“ Vorlesungen (über die Kontroversen dabei gibt die Korrespondenz mit Boehmer<sup>1</sup> interessanten Aufschluß), selbst an die Vorlesung über „Geschichte der alten Kirche“ hatte er sich erst nach längerer Zeit auf Zureden von Grafe und Sell gewagt. Von Anfang an wurde ihm dabei das Fehlen von geeigneten Textausgaben schmerzlich bewußt – worauf er hinging und die neue Reihe ins Leben rief. 15 Hefte erschienen in den Bonner Jahren, nicht weniger als sechs davon von Lietzmann selbst herausgegeben: Das Muratorische Fragment und die monarchianischen Prologe zu den Evangelien (1), Die drei ältesten Martyrologien (2), Liturgische Texte I: Zur Geschichte der orientalischen Taufe und Messe im 2. und 4. Jahrhundert (5), Die Didache (6), Ausgewählte Predigten II: Fünf Festpredigten Augustins in gereimter Prosa (13), Griechische Papyri (14), Der Prophet Amos. Hebräisch und Griechisch (15/16 mit Johannes Meinhold). Die anderen Hefte stammten von E. Klostermann (Neutestamentliche Apokryphen, Origenes-Homilien), Harnack (Brief des Ptolemäus an die Flora, Apokrypher Laodicener- und Korintherbrief), von C. Clemen (Himmelfahrt des Mose) und Bezold (Babylonische Schöpfungs- und Sintflutberichte). Man sieht: die Kleinen Texte waren zunächst für Theologen bestimmt, aber Lietzmanns Heft mit der Papyrus-Aus-

<sup>112</sup> Brief Nr. 15; vgl. Bibliogr. Nr. 78; 90 usw. Zum Späteren vgl. Briefe Nr. 274–277, 286.

<sup>113</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 8, 11, 18, 20, 32 usw.

<sup>114</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 10, 12, 13, 16, 17, 27, 39 usw.

<sup>115</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 33, 40, 41, 70, 71, 72 usw.

<sup>116</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 46 usw.

<sup>117</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 51, 65 usw.

<sup>118</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 62, 67, 68, 69 usw.

<sup>119</sup> Bezeichnend für das Ansehen, das er sich als Rezensent erworben hatte, ist Brief Nr. 63, in dem Gustav Krüger ihm 1901 die Übernahme des altkirchlichen Teils im Theologischen Jahresbericht anträgt.

<sup>120</sup> Vgl. z. B. den entrüsteten Brief Bruckners auf Lietzmanns Besprechung seines Buches über Faustus von Mileve (Bibliogr. Nr. 12), Brief Nr. 58.

<sup>1</sup> Brief Nr. 96 und 97.

wahl zeigt bereits die Grenzüberschreitung zur Philologie an, die sich in der Folge immer häufiger ereignet, bis die Reihe schließlich, wie Lietzmann 1926 etwas resigniert feststellt, von den Philologen mehr benutzt wurde als von den Theologen<sup>2</sup>. 170 Nummern umfaßten die „Kleinen Texte“ beim Tode Lietzmanns, und zwar mit einer immer mehr ausgedehnten Thematik: Theologie und klassische Philologie stellen zwar immer noch das Hauptkontingent, aber daneben stehen Hefte für Germanisten, Anglisten, Orientalisten, Historiker. Unter den Herausgebern finden sich, um nur einige Namen aufzuführen (Bezold, Clemen, Klostermann und Harnack wurden schon genannt):

W. Bauer, L. Bergsträsser, F. Bilabel, H. Boehmer, E. Caspar, H. Dannenbauer, A. Debrunner, E. Diederichs, E. Diehl, J. Friedrich, A. Götze, I. Herwegen, F. Hiller von Gaertringen, A. Lietzmann, W. Liebenam, J. H. Lipsius, E. Littmann, P. Maas, K. Müller, E. Nachmanson, A. Olivieri, O. Schroeder, E. Schwartz, H. v. Soden, W. Stammler, S. Sudhaus, A. Ungnad, U. Wilamowitz-Moellendorff, R. Wünsch.

Diese Namensliste, die beliebig zu verlängern wäre, zeigt die Spannweite der Reihe wie ihres Herausgebers. Lietzmann selbst hat im Laufe der Zeit 20 Hefte beigesteuert<sup>3</sup>, erstaunlich groß ist dabei in der späteren Zeit der Umfang der reformationsgeschichtlichen Texte geworden<sup>4</sup>. Die Reihe besteht bis heute fort, allerdings ist ihr Fortgang sehr viel langsamer geworden<sup>5</sup>. Das liegt zum Teil an äußeren Umständen: die Hefte der Frühzeit kosteten in der Regel wenige Groschen – ganze 136 Mark betrug die Herstellungs- und Verlagskosten für das erste Heft<sup>6</sup>! Langsam stiegen dann die Preise an, bis Nr. 170 schließlich im Jahre 1940 RM 5, 80 kostete, sehr zum Kummer Lietzmanns, denn zu den Voraussetzungen der Reihe, wie er sie sich vorstellte, gehörte der niedrigste Preis. Die steigenden Herstellungskosten haben heute zu Preisen von DM 20,- geführt, teils weil das Niveau der Hefte ganz wesentlich angehoben worden ist (fast ausnahmslos kritische Editionen, nicht selten Erstausgaben mit dementsprechend vergrößertem Umfang), teils weil der Abnehmerkreis stark geschrumpft ist: die Zahl der Studenten der klassischen Philologie ist ebenso radikal zurückgegangen wie die Fähigkeit und Bereitschaft (vor allem diese) der Theologiestudenten zur Lektüre griechischer oder lateinischer Texte. An dieser Situation scheitert mancher schöne Plan für neue Hefte, nicht selten sogar die Neuausgabe eines vergriffenen Textes, obwohl sie von den sachlichen Voraussetzungen her dringend geboten erscheint (dem Studenten muß wenigstens die *Möglichkeit* gegeben werden,

<sup>2</sup> S. 98.

<sup>3</sup> Das letzte davon mit der Einführung ins Römische Brevier 1917, danach bearbeitete er nur noch Neuausgaben früher erschienener Hefte.

<sup>4</sup> Meist in den „Liturgischen Texten“ (deren Nr. VII mit der Preußischen Agende sogar in die Neuzeit führt), daneben aber auch der „Unterricht der Visitatoren“ von 1528, die Braunschweiger Kirchenordnung Bugenhagens von 1528 und Karlstadts Schrift „Von Abtuhung der Bilder“ von 1522.

<sup>5</sup> Dabei darf man allerdings nicht nur auf das Steigen der Seriennummern sehen, sondern muß berücksichtigen, daß eine lange Reihe von alten Heften in neuer Bearbeitung herausgebracht worden ist, außerdem werden auch umfangreiche Hefte jetzt unter einer Nummer gezählt.

<sup>6</sup> Vgl. Brief Nr. 80.

neben den Übersetzungen bzw. den Ausgaben kleineren Zuschnitts, die er zu benutzen pflegt, auf den Urtext zurückzugehen).

Die „Kleinen Texte“ waren ein unbezweifelbarer Erfolg für den Herausgeber, aber ebenso auch eine Gefahr. Einmal nahmen sie seine Zeit und Kraft nicht wenig in Anspruch, solange er alle Arbeit von der Gewinnung eines neuen Herausgebers an bis zur Kontrolle des Manuskripts und der Überwachung des Druckes selbst tun mußte – und das galt für lange Zeit. Selbst als Lietzmann Helfer gefunden hatte, blieb die Korrespondenz doch seine Aufgabe, die manchmal bei Plänen, die nicht zu realisieren waren, noch mehr Anstrengung erforderte als bei erfolgreichen – nicht zufällig macht diese (im Normalfall nicht in diesen Band aufgenommene) „Geschäftskorrespondenz“ einen wesentlichen Teil des Lietzmannschen Briefnachlasses aus. Aber viel größer noch war eine andere Gefahr für Lietzmann: nämlich die, in den Ruf eines „Organisators“ zu kommen, damals (obwohl Mommsens Forderung nach dem „Großbetrieb“ auch der Geisteswissenschaften schon einige Jahre alt war) – und bis auf den heutigen Tag, wo man dafür die Bezeichnung „Manager“ verwendet – für das Ansehen eines Wissenschaftlers höchst gefährlich, und das umso mehr, je erfolgreicher und umfassender seine Tätigkeit als „Organisator“ ist. Seine Fachkollegen, die dergleichen meist nie versucht haben (und dementsprechend ohne Vorstellung sind, wieviel Kraft und vor allem wieviel wissenschaftliche Voraussetzungen dazu gehören), betrachten sich demgegenüber allzuleicht als „Gelehrte“ – gleich wie viel oder wie wenig sie leisten – und wissen sich deshalb mehrere Rangstufen höher als der „Organisator“. Um dieser Herabstufung zu entgehen, muß der „Organisator“ ein sehr viel größeres Maß an eigener Leistung vollbringen als die „Gelehrten“, um von ihnen – zögernd und widerwillig – rezipiert zu werden. Nur mit großer Mühe hat sich Lietzmann vor der Gefahr einer solchen Abstempelung – derer er sich wohl bewußt war (alles Vorangehende ist nach seinen eigenen Worten berichtet) – retten können. Denn 1910 kam zur Herausgabe der „Kleinen Texte“ ja die der *Tabulae in usum scholarum*, 1915 die der Arbeiten zur Kirchengeschichte, 1921 die Redaktion der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche (deren von ihm eingerichtete Rubrik der „Notizen“ ihm die Gelegenheit gab, nach Belieben zu allem und allen Stellung zu nehmen), 1923 die Begründung der Beiheftreihe zur Zeitschrift, 1925 die der Studien zur spätantiken Kunstgeschichte. Das war mehr als genug, um den immer bereiten Neid (wie die dementsprechende Nachrede) der Fachkollegen zu erwecken. Dazu kam Lietzmanns zunehmende „Allgegenwärtigkeit“ in den maßgebenden Gremien: der Gesellschaft für Kirchengeschichte, der Luthergesellschaft, der Leitung der Neutestamentlertage, der Zentraldirektion des deutschen Archäologischen Instituts, der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und anderswo mehr. Seine Selbstcharakterisierung im Brief an Holl<sup>7</sup>: „daß ich gern mit ‚an der Spritze‘ bin und organisiere, Einfluß habe“ ist dem vertrauten Freunde gegenüber gesagt, trifft aber einen Teil seiner Wirksamkeit. Besonders wichtig war dafür seine Stellung in der Notgemeinschaft – noch

---

<sup>7</sup> Nr. 455.

Anfang 1933 gehörte er ihrem Hauptausschuß an<sup>8</sup>; je länger er in Berlin war, umso zuverlässiger und direkter wurden außerdem seine Einflußmöglichkeiten auf das Ministerium. Nicht zufällig nehmen Berufsangelegenheiten und Personalfragen in seinen Briefen einen erheblichen Raum ein. Nur deshalb, weil auch der Neid Lietzmanns führende Stellung unter den Patristikern nicht bestreiten konnte (und weil seiner Position nicht beizukommen war), hat Lietzmann das alles ohne Schaden überstanden. Natürlich blieb lange etwas von der Situation, wie sie Oskar Blumenthal mit bösariger Zugespitztheit in seinem Epigramm zusammengefaßt hat:

„Du willst bei Fachgenossen gelten?  
Das ist verlorne Liebesmüh.  
Was dir mißglückt, verzeihn sie selten –  
Was dir gelingt, verzeihn sie nie!“

Aber auch das trat allmählich zurück, wenn endgültig auch erst seit dem Beginn der 30er Jahre und unter dem Druck auf die Wissenschaft von außen – gemeint sind, um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, stets die Mitglieder des *clerus minor* und unter ihnen besonders die „Advokaten der Impotenz“, wie Lietzmann sie einmal genannt hat – bei den Spitzenvertretern, sei es im eigenen Fach, sei es in den Nachbardisziplinen, haben die Dinge anders ausgesehen, dieser Briefband gibt genügend Beispiele dafür.

Das Wort von den „Advokaten der Impotenz“ stammt aus dem Vorwort zur ersten Gesamtausgabe des Kommentars zu den großen Paulusbriefen im Handbuch zum Neuen Testament<sup>9</sup>. Über die Entstehungsgeschichte des „Handbuchs“ hat Lietzmann in seiner Autobiographie berichtet. Die Anfänge gehören noch in die Bonner Zeit. Diesmal lag die Initiative zunächst nicht bei Lietzmann, sondern beim Verlag Mohr, der Lietzmann vorschlug, die fehlenden Teile im „Handkommentar zum Neuen Testament“ zu bearbeiten. Das akzeptierte Lietzmann zwar nicht, machte aber den Gegenvorschlag des „Handbuchs“, auf den der Verleger, wie Lietzmann berichtet<sup>10</sup>, bereitwilligst einging. Nun muß man den Prospekt zur Hand nehmen, der (wohl im Sommer 1906) zugleich mit dem Erscheinen des Römerbriefkommentars herausging, um eine Vorstellung vom ursprünglichen Plan zu bekommen. Danach sollte der erste Band die Grammatik von Radermacher, sowie zwei weitere von Paul Wendland bearbeitete Teile enthalten: „Die urchristlichen Literaturformen“ und „Die hellenistisch-römische Kultur“. Sämtliche Evangelien sollten von E. Klostermann (bei den Synoptikern unter Mitwirkung von H. Greßmann) in Band 2 erklärt werden, in Band 3 die paulinischen Hauptbriefe von Lietzmann, „die neun übrigen paulinischen Briefe“ von Lietzmann und Klostermann gemeinsam, ebenso in Band 4 Apostelgeschichte, Katholische Briefe, Hebräerbrief und Offenbarung. Der gesamte exegetische Teil des Handbuches sollte also von Lietzmann und Klostermann allein bestritten werden. In einem fünften Band sollte dann eine „Praktische Auslegung des Neuen Testaments“, und zwar von F. Niebergall, geboten werden.

<sup>8</sup> Vgl. den in diesem Zusammenhang geschriebenen Brief Nr. 818.

<sup>9</sup> 1910, S. VI.

<sup>10</sup> S. 100.

Lietzmann muß damals mit Blitzesgeschwindigkeit gehandelt haben. Die Besprechung mit Paul Siebeck fand nach der Autobiographie Neujahr 1905 in Heidelberg statt, bereits am 8. Januar antwortet Klostermann auf Lietzmanns Angebot, das anscheinend schon mit der Zusendung des Entwurfs für den Ankündigungsprospekt verbunden war<sup>11</sup>. Die Briefe, ohne Kenntnis des ursprünglichen Planes gelesen, wirken etwas rätselhaft, erst die vorgesehene umfangreiche Beteiligung Klostermanns rückt sie ins richtige Licht; die Bedenken, die Klostermann wegen seiner möglichen Diskreditierung dadurch hat<sup>12</sup>, beleuchten die damalige theologische und kirchliche Situation. Klostermann sagte zu, auch Wendland, der zunächst zögerte<sup>13</sup>. Eduard Schwartz, der anscheinend neben Wendland beteiligt werden sollte, lehnte ab<sup>14</sup>, ebenso der für den praktischen Teil in Aussicht genommene E. Simons, obwohl das Gespräch Lietzmanns mit ihm positiv verlaufen war<sup>15</sup> – so gab es mancherlei Schwierigkeiten. Aber Lietzmann ließ sich dadurch nicht aufhalten: bereits im Frühjahr 1906 lag sein Kommentar zum Römerbrief, mit dem das Handbuch eröffnet werden sollte, vollständig im Druck vor (ein Rostocker Kollege schrieb daraufhin hämisch in einer Rezension, er bewundere an Lietzmann „den Griffel eines schnellen Schreibers“<sup>16</sup> – auch ein Beitrag zu dem vorhin behandelten Aspekt<sup>17</sup>). 1907 erschien der Kommentar zum 1. Korintherbrief, 1909 der zum 2. Korintherbrief, 1910 der zum Galaterbrief; auf 264 Seiten waren jetzt in taciteischer Kürze die Hauptbriefe des Paulus erklärt. Zwar haben die späteren Auflagen Erweiterungen erfahren (die 2. Auflage umfaßt so 331 Seiten, am wichtigsten davon die „Einführung in die Textgeschichte der Paulusbriefe“, die Lietzmann dem Römerbriefkommentar voranstellte), aber der Charakter des Kommentars blieb derselbe; auch die anderen Bände folgten – im Prinzip, wenn auch mit unterschiedlichem Erfolg – den von Lietzmann gegebenen Richtlinien wie dem Vorbild des Römerbriefkommentars – und zwar bis auf den heutigen Tag.

1941 umfaßte das Handbuch 23 Bände: die drei ersten Evangelien waren von E. Klostermann bearbeitet, das Johannesevangelium von W. Bauer. Die Apostelgeschichte fehlte: E. Preuschens Bearbeitung von 1912 war lange vergriffen, H. W. Beyer hatte die völlige Neubearbeitung des Kommentars übernommen, der Krieg und Beyers früher Tod verhinderten den Abschluß, erst 1963 hat H. Conzelmann die Lücke geschlossen. Die großen Paulusbriefe waren von Lietzmann kommentiert, die „kleinen“ Paulusbriefe sämtlich von Martin Dibelius (in drei Bänden), der Hebräerbrief von H. Windisch, der auch den Band mit den Katholischen Briefen übernommen hatte. Die Johannesoffenbarung hatte in E. Lohmeyer einen Bearbeiter gefunden, nachdem alle, über Jahre sich erstreckenden, Versuche gescheitert waren, das Manuskript von W. Heitmüller zu er-

<sup>11</sup> Brief Nr. 107, 109 und 126.

<sup>12</sup> Lietzmann hat anscheinend ziemlich deutlich geantwortet, der Brief Klostermanns Nr. 126 klärt das Mißverständnis, das der Brief bei Lietzmann (wie beim heutigen Leser) hervorrufen muß.

<sup>13</sup> Vgl. Brief Nr. 112 (interessant dabei das Urteil über Klostermann).

<sup>14</sup> Vgl. Brief Nr. 125.

<sup>15</sup> Vgl. Brief Nr. 120.

<sup>16</sup> Theologisches Literaturblatt 1909, S. 437.

<sup>17</sup> Vgl. S. 29f.

halten<sup>18</sup>. Diesen Kommentarbänden, von 3 bis 16 gezählt und sämtlich in mehrfachen Auflagen erschienen, ist in der Verlagsübersicht von 1941 als Band 1 die Neutestamentliche Grammatik von L. Radermacher<sup>19</sup> vorangestellt, als Bände 17–20 werden die Kommentare zu den Apostolischen Vätern von R. Knopf (Didache und Klemensbriefe), W. Bauer (Ignatiusbriefe und Polykarpsbrief), H. Windisch (Barnabasbrief) und M. Dibelius (Hirte des Hermas) gezählt. Daß Lietzmann die Apostolischen Väter ins Handbuch einschloß und genauso kommentieren ließ wie das kanonische Neue Testament, entsprach der Sachlage – sie sind weithin zur gleichen Zeit entstanden wie dessen spätere Bestandteile – und war nur konsequent: wenn die Umwelt des Neuen Testaments in besonderen Ergänzungsbänden behandelt wurde (von Wendland und Bousset), war es unmöglich, die Apostolischen Väter beiseite zu lassen. Das geringe Echo, das gerade diese Bände fanden (1920 erschienen und bis vor kurzem noch beim Verlag erhältlich!), ist charakteristisch: bis auf den heutigen Tag führen die Apostolischen Väter im Bewußtsein selbst der Neutestamentler eine Existenz am Rande (sehr zum Schaden vieler Monographien und Aufsätze), dementsprechend gering war das Interesse, obwohl diese Bände von hervorragenden Sachkennern stammten. Besser ging es dem Band 21 des Handbuchs, trotz des gleichen Ergänzungscharakters: 1941 lag der umfangreiche Band von Bousset, „Die Religion des Judentums im späthellenistischen Zeitalter“, bereits in 3., von H. Greßmann bearbeiteter Auflage vor.

Gar nicht genannt wird 1941 der Parallelband von P. Wendland, „Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum“ (ursprünglich Band 2). Das lag daran, daß er lange Zeit schon vergriffen war und nach dem frühen Tode Wendlands (1915) keine Aussicht auf Neubearbeitung bestand. Diese Lage hat sich bis auf den heutigen Tag nicht geändert, vor kurzem (1972) erschien deshalb ein unveränderter Neudruck (unter Weglassung des Teiles über die urchristlichen Literaturformen), eine von H. Dörrie angefügte Bibliographie ermöglicht es dem Benutzer, sich den Weg von 1912 in den Problemstand von heute zu suchen. Auch andere Bände sind in der alten Form erhalten geblieben: ganz unverändert sind nachgedruckt worden die Kommentare Klostermanns zu Markus (5. Aufl. 1971) und Matthäus (4. Aufl. 1971), Lietzmanns zum Römerbrief (5. Aufl. 1971) und Lohmeyers zur Offenbarung (3. Aufl. 1970, jedoch 1974 zusätzlich von H. Kraft in völlig neuer Bearbeitung vorgelegt). Lietzmanns Kommentar zu den Korintherbriefen erschien (5. Aufl. 1969) im Textbestand unverändert, aber durch einen Anhang von W. G. Kümmel (S. 165–214) ergänzt und auf den neuesten Stand gebracht. Bei Dibelius' Kommentar zu den Pastoralbriefen geschah durch H. Conzelmann die Einarbeitung dieser Ergänzungen und Nachträge direkt in den Text (4. Aufl. 1966). Völlig neu bearbeitet wurde der Kommentar zur Apostelgeschichte (von E. Preuschen, 1912 erschienen und seit langem vergriffen, weil die vorgesehene Neubearbeitung durch H. W. Beyer nicht zum Zuge gekommen war, s. o. S. 31) durch H. Conzelmann 1963 (2. Aufl. 1972), in Anlage und Aufbau aber ganz auf der Linie Lietzmanns. Lediglich der neu erschienene Kommentar zum Römerbrief von E. Käsemann (1973, <sup>3</sup>1974) verläßt im Umfang wie in der Anlage die alte Linie. Er habe die ihm „ursprünglich gesetzte Aufgabe, Lietzmanns Handbuch zu revidieren, nicht erfüllen“ können, erklärt Käsemann im Vorwort<sup>20</sup>, denn dieser Kommentar bedeute das Fazit seiner Beschäftigung mit Paulus und seines Lebensweges: „Kein literarisches Dokument [als der Römerbrief] ist mir wichtiger geworden. So schließt sich folgerichtig der Kreis meiner theologischen Arbeit, wenn ich in einem

<sup>18</sup> Die aus den Briefen getroffene Auswahl (bei weitem nicht alle einschlägigen Briefe Heitmüllers sind aufgenommen) ist nicht abgedruckt, um das Andenken an Heitmüller zu beeinträchtigen, sondern um einen Gelehrtentyp zu repräsentieren, der zu allen Zeiten außerordentlich verbreitet war, in der Gegenwart aber noch erstaunlich zugenommen hat, in der vor allem die Unrast der Zeiten daran schuld ist, daß mehr Aufsätze und Broschüren geschrieben werden als je (und dann in gesammelter Form erscheinen), während die Produktion großer Werke immer seltener wird.

<sup>19</sup> Sie hat auch ihre eigene Entstehungsgeschichte, vgl. das Register.

<sup>20</sup> S. III.

eigenen Kommentar darstelle, was ich mir vom Apostel habe sagen lassen und was das Ergebnis meiner Beschäftigung mit der sich zu Bergen türmenden wissenschaftlichen Produktion war“.<sup>21</sup> Immerhin trägt der Band die Seriennummer 8 a, nicht 8 wie der von Lietzmann, der ja erst 1971 neu gedruckt worden ist, also anscheinend – wenigstens bis auf weiteres – neben dem von Käsemann in der Reihe stehen bleiben soll. Er hat in kürzester Frist die dritte Auflage erreicht; Käsemanns oben zitierte Beschreibung von Inhalt und Anlage des Kommentars deutet die außergewöhnliche Aussagekraft des Bandes nur an.

Alles in allem hat sich trotzdem das von Lietzmann befolgte Prinzip doch als stärker und lebenskräftiger erwiesen als es eine Zeitlang schien. „Anlage und Methode sollen dem Handbuch jedoch auch weiterhin erhalten bleiben. Nur hoffen wir, daß der bisherigen exegetischen Arbeit stärker noch als bisher eine theologische Ausrichtung gegeben werden kann“ erklärten die Herausgeber 1949 beim Erscheinen der neuen Ausgabe des Kommentars zu den Korintherbriefen<sup>22</sup>. Tatsächlich sind einige Voraussetzungen, von denen aus Lietzmann das Handbuch anlegte, seit langem dahin: humanistische Vorbildung, Besitz der Ausgaben der hauptsächlichlichen griechischen Schriftsteller und langjährige Vertrautheit mit ihnen<sup>23</sup>, d. h. mühelose Aneignung der zahlreichen griechischen (bzw. lateinischen) Zitate aus Profanschriftstellern, Papyri, Inschriften und Kirchenvätern. Selbst als das noch – wenigstens bis zu einem gewissen Grade – galt, war die hauptsächlichliche Kritik am Handbuch schon die, es sei zu philologisch angelegt und ermangele des eigentlichen theologischen Gehalts. Daß angesichts der Anlage des Handbuchs „nur eine verhältnismäßig trockene und nüchterne ‚philologische‘ Exegese zustande kommen konnte, war von vornherein klar und beabsichtigt“<sup>24</sup>, hat Lietzmann mit einem gewissen Trotz in seiner Autobiographie auf diese Kritik geantwortet. Was er mit dem Handbuch wollte, hat er sich mehrfach bemüht ausführlich darzulegen: bereits in dem das Werk vorbereitenden Prospekt, dann im Vorwort zur ersten Gesamtausgabe des Kommentars zu den paulinischen Hauptbriefen von 1910, 1926 in der Autobiographie und schließlich 1931 im Vorwort zu Band 22 des Handbuchs, von dem gleich ausführlicher zu reden sein wird. Unter dem Vorzeichen des „Ideals einer unparteilichen Wissenschaft“, heißt es im Prospekt, sei versucht worden, das „ungeheure Material“ aufzuarbeiten, welches die Wissenschaft in der letzten Generation zum Verständnis der neutestamentlichen Schriftsteller bereitgestellt habe – für den Dozenten wie für den Studenten. Der Dozent könne (so das Vorwort von 1910) das Handbuch in den Händen der Studenten, also die Kenntnis des zeitgeschichtlichen Materials, voraussetzen. Das entlaste ihn von dessen Darbietung und mache ihn frei zur eigentlichen Aufgabe der Interpretation. Um dem Studenten die Möglichkeit zur Vorbereitung auf die jeweilige Kollegstunde zu geben, sei der Kommentar so kurz gefaßt und verzichte (so die Autobiographie) bei der Darstellung der kontroversen Meinungen auf die Nennung der „Wolke der Zeugen“ der einander widersprechenden Exegeten (damit der Student sich nicht seinen „Propheten“

<sup>21</sup> S. III.

<sup>22</sup> Vorwort, S. I.

<sup>23</sup> Vgl. dazu ausführlich das Vorwort zur 2. Ausgabe der großen Paulusbriefe von 1910.

<sup>24</sup> S. 100.

heraussuche und dadurch von vornherein festgelegt sei), vielmehr seien allein die Sachargumente aufgeführt, damit er zu einer unabhängigen Meinungsbildung gelange. In summa: der Benutzer des Handbuchs solle den neutestamentlichen Text so hören können, wie die ursprünglichen Adressaten ihn hörten, die Barriere der bald zwei Jahrtausende, die ihn davon trennen, solle durch den Kommentar hinweggeräumt werden. Erst unter dieser Voraussetzung könne sich die volle Begegnung mit der neutestamentlichen Verkündigung vollziehen: der Dozent versuche diese Verkündigung im Kolleg dem Studenten nahezubringen, der Pfarrer in Predigt und Unterweisung der Gemeinde und der Religionslehrer im Unterricht den Schülern. Lietzmann hat das 1926 (in der Sprache jener Zeit) klar zu machen versucht:

„Die Herausarbeitung der religiösen Werte, die Beantwortung der Frage, was das alles für uns und die Bedürfnisse der Gegenwart bedeute, konnte bei dieser Art des Kommentars grundsätzlich nicht gegeben werden. Das ist auch nicht Sache der exegetischen Wissenschaft, sondern der persönlichen religiösen Erfahrung. Dafür ist das Kolleg da oder jede Gelegenheit, bei der der Theolog als solcher auf seine Zuhörer als religiöser Erzieher wirken will. Und das geschieht immer am besten mündlich, das gedruckte Wort ist nur kümmerliches Surrogat.“<sup>25</sup>

Lietzmann hat sich in seinen Vorlesungen redlich bemüht, das zu tun. Als Karl Barth einmal in Berlin war, besuchte er eine Vorlesungsstunde Lietzmanns über den Römerbrief. Nach deren Ende sprach er Lietzmann an (der von der Teilnahme Barths am Kolleg vorher nichts gewußt hatte), und dieser konnte ihm erklären: „Sie sehen also, Herr Barth, daß ich im Kolleg sehr viel mehr zu sagen habe, als in meinem Kommentar steht“ – und Barth stimmte dem zu, was Lietzmann nicht ohne Genugtuung zu erzählen wußte. 1931, als endlich, nach vielen vergeblichen Mühen<sup>26</sup>, der erste Band des „Praktischen Kommentars“ aus der Feder von L. Fendt erscheinen kann<sup>27</sup>, nimmt Lietzmann noch einmal zum Gegenstand Stellung: er sei von prominenter Stelle gefragt worden, erklärt er, ob er sich beim Handbuch jemals ernstlich die Frage gestellt habe, was Verstehen und Erklären des Neuen Testaments eigentlich sei, weil er „nämlich so bei der philologischen und historischen Interpretation der *Urkunde* stehen bleibe und es nicht wage, bis zur *Sache* vorzudringen“.<sup>28</sup> Lietzmann antwortet darauf zunächst:

„daß ich zu allen Zeiten ganz genau gewußt habe, daß es für einen theologischen Exegeten mehr noch wie für jeden anderen Erklärer letzten Endes gilt, durch die literarische Form bis zur Sache selbst vorzustoßen. Aber es ist mir unzweifelhaft, daß die unerläßliche Vorbedingung dafür eben das möglichst restlose Verständnis des biblischen

<sup>25</sup> S. 100, vgl. aber immerhin Lietzmanns Anweisung von 1935 an die Mitarbeiter am Handbuch (Brief Nr. 851, 899): „Das Handbuch muß seine rein philologisch-historische Haltung in ihrer Ausschließlichkeit aufgeben und zu einer verstärkten Behandlung auch der theologischen Probleme übergehen“ (geschrieben unter dem Eindruck des gewaltigen Publikumserfolgs von Kittels *Theologischem Wörterbuch*).

<sup>26</sup> Die von Niebergall 1908/1909 gelieferte „Praktische Auslegung des Neuen Testaments“ war mit der 2. Auflage von 1914 aus dem Verband des Handbuches ausgeschieden.

<sup>27</sup> Hier legt L. Fendt die „Alten Perikopen“ aus, 1941 folgt, als Band 23 des Handbuchs, der über die „Neuen Perikopen“ (der Eisenacher Kirchenkonferenz von 1896).

<sup>28</sup> S. V.

Textes in seiner sprachlichen und geschichtlichen Bedingtheit ist. Oder anders ausgedrückt: daß es zunächst einmal darauf ankommt, den Worten Jesu oder des Paulus mit voller Aufgeschlossenheit zu lauschen und ihnen nicht mit eigenen theologischen Voraussetzungen irgendwelcher Art in die Rede zu fallen. Und eben das will unser Handbuch die Benutzer lehren.“<sup>29</sup>

Erst *anschließend* an das Erfassen der Sache könne der Dialog treten:

„Das Erste soll das Handbuch vermitteln, das Zweite ist eine vollkommen neue und *selbständige* Aufgabe, zu deren Bewältigung wieder andere Eigenschaften gehören, als sie die erste erfordert. Ich bekenne, daß ich mich nach Kräften bemühe, auch dieser zweiten und recht eigentlich theologischen Aufgabe gerecht zu werden, daß ich davon aber lieber auf dem Katheder oder der Kanzel rede und eine gewisse Scheu davor habe, solche Gedanken, die sich in immer erneuter eigener Lebenserfahrung auch immer neu gestalten müssen, durch den Druck zu fixieren.“<sup>30</sup>

Die Kirche brauche „mehr wie je“ biblische Predigt. Er sehe sehr wohl die Not, „wenn exegetische Wissenschaft, theologische Systematik und kirchliche Praxis auseinanderfallen: wenn der junge Theologe auf der Kanzel mit alledem nichts anzufangen weiß, was er auf der hohen Schule gelernt hat“.<sup>31</sup> Wenn die „exegetische Wissenschaft nicht imstande wäre, die lebendigen Kräfte des Evangeliums besser ergreifen zu lehren als die Wissenschaft früherer Zeiten, so wäre sie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle“.<sup>32</sup> Deshalb habe er L. Fendt gebeten, „der durch lange Jahre in der kirchlichen Praxis bewährt ist“, in seinem Kommentar darzulegen, „daß wissenschaftliche Exegese die Vorbedingung aller wahrhaft biblischen Predigt ist“.<sup>33</sup>

---

<sup>29</sup> S. V f.

<sup>30</sup> S. VI.

<sup>31</sup> Ebda.

<sup>32</sup> Ebda.

<sup>33</sup> S. VI f.

## JENA

Das „Handbuch“ bezeichnet den Übergang Lietzmanns von Bonn nach Jena: als er die Pläne dafür entwarf und daran zu arbeiten begann, war er Bonner Privatdozent, als der Kommentar zum Römerbrief erschien, war er außerordentlicher Professor für Kirchengeschichte an dem Ort, wo er einst sein Studium begonnen hatte. Die Vorgeschichte war kompliziert, so wie eigentlich alles in Jena kompliziert war infolge der Tatsache, daß die Universität von vier „Erhalterstaaten“ getragen wurde und dementsprechend für jeden ihrer Schritte die Zustimmung von vier Regierungen (Weimar, Gotha, Meiningen, Altenburg) erforderlich war. An sich hatte die Fakultät dringend eine Ergänzung nötig: im Jahre 1901 war nur einer von den fünf Ordinarien, die ihr angehörten, unter 50 Jahre alt (H. H. Wendt 48), von den anderen hatten zwei die Schwelle der 60er erheblich überschritten (Seyerlen 64, Nippold 68), zwei gar die der 70er Jahre (Siegfried 71, Hilgenfeld 77). Aber keiner war bereit, seinen Lehrstuhl durch Rücktritt freiwillig für einen Jüngeren freizumachen – die einzig mögliche Lösung, da es damals keine Altersgrenze für Professoren gab; als der Dekan, Wendt, bei Seyerlen und Hilgenfeld deswegen vorfühlte, stieß er auf entrüstete Ablehnung, obwohl beide ihr Amt nur noch sehr unvollkommen ausfüllen konnten<sup>34</sup>. Anfang 1901 wurde der Alttestamentler Siegfried von einem Schlaganfall getroffen, an eine Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit war nicht zu denken. So wurde eine „Ersatzprofessur“ geschaffen und mit Baentsch besetzt. Auch für die praktische Theologie wurde eine Lösung gefunden, neben Seyerlen trat Thümmel. Der Versuch, auch für Hilgenfeld ein paralleles persönliches Ordinariat zu schaffen, schlug fehl; nur ein Extraordinariat kam heraus. Es wurde nach langen Auseinandersetzungen schließlich 1904 mit Weinel besetzt. So war die Verjüngung der Fakultät geglückt – bis auf die Vertretung der Kirchengeschichte. Hierfür gelang 1905 die Errichtung einer zeitweiligen (!) außerordentlichen Professur. Die Vorschlagsliste der Fakultät enthielt vier Namen: an erster Stelle H. Achelis (ao. Professor in Königsberg), dann Lietzmann, G. Ficker (ao. Professor in Halle) und O. Kohlschmidt (Pfarrer in Magdeburg, Schwiegersohn Nippolds, auf dessen Wunsch er auf die Liste kam). Der Kurator der Universität trat für die Berufung Lietzmanns ein und fand dafür die Zustimmung der Regierungen in Weimar, Meiningen und Gotha. Altenburg widersprach zunächst und wollte Achelis haben, lenkte dann aber ein und stimmte Lietzmanns Berufung zu. Das Extraordinariat war mit einem Jahresgehalt von 2.000 Mark ausgestattet<sup>35</sup>, d. h. – man muß es einmal umrechnen – monatlich ganzen 166,66 Mark. Daß Lietzmann den Ruf trotzdem annahm, versteht sich, am 1. Oktober 1905 siedelte er zusammen mit seiner Mutter nach Jena über. Professor war er nun – wenn auch der untersten

<sup>34</sup> Heussi, Geschichte der Theologischen Fakultät zu Jena, 1954, S. 373, vgl. dazu S. 378.

<sup>35</sup> Heussi, S. 390.

Kategorie –, eine Stelle hatte er auch, aber eine ausreichende Versorgung besaß er immer noch nicht:

„Das Extraordinariat reichte nicht entfernt zur Bestreitung meiner Lebensbedürfnisse aus und hatte bereits das kleine Erbe verschlungen, das mir kurz vor dem Jenaer Ruf aus der Familie meines Vaters zugefallen war. Mir drohte die Gefahr, mich im Nebenberuf zu zersplittern oder ums Geld schreiben zu müssen“,

berichtet Lietzmann in seiner Autobiographie<sup>36</sup>. An sich schien die Lösung: Berufung ins volle Ordinariat mit entsprechendem Gehalt an der Jenaer Fakultät naheliegend und nahe: Denn Hilgenfeld war bei Lietzmanns Kommen bereits über 80jährig und Nippolds Kränklichkeit ebenso wie seine Zerwürfnisse mit der Fakultät (und dementsprechend seine Unlust an weiterer Wirksamkeit in Jena) nahmen ständig zu: im Sommersemester 1906 wie in dem von 1907 las er überhaupt nicht, die Vorlesungen im dazwischenliegenden Wintersemester mußte er vorzeitig abbrechen. Mehrfach war er um Versetzung in den Ruhestand eingekommen, im August 1907 wurde sie schließlich genehmigt<sup>37</sup>. Lietzmanns Auftrücken in das Ordinariat schien eine Selbstverständlichkeit. Die Fakultät schlug Lietzmann *unico loco* vor, ihr Vorschlag „fand die einstimmige Befürwortung des Senats und die wärmste Empfehlung des Kurators“, berichtet Heussi aus den Akten<sup>38</sup>. So schien alles in bester Ordnung. Aber jetzt begann das Spiel der Kirchenpolitik. Schon nach dem Tode Hilgenfelds (12. Januar 1907) war es außerordentlich schwierig gewesen, Weinel in seine Nachfolge zu berufen. Der Widerstand dagegen kam aus Altenburg, aus der Pfarrerschaft wie dem Ministerium. Hier wollte man nicht den „liberalen“ Weinel, sondern einen Vertreter der „positiven Theologie“. Nippold beteiligte sich daran und setzte alle Mittel ein, erlaubte wie unerlaubte: Vorsprache beim Minister, Aufforderung an die Kirchenbehörde zum Eingreifen (unter Mitteilung vertraulicher Unterlagen aus den Universitätsakten), Veröffentlichung einer Broschüre mit den heftigsten Angriffen. Erst nach monatelangen Auseinandersetzungen konnte Weinel das Ordinariat übernehmen. Als es nun um die Ernennung Lietzmanns ging, flammte der Streit erneut auf. Nippold nahm – erfreulicherweise – daran nicht teil, aber die Altenburger Regierung engagierte sich diesmal umso kräftiger. Schon vorher hatte sie gefordert, „daß wenigstens ein theologischer Lehrstuhl mit einem strenggläubigen Professor besetzt werden“ müsse<sup>39</sup>. Als man in Altenburg erfuhr, daß auf der Vorschlagsliste der Fakultät nur ein Name stehe, hakte man an dieser Formalie ein und forderte die Einreichung der vorgeschriebenen Dreier-Liste. Dem mußte sich die Fakultät beugen, da auch Gotha die Altenburger Forderung übernahm. So wurde in einer neuen Liste dem Namen Lietzmanns an zweiter Stelle der von Achelis (jetzt in Halle), an dritter der von Ficker (jetzt in Kiel) hinzugefügt –

<sup>36</sup> S. 104.

<sup>37</sup> Heussi, S. 397.

<sup>38</sup> Ebda.

<sup>39</sup> Auf der Universitätskonferenz in Jena am 21./22. Mai 1907, Heussi S. 397, Anm. 767, vgl. dort die Antwort des Senats: er wünsche, „daß die bisherige, freiere Richtung der theologischen Fakultät, welche den Stolz und Vorzug Jenas bildet, auch in Zukunft beibehalten werde“.

beide hatten schon 1905 neben Lietzmann auf der Liste für das Extraordinariat gestanden. Aber damit gab sich Altenburg nicht zufrieden, sondern schlug seinerseits den Mann seines Vertrauens vor, Georg Grützmacher, damals ao. Professor in Heidelberg. Dabei wurde es von außen her unterstützt: der Präsident des Evangelischen Oberkirchenrates Karlsruhe, Helbing, wandte sich in einem Schreiben an den Weimarer Minister und empfahl die Berufung Grützmachers, der Oberkammerherr Freiherr von Rotenhan tat das Gleiche in einer Immediateingabe an den Großherzog. Gotha erklärte sich mit dem Altenburger Vorschlag einverstanden, Meiningen und der Universitätskurator unterstützten weiterhin die Liste der Fakultät. Den Weg aus dem Dilemma wies Weimar, das eine Mittelstellung einnahm und das Altenburger Verlangen als Aufforderung an die Jenaer Fakultät interpretierte, sich zusätzlich auch über Grützmacher zu äußern. Das tat die Fakultät nun ausführlich und zwar unter stetem Leistungsvergleich mit Lietzmann und den beiden anderen Kandidaten ihrer Liste. Zusätzlich forderte sie Gutachten von drei Kirchengeschichtlern (Harnack, Loofs, Bonwetsch) und zwei Neutestamentlern (H. J. Holtzmann, Heinrici) an und fügte diese ihrem Votum bei. Damit war die Entscheidung gefallen, denn alle Gutachten „sprachen sich mit höchst bemerkenswerter und völlig eindeutiger Übereinstimmung des Urteils aus“<sup>40</sup>. Altenburg nahm jetzt seinen Einspruch zurück, denn es habe sich erwiesen, daß „eine Anzahl von unbefangenen hochstehenden Gelehrten“ die wissenschaftliche Bedeutung Lietzmanns höher veranschlagten, als das Ministerium nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen (bei wem wohl?) angenommen habe<sup>41</sup>. Damit war die Schlacht geschlagen, der Rektor der Universität selbst machte Lietzmann als erster Mitteilung von seiner bevorstehenden Ernennung, mit Wirkung vom 1. Juni 1908 wurde sie vollzogen<sup>42</sup>.

Damit war Lietzmanns Existenz gesichert (wenn sein Anfangsgehalt als Ordinarius auch noch niedrig genug war: 4000 Mark im Jahr, so war es doch doppelt so hoch wie das bisherige). Wichtig war auch, daß ihm nicht nachgesagt werden konnte, ihm sei das Ordinariat wegen kirchlicher Bedenken verweigert worden, wie es sonst sicher geschehen wäre – eine damals wie heute schwer zu tragende Hypothek. Lietzmanns Erleichterung war groß. Er habe damals „ein halbes Jahr voll schwerer Sorgen“ durchgemacht, bekennt er in seiner Autobiographie<sup>43</sup>. Jetzt fühlte er sich Jena verpflichtet, bis 1923 hat er ihm die Treue gehalten, also insgesamt 18 Jahre lang. Einen Ruf nach Marburg hat er abgelehnt, ebenso den ersten Ruf nach Berlin von 1921; Jena schien ihm der rechte Ort für seine und

<sup>40</sup> So Heussi S. 399 auf Grund der Akten.

<sup>41</sup> Seine grundsätzliche Position gab Altenburg nicht auf; beim nächsten freiwerdenden Ordinariat werde es wieder die Forderung nach paritätischer Besetzung der Jenaer Lehrstühle mit Liberalen und Konservativen fordern (d. h. die Berufung eines nach damaligen Anschauungen „Konservativen“), hieß es bei der Zustimmung zur Ernennung Lietzmanns. Es blieb jedoch bei dieser Erklärung, denn als 1908 der alttestamentliche Lehrstuhl neu besetzt werden mußte, hat Altenburg dergleichen nicht vorgetragen – wahrscheinlich unter dem Eindruck der Niederlage im Fall Lietzmann.

<sup>42</sup> So Heussi S. 400; Lietzmann schreibt S. 104, er sei zum 1. Juli ernannt worden; da Heussi nach den Akten, Lietzmann nach der Erinnerung berichtet, wird wohl Heussis Datum vorzuziehen sein.

<sup>43</sup> S. 104.

seiner Familie Existenz<sup>44</sup>. Erst als die politischen und kulturpolitischen Zustände im damaligen Thüringen ihm Jena verleidet hatten, nahm er den zweiten Ruf nach Berlin an. An sich besaß Jena damals – von der thüringischen Landschaft und dem bis auf die Reformationszeit zurückgehenden alten Buchbestand der Universitätsbibliothek abgesehen – nicht allzuviel Attraktion. Die Zahl der Theologiestudenten war klein: in den Jahren von 1903–1908 betrug die durchschnittliche Frequenz 49, selbst als die Studentenzahl im Winter 1912/13 auf 89, 1913/14 sogar auf 103 angewachsen war<sup>45</sup>, gehörte Jena immer noch zu den Schlußlichtern unter den deutschen Theologischen Fakultäten. Auch das Theologische Seminar war damals, wie Lietzmann berichtet, „in einer betrüblichen Verfassung“: die gesamte Seminarbibliothek „fand auf ein paar Brettern eines alten Schrankes in einer Dachkammer Raum“<sup>46</sup>. Aber das focht Lietzmann nicht an, es war vielmehr nur geeignet, seine Tatkraft anzustacheln. Gemeinsam mit Weinell machte er sich daran, den Seminarbetrieb umzugestalten; eine der wichtigsten Maßnahmen dafür war die Einrichtung eines Proseminars, das jeder passieren mußte, der in ein neutestamentliches oder kirchengeschichtliches Hauptseminar aufgenommen werden wollte. Hier wurden die Griechisch- und Lateinkenntnisse der Studenten aufpoliert und ihnen die methodischen Voraussetzungen für die exegetisch-historische Arbeit vermittelt. Das kirchenhistorische Seminar erreichte sehr bald ein solches Niveau, daß Lietzmann der Universität zur Feier des 350jährigen Bestehens als Festgabe des Seminars die von ihm zusammen mit dessen Mitgliedern edierte *Vita des Symeon Stylites* überreichen konnte, die von Gebhardt und Harnack der Aufnahme in die „*Texte und Untersuchungen*“ für würdig befunden worden war<sup>47</sup>. 1908 wurde ein Umzug des Seminars in neue, genügend große Räume ermöglicht; damals war die Bibliothek, wie Lietzmann berichtet, bereits ausreichend, außerdem wurde sie ständig ausgebaut. Zusätzlich hatte Lietzmann mit dem Aufbau einer christlich-archäologischen Bibliothek und Sammlung begonnen. 1917 erhielt er schließlich von der Carl-Zeiss-Stiftung die für den Ausbau entscheidenden Mittel<sup>48</sup>.

### *Die archäologischen Arbeiten*

Lietzmann hat diese Sammlung damals mit dem bezeichnenden Namen: „Sammlung für spätantike Kunst“ an das Archäologische Seminar der Universität angeschlossen, und zwar als bewußte Demonstration des unlöslichen Zusammenhangs, in den die christliche Archäologie zur allgemeinen Archäologie und Kunstgeschichte gehört: „Die früher übliche Art, das christliche Gebiet als einen Sonderbezirk und eine Art theologische Hilfswissenschaft zu behandeln, kann zu einer vollen Würdigung der frühchristlichen Periode überhaupt nicht gelangen,“ erklärt er<sup>1</sup>. Das ist ebenso richtig – wie bis auf den heutigen Tag nicht realisiert,

<sup>44</sup> S. 116, vgl. die Briefe Nr. 453, 455, 467.

<sup>45</sup> Die Zahlen nach Heussi, S. 403.

<sup>46</sup> S. 103.

<sup>47</sup> Bibliogr. Nr. 57.

<sup>48</sup> S. 114.

<sup>1</sup> S. 114 f.

trotz aller verbalen Zustimmung. Denn nach wie vor steht die christliche Archäologie bei fast allen Theologischen Fakultäten (beider Konfessionen) im Winkel, aus dem sie auch nicht herauskommen wird, solange sie in Personalunion etwa mit der Patristik sozusagen im Nebenamt betrieben werden muß. Unbestreitbar ist andererseits, daß sie aus dem inneren Zusammenhang mit der Theologie nicht herausgenommen werden kann<sup>2</sup>, sonst geht zu Lasten der Form und des Formalen zu leicht der Zugang zum Inhalt verloren. Ein Ausweg aus dieser Zwickmühle ist schwer, zumal der Nachwuchs an Spezialisten für die christliche Archäologie und Kunstgeschichte dünn gesät ist, noch dünner allerdings die für ihn an den deutschen Theologischen Fakultäten zur Verfügung stehenden Stellen.

Die Archäologie gehört zu den Arbeitsgebieten, auf denen Lietzmann zum ersten Mal in Jena literarisch aktiv wurde. Als Student stand sie für ihn noch außerhalb seines Interessenkreises, erst die Begegnung mit den Denkmälern anläßlich der ersten Romreise änderte das: „Ich sah bald, daß man ohne genauere Kenntnis der archäologischen Quellen weder vom kirchlichen noch vom profanen Altertum ein deutliches Bild gewinnen könne“<sup>3</sup>. Von da ab begann Lietzmann sich, zunächst als Autodidakt, in die christliche Archäologie einzuarbeiten. Das eigentliche Studium ergab sich auf einem Umweg. Der Sohn des Bonner Archäologen Georg Loeschcke, Gerhard Loeschcke, war „erster und viele Semester lang treuester Zuhörer“ in Lietzmanns Lehrveranstaltungen in Bonn<sup>4</sup>. Über den Sohn fand sich der Weg zum Vater, an dessen Vorlesungen und Übungen Lietzmann jetzt teilnahm: noch wichtiger waren die Privatissima, die dieser ihm „bei den häufigen Begegnungen in dem Bonner Kunstmuseum“ gab<sup>5</sup>. Die ersten Früchte dieser Ausbildung und des anschließend mit vermehrter Energie betriebenen eigenen Studiums (das nicht nur passiv, sondern aktiv vor sich ging: schon in Bonn hatte Lietzmann Vorlesungen und Übungen über christlich-archäologische Themen gehalten<sup>6</sup>) waren der Aufsatz über „Die Entstehung der christlichen Kunst“ von 1911<sup>7</sup> und die Anhänge zu Wendlands Ergänzungsband zum Handbuch zum Neuen Testament<sup>8</sup> „Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum“ von 1907<sup>9</sup>. Schon vorher, 1905, hatte er den Plan gefaßt, einen Grundriß der christlichen Archäologie zu verfassen<sup>10</sup>, aber diesen Plan hat er dann 1910 aufgegeben, angesichts seiner zahlreichen anderen Verpflichtungen, aber wohl auch angesichts der Schwierigkeit des Gegenstandes. „Wir geben nun die Archäologie vorerst überhaupt auf: ein evangelischer Theologe ist dafür vorerst nicht zu finden“, hat Karl Müller damals resignierend ge-

<sup>2</sup> In Berlin ist das von Lietzmann geleitete Christlich-Archäologische Seminar Bestandteil des Theologischen Seminars gewesen, auch die Jenaer Sammlung ist später der Theologischen Fakultät eingegliedert worden.

<sup>3</sup> S. 99.

<sup>4</sup> S. 98.

<sup>5</sup> S. 99.

<sup>6</sup> S. 107.

<sup>7</sup> Bibliogr. Nr. 95.

<sup>8</sup> Vgl. o. S. 32.

<sup>9</sup> Bibliogr. Nr. 53, vgl. Nr. 106 von 1912, hier sind Text wie Tafeln vermehrt.

<sup>10</sup> Brief Nr. 111.

schrieben<sup>11</sup>, bis heute ist der „Grundriß“ (wohl nicht mehr von einem Einzelnen, sondern nur in Arbeitsgemeinschaft zu verfassen) ungeschrieben geblieben, an seine Stelle tritt bis auf weiteres die in ihrer Stoffbewältigung erstaunliche „Einführung in die christliche Archäologie“ von C. Andresen<sup>12</sup>.

Nun soll hier von Lietzmanns archäologischen Arbeiten nicht ausführlich geredet werden, nur drei von ihnen seien genannt: Sein Buch über Petrus und Paulus in Rom, sein Bericht über die Aufnahme der Landmauer von Konstantinopel, sowie seine Veröffentlichung (zusammen mit H. W. Beyer) der Katakombe Torlonia<sup>13</sup>. Die Aufnahme der Landmauer von Konstantinopel – genauer gesagt, ihres theodosianischen Teils –, die Konstantinopel im Westen abschließt und sich 5 1/2 km lang vom Marmarameer bis zum Goldenen Horn erstreckt, erfolgte im Herbst 1928 unter der Leitung Lietzmanns. In den Abhandlungen der Berliner Akademie hat er deshalb den Vorbericht mit der Zusammenfassung der Resultate erstattet<sup>14</sup>, zusammen mit einer kritischen Edition der auf den Mauern und Türmen gefundenen Inschriften und einer kommentierten Wiedergabe der auf die Mauer sich beziehenden chronistischen Notizen<sup>15</sup>. Auch für die Katakombe Torlonia<sup>16</sup> hat Lietzmann die Inschriften kritisch ediert<sup>17</sup> – beides Beweis dafür, daß und wie sehr er sich auch das Rüstzeug der Epigraphik angeeignet hatte<sup>18</sup>. Die Beschreibung der jüdischen Münzen der Katakombe (Tafel 30)<sup>19</sup> zeigt sein Interesse für die Numismatik; wie rege es war, weiß jeder Teilnehmer an seinen christlich-archäologischen Seminaren – wenn Lietzmann sich einer Disziplin zuwandte, dann in ihrer Ganzheit. Im eigentlichen Beschreibungsteil des Bandes stammt, entsprechend der Arbeitsteilung, das Kapitel „Der archäologische Befund der Katakombe“ (S. 1–14) von Beyer, das über „Die Malereien“ (S. 15–27) von Lietzmann.

Lietzmann besaß also durchaus Erfahrung in der „Feldarbeit“, was man nicht von jedem christlichen Archäologen damals (und heute) sagen kann. Aber nicht diese Arbeiten und auch nicht seine zahlreichen Aufsätze und Rezensionen haben Lietzmanns Ruf als Archäologe verbreitet – sie haben ihn nur gefestigt –, das hat sein Buch über „Petrus und Paulus in Rom“ getan, das zum ersten Mal 1915<sup>20</sup> und zum zweiten Mal, in wesentlich erweiterter Gestalt, 1927<sup>21</sup> erschien. In beiden Auflagen lautet der Untertitel: „Liturgische und archäologische Studien“; die Vereinigung beider Arbeitsrichtungen und die souveräne Art, in der das geschah, war die Ursache für die große Wirkung des Buches.

<sup>11</sup> Brief Nr. 217.

<sup>12</sup> 1971 im Handbuch „Die Kirche in ihrer Geschichte“ als Teil B I erschienen.

<sup>13</sup> Für weiteres vgl. Bibliogr. Nr. 146, 157, 178, 189, 233, 245, 276, 322, 326, 398, 437, 439, 440, 472, 474 usw.

<sup>14</sup> Bibliogr. Nr. 314.

<sup>15</sup> S. 19–27.

<sup>16</sup> Bibliogr. Nr. 346.

<sup>17</sup> S. 28–41.

<sup>18</sup> Vgl. dazu auch Bibliogr. Nr. 226 und Nr. 528, S. 437–445.

<sup>19</sup> S. 45–46.

<sup>20</sup> Bibliogr. Nr. 144

<sup>21</sup> Bibliogr. Nr. 282.

Vom Kalender des Filocalus aus dem Jahr 354 ging Lietzmann aus<sup>22</sup>, untersuchte dann die natales Episcoporum<sup>23</sup>, die ältesten Papstlisten<sup>24</sup> wie den römischen Festkalender<sup>25</sup>. Die Behandlung der Hauptfeste: Petri Stuhlfeier<sup>26</sup> am 18. Januar und der Begleitfeste der Weihnacht<sup>27</sup> (weil das Peter- und Paulfest in den morgenländischen Kirchen am 28. Dezember gefeiert wird) hat zum Mittelpunkt die Untersuchung der Angaben des Filocalus über den 29. Juni als Datum der Translation der Apostelreliquien<sup>28</sup>; 258 seien die Gebeine „in Catacumbas“, d. h. nach San Sebastiano, überführt worden; seitdem sei dort ihr Gedächtnis gefeiert worden. So gilt die besondere Aufmerksamkeit jener Apostelgruft „Ad Catacumbas“; dem Kapitel darüber konnte Lietzmann den kurz zuvor erschienenen Bericht über die eben stattgefundenen Grabungen de Waals zugrundelegen, in Ergänzung und Korrektur der bislang vorliegenden Informationen. Sie gaben Lietzmann die Bestätigung<sup>29</sup>. Anschließend geht er zur Untersuchung der apokryphen Apostelakten und des Liber Pontificalis<sup>30</sup> wie der Märtyrerakten<sup>31</sup> über, soweit ihre Mitteilungen für die Untersuchung von Wichtigkeit sind. Zum zweiten Mal kommt dann die Archäologie zum Zuge beim Kapitel über die Peterskirche<sup>32</sup> und die Paulskirche<sup>33</sup>. Das Fazit wird in Kapitel XV gezogen: „Das Alter der Apostelgräber“<sup>34</sup>. Es lautet dahin:

„daß sich die Tradition des heutigen Petrus- wie des Paulusgrabes bis auf etwa das Jahr 200 feststellen läßt. Man hat diesen beiden Grabstellen im Jahre 258 die Gebeine der Apostel entnommen, um sie ad Catacumbas zu sichern. Unter Konstantin sind die Reliquien jedoch wieder an ihren Ort zurückgekehrt und seit der Zeit unberührt da selbst geblieben.“<sup>35</sup>

Lietzmann bleibt aber dabei nicht stehen. Nach Untersuchung der altkirchlichen Zeugnisse über den Lebensausgang des Petrus und Paulus<sup>36</sup> kommt er zu dem Resultat: „Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß Petrus und Paulus unter Nero zu Rom den Märtyrertod gestorben sind“<sup>37</sup>. Zwar beweise das „nicht das Mindeste für die ‚Echtheit‘ der um 200 gezeigten Gräber“, denn gerade für die entscheidende Zeit bis dahin fehlten uns alle Zeugnisse. Wenn sich jedoch einwandfrei ergebe, daß beide Apostelgräber auf rein heidnischen Friedhöfen an der Straße gelegen hätten, so erhebe sich die Frage: „Wer sollte wohl um 170 an diesen zum Kult völlig ungeeigneten Plätzen, in dieser unsauberen Umgebung die heiligsten Stätten Roms erfunden haben?“<sup>38</sup>. Denn wer um 170 – als die historische Besinnung in der christlichen Kirche und die Suche nach Beweisen für die aufgrund der Vorgeschichte der Gemeinden erhobenen Ansprüche begann – „auf die Suche nach den unbekanntenen Gräbern des Petrus und Paulus gegangen wäre, der hätte unzweifelhaft die beiden apostolischen Gründer seiner Gemeinde nicht nur auf einem christlichen Friedhof, sondern auch brüderlich beieinander gesucht und gefunden!“<sup>39</sup> Lietzmann schließt 1915:

<sup>22</sup> S. 1 f.

<sup>23</sup> S. 3 ff.

<sup>24</sup> S. 13 ff.

<sup>25</sup> S. 19 ff.

<sup>26</sup> S. 70 ff.

<sup>27</sup> S. 75 ff.

<sup>28</sup> S. 81 ff.

<sup>29</sup> Vgl. S. 121.

<sup>30</sup> S. 121 ff.

<sup>31</sup> S. 131 ff.

<sup>32</sup> S. 140 ff.

<sup>33</sup> S. 157 ff.

<sup>34</sup> S. 165 ff.

<sup>35</sup> S. 165.

<sup>36</sup> S. 167 ff.

<sup>37</sup> S. 176.

<sup>38</sup> S. 177.

<sup>39</sup> Ebda.

„Nein, der Tatbestand an beiden Orten spricht gegen spätere Erfindung. Es löst sich jede Schwierigkeit, wenn Petrus wirklich dort begraben wurde, wo sich jetzt Bramantes Kuppel wölbt, und Paulus seine letzte Ruhe fand, wo sich die Halle der drei Kaiser dehnt.“<sup>40</sup>

In seiner Einleitung zur Ausgabe des Buches von 1915 hatte Lietzmann gemeint: „Mit dem Erstarken einer nach historischer Objektivität strebenden kirchengeschichtlichen Forschung ist zwar im allgemeinen die Leidenschaft geschwunden, die bei der Behandlung dieses Problems den Blick zu trüben pflegte [„derart, daß die negative Beantwortung der protestantischen Theologie ebenso eine Selbstverständlichkeit war, wie das Gegenteil den Katholiken“], aber das Mißtrauen der Kritik gegen Traditionen der urchristlichen Zeit, gegen indirekte Schlüsse, und nicht zum wenigsten die Geringschätzung archäologischer Arbeit ließ nach wie vor ein Unmöglich oder höchstens Non liquet als die einzige wissenschaftlich zu rechtfertigende Antwort auf jene Frage erscheinen.“<sup>41</sup> Dem hatte er die Feststellung entgegengesetzt:

„Und doch führt gerade eine scharfe Kritik der Quellen, welche den liturgischen Traditionen, den apokryphen und legendären Erzählungen rücksichtslos zu Leibe geht und die sicheren Ergebnisse der Ausgrabungen am rechten Orte zu werten weiß, zu einem Ergebnis, welches der von allem Wust befreiten alten Lokaltradition zwar keine historische Gewißheit, aber doch recht hohe Wahrscheinlichkeit zuerkennen muß.“<sup>42</sup>

1927, bei der erneuten Ausgabe des Buches, wiederholt er in der Einleitung diese Sätze<sup>43</sup>. Der entscheidende Unterschied zur Ausgabe von 1915 ist dabei der, daß Lietzmann sich jetzt auf die Resultate stützen konnte, welche Armin von Gerkan bei einer erneuten archäologischen Untersuchung von San Sebastiano erzielt hatte (ein Unternehmen, das nur dank Lietzmans Einfluß auf die zuständigen römischen Stellen möglich war)<sup>44</sup>. Lietzmans Translationstheorie erhielt zwar durch die Folgerungen, die Gerkan aus seinen Resultaten zog, einen ernsthaften Stoß:

„In keinem Falle beweisen die Graffiti, die zum Baubestand zu rechnen sind, die tatsächliche Anwesenheit der Reliquien, sondern nur den damaligen Glauben daran“, erklärt Gerkan<sup>45</sup>, die Überlieferung von der Translation, falls sie primär sei, könne ohne historische Grundlage entstanden sein; ein Apostelgrab sei in San Sebastiano jedenfalls nicht gefunden worden. Lietzmann meint dagegen, Gerkans Ausführungen seien „reichlich ‚rationalistisch‘“, er könne sich „seiner radikalen Skepsis nicht anschließen“<sup>46</sup>. Der Wortlaut der Graffiti ergebe eindeutig eine kultische Verehrung der Apostel in San Sebastiano um 300, im 2. Jahrhundert wisse man nur vom Grab des Petrus auf dem Vatikan und dem des Paulus an der Straße nach Ostia. Zwischen 200 und 300 müsse also „der Kult ad Catacumbas“ aufgekommen sein, die „rätselhafte Zahl“ 258 im Kalender von 354 erkläre sich als Jahreszahl der Kulteinrichtung. Ihr Aufkommen (damals werden „solche Ortskulte weder durch päpstliche Dekrete noch durch die von Gerkan vermuteten Spekulationen alter Leute begründet“<sup>47</sup>) an der seltsamen Stelle muß durch „ein einmaliges gewichtiges Faktum“ verursacht sein, eben die Translation der Reliquien. Sie war nicht schwierig, denn nach 200 Jahren nahmen die Reste der Leichname nur noch wenig Platz ein. Daß kein Grab gefunden worden sei, besage nichts, man habe die Reliquien nicht von neuem beigesetzt, sondern in Kästen oder Särgen auf-

<sup>40</sup> Ebda.

<sup>41</sup> S. VII.

<sup>42</sup> Ebda.

<sup>43</sup> S. III.

<sup>44</sup> Selbstverständlich werden außerdem alle Resultate von 1915 noch einmal nachgeprüft, präzisiert und ausgebaut, der Umfang des Textes ist – ohne die Anhänge, die 1927 entscheidend vermehrt sind – von 177 auf 247 Seiten gewachsen.

<sup>45</sup> S. 298.

<sup>46</sup> S. 167.

<sup>47</sup> S. 167 f.

bewahrt. Ihr Standort sei in der heutigen Sebastianskrypta zu suchen, deshalb habe Papst Damasus seine berühmte Inschrift<sup>48</sup> an der Treppe angebracht, die zu ihr führte<sup>49</sup>.

Diese 2. Auflage des Buches von 1927 steht unter dem Vorzeichen leiser Resignation. Zwar sei für San Sebastiano der archäologische Befund jetzt gesichert. Aber wenn man von ihm ausgehe „und an die kärglichen Berichte des XVII und des XIX Jahrhunderts über den archäologischen Befund der Ausgrabungen in der Peters- und der Paulskirche herantritt, so verliert man fast den Mut, auf solchem Grunde zu bauen“<sup>50</sup>, erklärt Lietzmann. Er habe es dennoch gewagt, aber nur, weil er nichts Besseres hatte:

„Aber deutlicher noch wie bei der ersten Auflage tritt bei dieser Neubearbeitung die zwingende Notwendigkeit hervor, nun auch in den beiden Apostelbasiliken unter Anwendung aller modernen Methoden zu graben, damit endlich auch hier an die Stelle der Diskussion alter Berichte die Feststellung eines klar zu Tage liegenden Befundes treten kann.“<sup>51</sup>

Auch nach den Zerstörungen, die durch die tiefreichenden Fundamente für die gewaltigen Tabernakelsäulen Berninis im Untergrund entstanden, dürften Grabungen genug Material zur Entscheidung wichtiger Fragen hergeben, „die einstweilen nur Erwägungen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit auslösen“<sup>52</sup>. 1939 ging Lietzmanns Wunsch endlich in Erfüllung. Nach dem Tode Papst Pius XI. wurde bei der Erweiterung der Krypta von St. Peter zur Anlage eines passenden Begräbnisplatzes eine Mauer geöffnet, hinter der sich Reste des alten Konstantinischen Baues fanden. Mit Genehmigung von Papst Pius XII. wurden nun hier die Ausgrabungen begonnen, sie dauerten bis 1949, 1951 wurde dem Papst der umfangreiche zweibändige Grabungsbericht überreicht. Die ersten Nachrichten über die Resultate der Ausgrabungen (offizielle wie vor allem inoffizielle) haben Lietzmann noch erreicht, er hat sie mit höchster Spannung verfolgt. Die Resultate der Grabungen sind infolge der zahlreichen Veröffentlichungen darüber allgemein bekannt; wem es gelingt, die allerdings nicht ganz einfach zu erhaltende Genehmigung zur Besichtigung zu erlangen, kann sich den Befund selbst vor Augen führen. Allerdings wird der Augenschein umso schwieriger, je näher man dem Zentrum kommt. Die heidnische Nekropole unter der Peterskirche ist höchst eindrucksvoll und klar, aber nur wenn man den Grabungsbericht und die ihn ergänzenden Publikationen (wie etwa das Buch von E. Kirschbaum, „Die Gräber der Apostelfürsten“<sup>53</sup>) mit ihren zahlreichen Plänen und Skizzen zu Hilfe nimmt, kann man sich die Situation unter der Confessio einigermaßen klar machen. Soviel ist jedenfalls deutlich und als Minimalresultat festzuhalten: die

<sup>48</sup> Im Zusammenhang damit der bekannte Druckfehler: „Wenn also Papst Damasus in seinem Gedicht bezeugt, daß die Apostel *nicht* (statt „einst“) ad Catacumbas beigesetzt gewesen seien,“ hieß es auf S. 168 im Text, als das Buch erschien. Alle Exemplare mußten durch Gummistempel (auf S. 315) berichtigt werden.

<sup>49</sup> S. 168 f.

<sup>50</sup> S. IV.

<sup>51</sup> Ebda., Sperrungen wie im Original.

<sup>52</sup> 1927, S. V.

<sup>53</sup> Frankfurt 1957.

Nische in der sog. Roten Mauer mit dem zu rekonstruierenden Umbau stellt das „Trophaion“ dar, von dem um 200 der Römer Gaius zu berichten weiß<sup>54</sup>; bald nach der Mitte des 2. Jahrhunderts hat die römische Gemeinde also hier das Grab des Petrus gewußt und verehrt. Ob nun die Gebeine, die hier gefunden wurden, die des Petrus sind oder nicht, bleibe dahingestellt<sup>55</sup> – selbst wenn die Berichte über die Ausgrabungen sehr viel eindeutiger wären, als sie es in den entscheidenden Punkten sind<sup>56</sup>, würde uns das nicht endgültig weiterhelfen.

So eindeutig die Feststellungen Lietzmans waren – die Resultate der Grabungen unter der Peterskirche waren ja nur geeignet, sie in den entscheidenden Punkten auf entscheidende Weise zu unterstützen –, der Widerspruch war damit jedoch nicht zum Schweigen gebracht. Nur einmal hat Lietzmann dazu Stellung genommen, in seiner Akademierede von 1936: „Petrus römischer Märtyrer“<sup>57</sup>. Mit Dannenbauer, Haller und vor allem Heussi hat er sich hier auseinandergesetzt. Karl Heussi, Lietzmans Nachfolger in seiner Jenaer Professur<sup>58</sup>, ist nicht müde geworden, Lietzmans im Titel seiner Akademierede programmatisch wiedergegebenen These, daß Petrus in Rom das Martyrium erlitten habe, entgegenzutreten. Nicht weniger als vier selbständige Schriften, elf Aufsätze und zwei Rezensionen hat Heussi zum Gegenstand veröffentlicht, die heftigsten von ihnen allerdings nicht mehr in Polemik gegen Lietzmann, sondern gegen K. Aland, der nach Lietzmans Tod dessen Position neu vertreten hatte. Diese Auseinandersetzung ist heute vorbei, es gibt keinen ernstzunehmenden Widerspruch mehr gegen die Voraussetzung des Märtyrertodes des Petrus in Rom<sup>59</sup>.

### *Die liturgiegeschichtlichen Arbeiten*

Mit dem Buch über „Petrus und Paulus in Rom“ war Lietzmann in die Spitzengruppe der internationalen Patristik vorgestoßen. Dafür reichten schon die historischen Abschnitte aus. In der Kombination von archäologischer und liturgiegeschichtlicher Betrachtungsweise konnte ihn niemand erreichen; am eindrucklichsten für die Fachkollegen war, wie Lietzmann die Liturgiegeschichte für die allgemeine historische Betrachtung nutzbar zu machen wußte. Bereits in seinen

<sup>54</sup> Euseb, hist. eccl. 2, 25, 5–7.

<sup>55</sup> Z. B. E. Kirschbaum ist in seinem Buch mit einigem Nachdruck und in seinen zahlreichen Vorträgen über das Thema noch unverhüllt dafür eingetreten, auf die mehrfachen Äußerungen M. Guarduccis zum Gegenstand sei hier aus naheliegenden Gründen nicht eingegangen.

<sup>56</sup> Vgl. z. B. die Mitteilungen von M. Guarducci über die Behandlung der unterhalb der Nische in der Roten Mauer gefundenen Gebeine, aber auch die kritischen Anfragen in der Literatur zu den Ausgrabungsberichten, z. B. die von Th. Klauser, Die römische Petrus-tradition im Lichte der neuen Ausgrabungen unter der Peterskirche. Zum Ganzen vgl. den Forschungsbericht von E. Dinkler, Die Petrus-Rom-Frage, ThR 1959, S. 189–230, 289–335 und 1961, S. 33–64.

<sup>57</sup> Bibliogr. Nr. 426.

<sup>58</sup> Vgl. S. 83.

<sup>59</sup> K. Alands ausführlicher (und zugegebenermaßen ziemlich polemischer) Aufsatz: Der Tod des Petrus in Rom. Bemerkungen zu seiner Bestreitung durch Karl Heussi, Kirchengeschichtliche Entwürfe, 1960, S. 35–104, bezeichnet das Ende der Debatte.

Bonner Anfangszeiten hatte sich Lietzmann der Liturgiegeschichte zugewandt, die Reihe der „Kleinen Texte“ spricht eine beredte Sprache:

Dort hatte er 1903 (als Nr. 2) „Die drei ältesten Martyrologien“ veröffentlicht<sup>1</sup>. Im gleichen Jahr erschien (als Nr. 5) das erste Heft der „Liturgischen Texte“, die Lietzmann zu einer „Reihe innerhalb der Reihe“ ausbaute (im ganzen sind 12 Hefte erschienen). Hier wurden die Texte „Zur Geschichte der orientalischen Taufe und Messe im 2. und 4. Jahrhundert“ geboten. 1906 folgte ein Heft mit den Symbolen der alten Kirche (auch ihm kommt, wie man heute zu sagen pflegt, Signalcharakter zu, wovon noch zu sprechen sein wird<sup>2</sup>) und eines mit dem *Ordo missae secundum Missale Romanum* (als Nr. 19, Liturgische Texte II; es hat 4 Auflagen erlebt). Das Jahr 1909 brachte gleich zwei Hefte der Spezialreihe (Liturgische Texte IV und V, Nr. 36 und 37) mit liturgischen Texten Luthers, insbesondere der Deutschen Messe, das Jahr 1910 dann die Klementinische Liturgie aus den *Constitutiones Apostolorum VIII* (Liturgische Texte VI, Nr. 61), das Jahr 1911 wieder zwei (Liturgische Texte VII und VIII, Nr. 70 und 75), diesmal mit Auszügen aus der preußischen und sächsischen Agende.

Das alles zeigt das lebhafteste Interesse an der Liturgiewissenschaft (und zwar in ihrer ganzen Breite; wie in der Archäologie strebt Lietzmann auch hier nach der vollständigen Erfassung), aber erst die Arbeit am Buch über Petrus und Paulus in Rom, für das die Behandlung und Lösung einer Fülle höchst komplizierter liturgiegeschichtlicher Fragen erforderlich war, brachte die volle Entfaltung des Engagements wie der Leistung.

Gleich in diesem ersten liturgiegeschichtlichen Werk zeigte sich Lietzmann als Meister des Faches, noch zweimal ist es ihm darüber hinaus gelungen – ein höchst seltenes Ereignis –, Werke von bleibender Bedeutung, gewissermaßen Klassiker der Disziplin zu schaffen: das erste seine Rekonstruktion des *Sacramentarium Gregorianum* in seiner karolingischen Gestalt, das zweite sein Buch über Messe und Herrenmahl. Das eine erschien 1921, das andere 1926, beide sind nach Jahrzehnten noch mehrfach unverändert nachgedruckt worden: das *Sacramentarium Gregorianum* 1958 und 1967<sup>3</sup>, Messe und Herrenmahl 1941, 1955 und 1967 (eine englische Übersetzung erscheint seit 1953), obwohl doch gerade die Liturgiegeschichte eine mannigfachen Wandlungen unterworfenen Wissenschaft ist. Diesen beiden Büchern gegenüber tritt zurück, was Lietzmann sonst noch an Aufsätzen und Besprechungen zur Liturgiewissenschaft beigetragen hat<sup>4</sup>.

Das erste Werk ist unmittelbar aus dem über Petrus und Paulus in Rom hervorgegangen. „Die liturgische Arbeit hat einen eigenen Zauber und läßt den so leicht nicht los, der sich ihr einmal ergeben hat“, erklärt Lietzmann in seiner

<sup>1</sup> Bibliogr. Nr. 24.

<sup>2</sup> Vgl. u. S. 54f.

<sup>3</sup> Bezeichnend sind die Vorworte zu den beiden Neuausgaben, von katholischen Liturgiewissenschaftlern stammend. 1958 heißt es, die Arbeit „hat bis heute nichts von ihrer überzeugenden Sachgerechtigkeit verloren (nach 37 Jahren), obschon auch das *Hadrianum* mehr als einmal im Blickfeld der Sakramentarforschung gestanden hat. Das Lietzmannsche Buch ist infolgedessen eines der Standardwerke auf dem Gebiet der liturgischen Quellenausgaben geworden.“ 1967 heißt es zusätzlich: „Auch diese beiden Nachträge Lietzmanns (vgl. dazu S. 48f.) sind kleine Meisterstücke.“

<sup>4</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 145, 151, 174, 188, 213, 216, 247, 254, 283, 285, 293, 309, 311 usw., das Wichtigste zusammengefaßt in *Kleine Schriften III*, 1–159.

Autobiographie<sup>5</sup>. Der Enträtselung der Entstehungsgeschichte des römischen Festkalenders kam für „Petrus und Paulus“ maßgebliche Bedeutung zu, Voraussetzung dafür war die Beschäftigung mit den frühesten Sakramentarien. Dabei war auch die Frage nach der ältesten Gestalt des Sakramentariums Gregors d. Gr. zu beantworten.

Nun hatte Papst Hadrian I. zwischen 794 und 811 Karl dem Großen ein Musterexemplar dieses Sakramentariums überreichen lassen. Dieses „Aachener Urexemplar“ zu rekonstruieren, nahm sich Lietzmann vor – und zwar aus zwei Handschriften, aus einer in Cambrai und einer im Vatikan liegenden. Beide stammten aus dem 9. Jahrhundert, die in Cambrai war schon 812 im Auftrag des Bischofs von Cambrai geschrieben worden, offensichtlich nach dem Aachener Exemplar, die andere, der Ottobonianus 313, wenig später nach der kritischen Bearbeitung dieses Aachener Exemplars durch Alkuin (charakterisiert durch den Anhang mit dem Prolog: *Hucusque praecedens sacramentorum libellus a beato papa Gregorio constat esse editus* usw.). Lietzmanns Zielsetzung ging dahin:

„den Hadrianischen Urtext in allen wesentlichen und den meisten unwesentlichen Punkten durch Verwertung des jeweils ältesten Vertreters jeder Klasse festlegen zu können. Wo die unmittelbar aus Hadrians Codex abgeschriebene Handschrift von Cambrai mit dem vortrefflichen Zeugen der Alkvinschen Rezension Ottob. 313 zusammenstimmt, haben wir unweigerlich den Text der Aachener Vorlage. Nur wenn beide auseinandergehen, müssen wir nach anderen kritischen Hilfsmitteln Umschau halten.“<sup>6</sup>

Nach diesem Programm gestaltete Lietzmann den Text seiner Ausgabe: sie bot, wo C und O übereinstimmten, deren Wortlaut, dabei wurde in der Regel die Schreibung von C übernommen. Wo C und O nicht übereinstimmen, wird der Cod. Vat. Reg. 337 (= r), den Wilson soeben ediert hatte, und zwar als Ergänzung und Kontrolle für C, benutzt. Für O wurde die Kölner Ausgabe von Pamelius 1571 herangezogen, welche auf eine Kölner Handschrift der Alkuin-Klasse zurückgeht. Die Klauseln am Ende der Gebete blieben unberücksichtigt, denn hier gingen die Varianten so auseinander, daß eine Rekonstruktion des Originals von vornherein ausgeschlossen schien. Ein ausführliches Wortregister und ein Verzeichnis der Formeln (bearbeitet von H. Bornkamm, dem damaligen Amanuensis Lietzmanns) wurde beigegeben, um den Liturgikern die Arbeit mit dem Text zu erleichtern.

Noch bevor „Petrus und Paulus“ erschienen war<sup>7</sup>, steckte Lietzmann tief in der Arbeit am Gregorianischen Sakramentar, wie uns der Briefwechsel zeigt. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden. Der Cambracensis lag zwar auf von deutschen Truppen besetztem Gebiet, aber ohne Zustimmung des Oberkommandos in Cambrai war an ein Fotografieren der Handschrift nicht zu denken. Die Göttinger Akademie, deren korrespondierendes Mitglied Lietzmann 1914 geworden war, bewilligte die Mittel dafür (vgl. Brief Nr. 319), wenn auch nicht ohne anfängliche Schwierigkeiten, das Etappenkommando Cambrai vermittelte alles Weitere, eines seiner Mitglieder machte sich persönlich an die Aufnahme der Handschrift. Noch komplizierter gestaltete sich die Erlangung von Fotos des Ottobonianus 313 im Vatikan. Denn im Frühjahr 1915 hatte Italien den Krieg an Österreich-Ungarn erklärt, zwischen Deutschland und dem Vatikan lag die kämpfende Front. An und für sich konnte Lietzmann darauf rechnen, daß die Vatikanische Bibliothek ihm die Bitte um Herstellung von Fotos ohne weiteres erfüllen würde, denn seine engen wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen zu Ehrle, Mercati und auch Ratti hatten durch den Krieg keine Störung erfahren, im Gegenteil

<sup>5</sup> S. 108.

<sup>6</sup> S. XXIV f.

<sup>7</sup> Das Vorwort ist auf den 21. Oktober 1915 datiert, alsbald danach muß das Buch aber dann auch erschienen sein, denn am 7. 11. 1915 (Brief Nr. 328) dankt Harnack bereits für den Empfang.

sogar beinahe eine Verstärkung. Denn Lietzmann brauchte jetzt ihre Hilfe für viele Dinge, die er sonst anlässlich seiner regelmäßigen Besuche in Rom selbst erledigt hätte – sie wurde ihm stets bereitwillig gewährt. Dementsprechend war A. Rattis Antwort auf Lietzmanns Anfrage nach der Bewilligung von Fotos der Handschrift positiv – aber mit der Hiobsbotschaft verbunden, daß in England soeben von H. A. Wilson eine Ausgabe des Sacramentarium Gregorianum unter Benutzung genau der von Lietzmann in Aussicht genommenen Handschriften erschienen sei<sup>8</sup>. Bezeichnend, wie Ratti (der spätere Papst Pius XI.) sich bemüht, Lietzmann die Ausgabe zu beschaffen<sup>9</sup> – noch bezeichnender, daß Ratti selbst die Fotos nach München bringt, für den päpstlichen Nuntius bedeutet die durch den Krieg erzwungene Sperrung der Grenzen kein Hindernis.

Bei näherer Betrachtung erwies sich die Ausgabe Wilsons nicht als Hindernis für Lietzmanns Plan<sup>10</sup>, ja sie machte Lietzmann diesen noch dringlicher: „Es erschien mir trotz, ja gerade wegen der 1915 erschienenen Ausgabe H. A. Wilsons notwendig, durch methodische Arbeit einen sicheren Ausgangspunkt für die fast unübersichtbaren Handschriftenmassen zu schaffen, die unter dem Namen gregorianischer Sakramentarien die Bibliotheken füllen“, schreibt er im Vorwort zur Ausgabe von 1921<sup>11</sup>. Natürlich war Lietzmann sich darüber im klaren, daß sich mit seiner Arbeit – vorausgesetzt, sein methodischer Ansatz erwies sich als richtig – nur der Text des von Papst Hadrian nach Aachen gesandten Exemplars des Sacramentarium Gregorianum erreichen ließ und nicht der Text Gregors selbst (um vom ursprünglichen Text der darin enthaltenen Gebete zu schweigen). Dazu ergab sich schon aus dem C und O gemeinsamen Text, daß er den Archetyp in einer ganzen Reihe von Fällen entstellte<sup>12</sup>. Der Weg zurück zum Uregregorianum erforderte also noch zusätzliche Arbeit – aber als allzu groß und allzu schwierig hat Lietzmann sie offensichtlich nicht angesehen. Sie werde „noch mancherlei Einzelheiten zu bessern haben“,<sup>13</sup> besitze aber in der Nebenüberlieferung von C und O wertvolle Wegweiser<sup>14</sup>, so seine Schlußfeststellung<sup>15</sup>.

Über das Echo, das seine Arbeit fand, die mit ihrem Prinzip der – man darf wohl sagen genialen – Vereinfachung charakteristisch für Lietzmanns Arbeitsweise ist (der gordische Knoten wird durchhauen, nicht aufgelöst), berichtet Lietzmann in seiner Autobiographie: „Die ausländische Kritik erklärte sich nicht ganz überzeugt und sagte das in englischer Sprache sehr höflich, auf französisch in weniger angenehmen Formen.“<sup>16</sup> Er kann jedoch, nicht ohne Genugtuung, fortfahren: „Das gab mir den Anlaß, noch eine ganze Reihe weiterer Handschriften nachzuprüfen, wodurch die Richtigkeit meiner These nun wohl auch zweifelnden Gemütern bestätigt erscheinen wird.“<sup>17</sup>

Damit bezieht er sich auf zwei Aufsätze, auf den damals schon erschienenen: „Handschriftliches zur Rekonstruktion des Sacramentarium Gregorianum“<sup>18</sup> und den damals

<sup>8</sup> Brief Nr. 320.

<sup>9</sup> Brief Nr. 320 und Nr. 322.

<sup>10</sup> Wegen methodischer Schwächen und Fehlerurteile.

<sup>11</sup> S. VII.

<sup>12</sup> Vgl. die Zusammenstellung S. XXXI–XXXVIII.

<sup>13</sup> S. XXXI.

<sup>14</sup> S. XXXVIII, in seinem Aufsatz in der Festschrift Ehrle (vgl. S. 49) hat er diese, so nicht haltbare, Position erweitert: für den Weg zum Uregregorianum, heißt es jetzt, „ist die Heranziehung der von Aachen unabhängigen, womöglich älteren Codices erforderlich“, Bibliogr. Nr. 247, S. 158, Kleine Schriften III, 137.

<sup>15</sup> Vgl. die Zusammenstellung S. XXXVIII–XLIII.

<sup>16</sup> S. 109.

<sup>17</sup> Ebda.

<sup>18</sup> Bibliogr. Nr. 247.

noch nicht vorliegenden: „Handschriftliches zu Alkuins Ausgabe des Sacramentarium Gregorianum“.<sup>19</sup> Im ersten Aufsatz von 1924 kommt Lietzmann der Aufforderung nach, das handschriftliche Begleitmaterial zu den Haupthandschriften C und O zu vermehren (verständlich, daß die Kritik hier einsetzte). So zieht er jetzt das Reichenauer Sakramentar (Vind. lat. 1815) aus der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts, den Veronensis 86 aus dem 9. Jahrhundert, den Paris. lat. 2292 aus der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts zusätzlich als Begleithandschriften für C, den Laurent. 121 aus dem 10. Jahrhundert zusätzlich für O heran und unterzieht sie einer kritischen Untersuchung. Das Resultat bestätigt zunächst Lietzmanns Grundvoraussetzung der zwei Klassen: Abschrift direkt oder indirekt ex authentico libro (dem Aachener Urexemplar), Herkunft aus der durch Alkuin durchgeführten Rezension. Die führende Stellung von C und O innerhalb dieser Klassen bestätigt sich ebenfalls; wo beide Zeugen übereinstimmen, ist der Text des Aachener Urexemplars gesichert. Bei Differenzen zwischen beiden sind die Nachbarhandschriften von C, nicht die von O zu bevorzugen, die Nähe von C zum Urgregorianum ist noch höher, als ursprünglich angenommen, zu bewerten. Besondere Qualität kommt daneben der Wiener Handschrift zu. Auf weitere Einzelheiten braucht hier nicht eingegangen zu werden, es genügt, Lietzmanns Schlußfeststellung zu zitieren:

„Das Corpus des Gregorianischen Sakramentars von Aachen ist seinem Umfang nach unfraglich in meiner Ausgabe festgelegt: über die Zugehörigkeit von Gebeten zu dem echten Körper können Zweifel nicht mehr bestehen. Ebenso ist der Wortlaut des Textes in allen wesentlichen Punkten gesichert.“<sup>20</sup>

Für diesen Aufsatz konnte nur eine Pariser Handschrift herangezogen werden, in seinem zweiten Aufsatz von 1925: „Handschriftliches zu Alkuins Ausgabe des Sacramentarium“ untersuchte Lietzmann zusätzlich drei Handschriften aus Paris und eine aus Autun, sämtlich sehr hohen Alters. Neben O trat jetzt M als wichtigster Zeuge für die Rezension des Alkuin, alle früheren Resultate, insbesondere Lietzmanns Prinzip für seine Ausgabe, fanden auch von dieser Seite aus Bestätigung.

1929 konnte Lietzmann mit hoher Befriedigung erklären:

„Es geht vorwärts, ja es geht sogar ganz erstaunlich vorwärts mit der Forschung nach dem Meßbuch des großen Papstes Gregor. Kaum ein Jahrzehnt ist es her, seit die ersten zaghaften Versuche zu methodischer Untersuchung des Handschriftenmaterials gemacht wurden, und schon sind wir auf sicherem Wege zur Urgestalt.“<sup>21</sup>

Aber das geht über unseren Bereich hinaus, wir müssen uns auf die Behandlung der Arbeiten Lietzmanns selbst beschränken. Parallel zu seinen Untersuchungen zum Sacramentarium Gregorianum hatte er sich darum bemüht, die ursprüngliche Gestalt der syrischen Jakobus-Anaphora wie der koptischen Kyrillos-Liturgie festzustellen. Aus den Handschriften, die ihm während der Kriegszeit erreichbar waren, hatte er für beide bereits den Text hergestellt, eine griechische Rekonstruktion ebenso wie eine deutsche Übersetzung, und bereitete die Drucklegung vor. Aber als Rücker ihm die in seinem Besitz befindlichen Photos von mehreren sehr alten syrischen Handschriften des Britischen Museums großzügig zur Verwertung für seine Ausgabe anbot, hat er – noch großzügiger – auf seinen Plan verzichtet und den Jüngeren die Ausgabe machen lassen, die dann 1923 als nächster Band der Reihe erschien, in der Lietzmanns Arbeit zum Gregorianum veröffentlicht worden war. Lietzmann selbst war damals, charakteristisch für sein Bemühen um vollständige Aneignung bzw. Bewältigung der Liturgiegeschichte,

<sup>19</sup> Bibliogr. Nr. 254.

<sup>20</sup> S. 157 f, Kleine Schriften III, 137.

<sup>21</sup> Auf dem Wege zum Urgregorianum, Bibliogr. Nr. 344, S. 132, Kleine Schriften III, 151.

auch schon einen Schritt weiter. „Die Geschichte der Messe mit ‚rückläufiger‘ Methode bis in ihre Anfänge zu verfolgen“, daran arbeitete er mit aller Energie. Die Frucht dieser Untersuchungen war sein Buch von 1926: „Messe und Herrenmahl“, im Untertitel bescheiden als „eine Studie zur Geschichte der Liturgie“ bezeichnet<sup>22</sup>.

Lietzmann setzt ein mit einem Bericht über „die Quellen“, d. h. einem an Knappheit wie an Präzision und Übersichtlichkeit nicht zu übertreffenden Überblick über die verschiedenen Liturgien, von der des Chrysostomus und des Basilius an bis zur mozarabischen<sup>23</sup>. Die eigentliche Analyse beginnt beim Kernstück der Abendmahlsliturgie, der Einsetzungserzählung und ihrer Behandlung in den verschiedenen Liturgien<sup>24</sup>. Es folgt die Diskussion der Anamnese<sup>25</sup>, der Epiklese<sup>26</sup> und der Opfer- und Weihrauchgebete<sup>27</sup>. In besonderen Kapiteln werden dann die abendländischen Zeugen diskutiert: zunächst die gallikanische und mozarabische Epiklese<sup>28</sup>, dann die Offertorien in beiden<sup>29</sup> und schließlich die römische Epiklese<sup>30</sup>. Es folgt die ausführliche Erörterung des Eucharistiegebetes in allen Liturgien<sup>31</sup>. Und nun beginnt die zusammenfassende Auswertung:

„Blicken wir jetzt auf den durchmessenen Weg zurück, so können wir feststellen, daß sich die Fülle der Liturgien auf zwei Urgestalten zurückführen läßt: die Hippolytisch-römische und die ägyptische. Das ist das wichtigste Ergebnis unserer bisherigen Arbeit. Es liefert uns die Grundlage für unsere weitere Untersuchung, welche darauf gerichtet ist, die liturgischen Formen und Gedanken der beiden ersten christlichen Jahrhunderte zu ermitteln. Alle späteren Liturgien bleiben – bis auf wenige, genau umgrenzte Fälle – beiseite. Unsere Ausgangspunkte sind der erhaltene Text des Hippolyt resp. seine griechische Rekonstruktion auf der einen Seite, und auf der anderen die älteste Form der ägyptischen Liturgie, wie sie sich aus den ägyptischen – und vereinzelt wohl auch aus gallikanischen – Quellen erschließen läßt: Serapions Anaphora steht dabei im Vordergrund. Von hier aus müssen wir uns durch Vergleich dieser Typen miteinander und mit sonstigen Zeugnissen der alten Zeit vorwärtstasten bis in die Tage der Apostel.“<sup>32</sup>

Kapitel X untersucht die Liturgie Hippolyts und ihre Wurzeln<sup>33</sup>, Kapitel XI parallel dazu „die Urgestalt der ägyptischen Liturgie“<sup>34</sup>. Bei Hippolyt haben wir eine Liturgie vor uns, die um die Stiftungserzählung gruppiert ist und das Herrenmahl als Gedächtnisfeier von Tod und Auferstehung begehrt, erst „in einem zweiten Akt“ wird diese Feier dann zu Opfer und Opfermahl. Bei Serapion dagegen wird die Feier von Anfang an als Opfer gewertet, wobei das Opfer in der Niederlegung der Elemente auf dem Abendmahlstisch und ihrer Weihung durch Gebet besteht. Ganz offensichtlich kannte diese Liturgie ursprünglich keine Einsetzungserzählung und dementsprechend keine Verknüpfung mit dem letzten Mahl Jesu. Erst später ist diese als Reflexion hinzugefügt worden: das Brot wird als Opfer hingegeben, so wie Christus auf Golgatha Gott seinen Leib opferte usw. Von diesem Tatbestand aus geht Lietzmann nun den Weg weiter rückwärts, zunächst zu den altchristlichen Agapen<sup>35</sup>, so wie sie uns in der Kirchenord-

<sup>22</sup> Bibliogr. Nr. 268.

<sup>23</sup> S. 1–24.

<sup>24</sup> S. 24–49.

<sup>25</sup> S. 50–68.

<sup>26</sup> S. 68–81.

<sup>27</sup> S. 81–93.

<sup>28</sup> S. 93–113.

<sup>29</sup> S. 113–116.

<sup>30</sup> S. 117–122.

<sup>31</sup> S. 122–174.

<sup>32</sup> S. 174.

<sup>33</sup> S. 174–186.

<sup>34</sup> S. 186–197.

<sup>35</sup> S. 197–209.

nung Hippolyts, den Canones Hippolyti, der äthiopischen Übersetzung der Kirchenordnung Hippolyts und bei Tertullian geschildert werden. Ein Vergleich mit den Berichten der talmudischen Quellen<sup>36</sup> ergibt,

„daß die Agape in ihrem Ritus völlig einer der mit religiöser Weihe bekleideten jüdischen Mahlzeiten entspricht, wie sie jederzeit von einer Gemeinschaft von Freunden ( *תְּבוּרָה* ) begangen werden konnten, wenn sie das Bedürfnis dazu empfanden“.<sup>37</sup> Das Sabbatmahl und der Sabbatkiddusch kommen als Vorlage nicht in Betracht, denn deren entscheidende Merkmale fehlen: Sabbatgebet und Weinsegen beim Sabbatbeginn.

Der nächste Schritt führt dann zur Diskussion des Abendmahles und des letzten Mahles Jesu mit seinen Jüngern als seinem Vorbild<sup>38</sup>. Die erste Feststellung Lietzmans lautet, in Parallele zum eben gewonnenen Ergebnis:

„Fast allgemein angenommen ist die Meinung, daß der Ritus des christlichen Abendmahls in dem des jüdischen Passah seine Wurzeln und sein Vorbild habe, ebenso wie auch das letzte Mahl Jesu, bei dem die Stiftung erfolgte, ein Passahmahl gewesen sei. Beide Annahmen sind falsch.“<sup>39</sup>

Denn auch hier fehlen die entscheidenden Merkmale. Beim Passahmahl wird ein Lamm verzehrt, der Midrasch über den Auszug aus Ägypten wird vorgetragen, Mazzen statt Brot werden gegessen und vier Becher gehören zum Vollzug: „Das will sagen: die für das Passah charakteristischen Züge fehlen beim Abendmahl, und zwar alle, nicht nur diejenigen, deren Wegfall man aus der Umgestaltung einer einmal im Jahre begangenen in eine wöchentlich oder noch öfter abgehaltene Feier erklären könnte.“<sup>40</sup> Auch das letzte Mahl Jesu ist kein Passahmahl gewesen, obwohl es schon bei den Synoptikern dazu gemacht wird. Es sei unmöglich, „für den Passahcharakter des letzten Mahles auch nur den Schimmer einer Wahrscheinlichkeit zu erbringen: man muß maximale Unwahrscheinlichkeiten kombinieren, um zu dem gewünschten Ergebnis zu kommen“.<sup>41</sup>

Über Lietzmans ausführlichen Vergleich der Synoptikertexte miteinander und ihre eingehende Analyse zu berichten, würde hier zu weit gehen. Nur soviel sei gesagt: Markus und Paulus (der nichts von einem Passahmahl weiß) stellen die ursprünglichen Quellen dar<sup>42</sup>, und zwar geht Paulus von derselben Tradition aus wie auch Markus<sup>43</sup>, wobei bei Paulus die Feier des Abendmahls in die der Agape eingebettet wird<sup>44</sup>. Vermutlich wurde das Ganze mit dem Segnen und Brechen des Brotes begonnen und mit dem Segnen und Trinken des Gemeinschaftsbechers beschlossen, so daß sich genau der aus der Mischna bekannte Ablauf einer jüdischen Festmahlzeit im engeren Kreis von Freunden ergibt, die Form des letzten Mahles Jesu mit seinen Jüngern. So stellt sich ein geschlossener Zusammenhang heraus (und nebenbei auch eine Erklärung für den bisher unverständlichen Dialog vor der Praefatio in der Liturgie<sup>45</sup>). Aber auch hier macht Lietzmann noch nicht halt, er gräbt weiter. Eine Interpretation des liturgischen Formulars in Kap. 9–10 und 14 der Didache<sup>46</sup> ergibt die daraus rekonstruierbare Eucharistiefeyer als Urtyp der ägyptischen Liturgie (so wie die Abendmahlsfeier in Korinth für die Liturgie des Hippolyt). Von hier aus stößt Lietzmann dann zu dem Versuch vor, die Entstehung der beiden Urgestalten zu erklären. Das geschieht unter Heranziehung der Berichte der kanonischen Apostelgeschichte wie der apokryphen Apostelakten und der pseudoklementinischen Homilien, archäologischer Denkmäler

<sup>36</sup> S. 209–210.

<sup>37</sup> S. 210.

<sup>38</sup> S. 210–230.

<sup>39</sup> S. 211.

<sup>40</sup> Ebd.

<sup>41</sup> S. 212.

<sup>42</sup> S. 218.

<sup>43</sup> S. 227.

<sup>44</sup> S. 228.

<sup>45</sup> S. 228 ff.

<sup>46</sup> S. 230–238.

usw.<sup>47</sup>. So wie die Apostelgeschichte das Abendmahl immer als „Brotbrechen“ bezeichnet, findet sich auch in all diesen Berichten nur die Brotkommunion bzw. die Kommunion mit Brot und Wasser. Es gab also eine Form der Feier, „die nur eine Brotweihe kannte und vom Weinsegen nichts wußte“; in der Ordnung Hippolyts für die Agape ist „genau der Ritus dieser ältesten Eucharistie erhalten. Wenn sie im Text der Kirchenordnung selbst als ‚Herrenmahl‘ bezeichnet wird, so ist das der alte, echte und ihr von Anfang an zukommende Name“.<sup>48</sup> Gegenüber dem zweiten Element der Eucharistie ist man relativ gleichgültig, so kann man – wie weitverbreitet – dem Neugetauften neben dem Brot je einen Becher mit Wasser, Milch und Honig (als Symbol der Neugeburt) überreichen. Daß der Becher in der Regel mit Wein gefüllt wurde, ergab sich entweder (direkt) aus dem üblichen jüdischen Brauch oder (indirekt) aus der Einwirkung der paulinischen Gemeinde.

In den Schlußkapiteln XVI<sup>49</sup> und XVII<sup>50</sup> faßt Lietzmann die gewonnenen Resultate zusammen, und zwar, in Umkehr des begangenen Weges, diesmal von den Anfängen an bis in den Ausgang der alten Kirche. Die Jerusalemer Urgemeinde setzte mit ihrer Abendmahlsfeier die Tischgemeinschaft fort, so wie sie zu Lebzeiten Jesu bestanden hatte: Nach dem Brotsegen wurde das Brot gebrochen. Danach begann das Mahl, in der Regel wurde dazu Wasser getrunken, ganz wie früher, wo Entbehrung der Normalfall war. Nicht einmal der „Segensbecher“ mit Wein war damals regelmäßig möglich. Bei diesem Mahl war der Erhöhte anwesend, gemäß seinem Wort Matth. 18,20, seine unmittelbar bevorstehende Wiederkunft wurde mit dem Gebet Maranatha herbeigerufen und mit der Antwort Hosianna bekräftigt; das gab dem Beisammensein die eschatologische Spannung und Erhöhung. Wenn dieses Mahl schon in früher Zeit – weil für Paulus als bekannt vorauszusetzen – als Opfer angesehen wurde, so kann diese Fortentwicklung nicht aus Jerusalemer, sondern nur aus hellenistischen Vorstellungen stammen; von der Auffassung als Opfermahl aus ergibt sich alsbald eine Weiterentwicklung: dem Opfer wohnt sühnende Kraft inne, die Bestandteile des Mahles werden zur „heiligen Speise“, welche die Kraft des Herrn, Unverweslichkeit, ewiges Leben wirkt.

Daneben steht von früh an die Abendmahlsfeier der paulinischen Gemeinden, in der nicht die tägliche Tischgemeinschaft mit dem Herrn fortgesetzt, sondern in der an sein letztes Mahl mit den Jüngern angeknüpft wird. Diese Abendmahlsfeier ist Gedächtnisfeier des Todes Christi. Die Gemeinde gedenkt dabei der Erfüllung der Todesweissagung mit ihrer Heilsverheißung, aber zugleich auch der Auferstehung und der nahe bevorstehenden Wiederkunft des Herrn. Auch hier ergeben sich bald Weiterentwicklungen: aus der einfachen Tischgemeinschaft entwickelt sich die mystische *κοινωνία*, die Elemente werden Träger des Pneuma usw. Aber nicht auf die Weiterentwicklungen kommt es an, sondern jeweils auf die Urtypen, die unverbunden und unverbundbar nebeneinanderstehen. Das Gedächtnismahl an den Tod Jesu findet sich nur in den paulinischen Gemeinden, das Jerusalemer Brotbrechen nur dort – und in Spuren im Einflußbereich des Judenchristentums wie in Ägypten (wo die paulinische Mission nicht hingelange). Möglich ist evtl. auch, daß für 1. Kor. 11 als Hintergrund ein Eindringen des Jerusalemer Typs in die korinthische Gemeinde vorauszusetzen ist; damit gewinnen die Ausführungen des Paulus polemische Konturen. „Paulus ist der Schöpfer des zweiten Typus des Herrenmahles“<sup>51</sup>; die Gemeindefradition vom letzten Mahl des Herrn gab ihm die Vorlage; die Interpretation wie die daraus gezogenen Konsequenzen sind Resultat seiner Theologie und Ausfluß des durch Offenbarung des Herrn empfangenen neuen Verständnisses der Gemeindeüberlieferung.

Vom Jerusalemer Typ führt ein direkter Weg zu der in der Didache beschriebenen Abendmahlsfeier (dafür bedurfte es nur der Voranstellung des Trinkens eines Segens-

<sup>47</sup> S. 238–249.

<sup>48</sup> S. 249.

<sup>49</sup> S. 249–255.

<sup>50</sup> S. 256–263.

<sup>51</sup> S. 255.

bechers, was vermutlich unter dem Einfluß der jüdischen Sitte schon in Jerusalem geschah), von der Abendmahlsfeier in Korinth ein ebenso direkter Weg zur Liturgie Hippolyts. Schon bei Paulus wird das Bemühen deutlich, den profanen Teil der Mahlzeit vom sakralen Genuß von Brot und Wein zu sondern. Sobald man den Akt der Eucharistie zusammenzog, ergab sich aus den bisher zwei Eucharistiegebeten ein einziges, das in den Stiftungsbericht einmündet, an den sich das Brotbrechen und das Trinken des Segensbechers anschließt. Bei Ignatius und in der Epistula Apostolorum sind Agape und Eucharistie noch miteinander verbunden. Innere wie äußere Notwendigkeiten (Wachsen der Gemeinde, so daß sie nicht mehr zu einer gemeinsamen Mahlzeit zusammenkommen konnte) führen zu ihrer Trennung: die Eucharistie wird Bestandteil des Morgengottesdienstes, die Agape bleibt in den Abendstunden – ein Zustand, der bereits zur Zeit Justins um 150 erreicht ist und der zwangsläufig zu ihrer Verkümmern und ihrem Aussterben führen muß. Nur in Ägypten hat der Jerusalemer Typ weitergelebt, der paulinische hat durch die Umgestaltung bei der Aufnahme in die Liturgie Hippolyts die weitesten Wirkungen geübt. Die Liturgie Hippolyts ist mit ihrem Schema, z. T. auch mit ihrem Wortlaut, „Modell für alle uns sonst noch bekannten Liturgien bis zum heutigen Tag“<sup>52</sup>:

„Auf ihr baut sich die antiochenische Liturgie des IV Jh. auf, von der uns eine maßgebende Textform im VIII (und II) Buch der CAp. vorliegt. Aus der antiochenischen Gestaltung hat sich die byzantinische Liturgie entwickelt, welche in zwei Ausprägungen, der im großen und ganzen älteren Basiliusliturgie und der jüngeren Chrysostomusliturgie, bis auf die Gegenwart in Gebrauch ist.“<sup>53</sup>

Auch die Jakobusliturgie, welche Vorbild der meisten nationalsyrischen Liturgien geworden ist, geht auf das antiochenische Vorbild zurück, möglicherweise hat sie zusätzliche Einflüsse von der byzantinischen Liturgie erfahren.

So können die Entwicklungslinien im Osten mit Deutlichkeit und Klarheit festgestellt werden, der Westen dagegen bietet ein Bild „verwirrender Mannigfaltigkeit“. Es ist daraus zu erklären, „daß sich im Abendland die freie liturgische Produktion bis in die Zeit der Merovinger erhalten hat“<sup>54</sup>, mit dem Streben, am liebsten für jeden Sonntag und Festtag eine eigene Liturgie zu gestalten. Begrenzt wird dieses Streben durch den in Rom geschaffenen Canon Missae. Seine heutige Form stammt zwar erst aus dem 6. Jahrhundert, hat aber ohne Zweifel ältere Vorstufen gehabt. Im Kern liegt ihm die Liturgie Hippolyts zugrunde, aber die Jakobusliturgie wie die Markusliturgie haben überaus stark auf ihn eingewirkt. So sind vom Altrömischen hier nur wenige Worte übrig geblieben, aber „in der Fülle der Formeln und Gebete, die uns auf Mailänder, vor allem aber auf gallischem und spanischem Boden erhalten sind, stecken zweifellos zahlreiche Reste römischer Herkunft.“<sup>55</sup> Dabei ist das gallische Material im allgemeinen älter als das spanische. Wenn auch hier Einwirkungen des Ostens deutlich zu erkennen sind, so ist anzunehmen – mindestens für die ägyptischen, wohl aber auch für die syrischen Bestandteile – daß sie nicht direkt eingeflossen sind, sondern über Rom ihren Weg genommen haben.

Aber: noch fehlt das Kriterium, um die altrömischen Bestandteile sicher auszusondern, damit schließt Lietzmann seine Betrachtungen über die Entwicklung der Liturgie im Westen, die im wesentlichen als Katalog von Fragen und Anregungen angelegt sind.

„Es gilt, den betretenen Pfad zu verbreitern und nach allen Seiten auszubauen“, mit diesem Satz endet das Buch über „Messe und Herrenmahl“. Das bezieht sich vor allem auf die Schlußbetrachtungen, schließt aber auch alle früheren Untersuchungen ein. Was Lietzmann im Vorwort zu seinem Buch erklärt, ist deutlich genug:

<sup>52</sup> S. 261.

<sup>53</sup> Ebda.

<sup>54</sup> S. 262.

<sup>55</sup> S. 263.

„Ich weiß wohl, daß dies Buch nur ein erster Versuch ist, einen Richtweg durch den Urwald zu schlagen, und daß darum stärkste Zusammenfassung aller Kraft in der Richtung auf das Ziel oberstes Gesetz der Arbeit bleiben mußte. Es ist nicht ein einziges Kapitel, das sein Thema restlos ausschöpfte: alle sind nur Skizzen, von denen ich hoffe, daß sie die weitere Forschung anregen und mit der Zeit durch Monographien anderer Mitforscher ersetzt werden. Dabei werden sich von selbst die erforderlichen Korrekturen mancher jetzt unausbleiblichen Einseitigkeit meines Urteils ergeben. Die Grundzüge werden sich, so hoffe ich, bestätigen: und, ich denke, auch die Richtigkeit meiner Methode.“<sup>56</sup>

Ebenso deutlich aber ist, daß seine Hoffnung sich nur auf katholischer Seite erfüllt hat. Hier ist die Erforschung der abendländischen, aber auch der östlichen Liturgiegeschichte mit Eifer betrieben worden und hat zu reichen Früchten geführt. Unter den evangelischen Theologen herrscht heute zwar – mindestens bereichsweise – liturgisches Interesse, gelegentlich sogar liturgische Begeisterung, aber Liturgiegeschichte (im eigentlichen Sinne) wird selten genug betrieben, auf altkirchlichem Gebiet jedenfalls so gut wie gar nicht<sup>57</sup>. Was Lietzmann 1926 schrieb, ist 1941, 1955 und 1967 dreimal in unverändertem Nachdruck<sup>58</sup> erschienen, seit 1953 in englischer Übersetzung veröffentlicht<sup>59</sup>, ein Beweis ebenso für die Schwäche der Nachfahren wie dafür, daß Lietzmanns Buch mehr darstellte, als er bei seiner Niederschrift meinte. Wenn hier so ausführlich darüber berichtet wurde, dann einmal deswegen, weil der Stoff (von katholischen Liturgiewissenschaftlern abgesehen) der Gegenwart fremd geworden ist, ebenso aber, um an einem ausgeführten Beispiel die außerordentliche analytische wie synthetische Kraft Lietzmanns aufzuzeigen, seine Fähigkeit, enorme Materialmengen mit höchstem Schwierigkeitsgrad in den Griff zu bekommen, sie – wieder mit genialer Vereinfachung – zu durchdringen und ihre inneren Zusammenhänge wie ihre Problematik klar durchschaubar zu machen.

### *Die „Nachbargebiete“, der „Philologe“*

Das Gleiche könnte nun für den der Liturgiegeschichte nah benachbarten Bereich der Symbolik geschehen, für die Lietzmanns „Symbolstudien“ (zunächst in Fortsetzungen in der ZNW erschienen<sup>1</sup>, dann in den „Kleinen Schriften“ 1962 wiederabgedruckt<sup>2</sup> und schließlich im gleichen Jahr als Separatband erschienen<sup>3</sup>) ähnliche Bedeutung besitzen. Aber hier wird die Materie noch komplizierter (und der Kreis der aktiv Beteiligten bzw. Interessierten noch kleiner), so sei darauf verzichtet. Nur soviel als Anmerkung: Lietzmann meint in seiner Autobiographie

<sup>56</sup> S. VI.

<sup>57</sup> Die Klage Kunzes in seinem Brief Nr. 833 (vgl. Lietzmanns Antwort Brief Nr. 838) gilt für unsere Zeit in vielfach verstärktem Maße.

<sup>58</sup> Bibliogr. Nr. 487c, 521, 557a.

<sup>59</sup> Bibliogr. Nr. 520.

<sup>1</sup> Bibliogr. Nr. 205, 225, 252, 286.

<sup>2</sup> III, 189–281.

<sup>3</sup> Bibliogr. Nr. 553.

zwar, Holl habe ihn durch seine Abhandlung über das apostolische Symbol von 1919 „auf ein ganz neues Gebiet . . . geführt“<sup>4</sup>. Tatsächlich aber setzt seine Beschäftigung mit der Symbolik schon sehr viel früher ein: schon 1906 hatte er in den „Kleinen Texten“ als Nr. 17/18 ein Heft mit den „Symbolen der alten Kirche“ veröffentlicht<sup>5</sup>, 1916 hatte er das *carmen* im Bericht des Plinius über die Verhöre der kleinasiatischen Christen als Taufsymbold nachgewiesen<sup>6</sup>, von daher erwachsen mit logischer Konsequenz – wenn auch von ihm selbst offensichtlich nicht wahrgenommen – seine symbolgeschichtlichen Arbeiten<sup>7</sup>, die nun in der Tat „gegenüber den bisher herrschenden Anschauungen die Entfaltung des christlichen Glaubensbekenntnisses in einer freieren Weise und mit viel größerer Mannigfaltigkeit nach Analogie der liturgischen Entwicklung darzustellen versuchen“<sup>8</sup>.

Archäologie, Liturgiewissenschaft, Symbolgeschichte, das sind drei Spezialdisziplinen, deren Beherrschung durch den Patristiker auch sonst vorkommt, allerdings wird er im Regelfall nur jeweils auf eine beschränkt sein, die Vereinigung aller in einer Person ist die absolute Ausnahme – selbst A. Harnack, so überaus vielseitig und literarisch höchst fruchtbar, kann im eigentlichen Sinne nur für die Symbolgeschichte in Anspruch genommen werden, sein Beitrag zur Liturgiegeschichte beschränkt sich auf Rezensionen, mit der Archäologie hat er sich gar nicht befaßt<sup>9</sup>. Und wir sind ja noch nicht am Ende der Betrachtung, denn neben Archäologie, Liturgiewissenschaft und Symbolgeschichte – sowie, nicht zu vergessen, Kirchenrecht<sup>10</sup> und Hagiographie<sup>11</sup> – ist als von Lietzmann beherrschte Disziplin sogleich noch die Papyrologie zu nennen. Sein Heft in den Kleinen Texten über „Griechische Papyri“ von 1905 entstammt noch der Epoche der „Schreibtischpapyrologie“, d. h. der Auswertung vorhandener Ausgaben, denn in Bonn gab es keine Papyrussammlung. In Jena besaß jedoch das Philologische Seminar eine solche Sammlung. Mit Eifer stürzte sich Lietzmann sogleich in die Arbeit an den Originalen, auch in die rein technische Seite der Behandlung der Papyri bis zu ihrer Verglasung, die ihrer Entzifferung und Interpretation vorgeht. Schon 1908 konnte er den „Papyrus Jenensis 1“ veröffentlichen, ein Gebet in Amulettform aus dem 4. Jahrhundert<sup>12</sup>. Dann gelang zu Lietzmanns großer Freude 1911 der Ankauf eines literarischen christlichen Papyrus. Er erwies sich, wie Lietzmann berichtet, „bei der Ankunft als ein trübseliger Haufe kleiner

<sup>4</sup> S. 115.

<sup>5</sup> Bibliogr. Nr. 42, 143, Nr. 248 und 345 stellen die logische Folge davon dar.

<sup>6</sup> Bibliogr. Nr. 151, Kl. Schriften III, 54 f.

<sup>7</sup> Mit unwesentlichen Ausnahmen sämtlich in Bd. III der „Kleinen Schriften“ S. 163–281 abgedruckt.

<sup>8</sup> S. 116.

<sup>9</sup> Vgl. das „Verzeichnis seiner Schriften“ von F. Smend, 1927, und die Fortsetzung von Axel v. Harnack, 1931.

<sup>10</sup> Vgl. z. B. den Artikel „Kirchenrechtliche Sammlungen“ im Pauly-Wissowa-Kroll, Bibliogr. Nr. 204, Kl. Schriften I, 348–364 und den „Zur altchristlichen Verfassungsgeschichte“, Bibliogr. Nr. 118, Kl. Schriften I, 141–185.

<sup>11</sup> Vgl. z. B. Bibliogr. Nr. 57 und 91 sowie zahlreiche Rezensionen.

<sup>12</sup> Bibliogr. Nr. 58, Kl. Schriften I, 367–369.

Fetzen<sup>13</sup>. In unermüdlicher Arbeit machte Lietzmann sich an die Untersuchung der 54, z. T. winzigen, Fragmente – sie lohnte sich, denn am Ende kamen, auf der Vorderseite einer Rolle (!) geschrieben<sup>14</sup>, Bruchstücke von 10 Kolumnen der Schrift des Irenäus *Adversus haereses* heraus (V, 3, 2–13, 1). Angesichts der überaus mangelhaften Überlieferung des griechischen Textes bekam der Jenaer Irenäus-Papyrus<sup>15</sup> alsbald ein besonderes Ansehen, jener „trübselige Haufe kleiner Fetzen“ erwies sich als Glückstreffer. Aus der Jenaer Sammlung hat Lietzmann dann 1914 noch ein Psalterfragment veröffentlicht<sup>16</sup>. Aber auch in Berlin, als nicht mehr die unmittelbare persönliche Nähe zur Papyrussammlung gegeben war wie in Jena, hat Lietzmann die Papyruseditionen fortgesetzt: 1933 gab er „Ein christliches Amulett auf Papyrus“<sup>17</sup> heraus, 1937 „Ein Blatt aus einer antiken Weltchronik“<sup>18</sup>. Auch der Aufsatz „Ein liturgischer Papyrus des Berliner Museums“ von 1927<sup>19</sup> gehört hierher. Wenn Lietzmann dabei auch von der Edition Bilabels ausgeht, hat er in der Lesung wie in der Interpretation der ursprünglichen Ausgabe doch Wesentliches hinzugefügt.

Über Lietzmanns Beiträge zur Handschriftenkunde – Kodikologie, wie man heute zu sagen pflegt – braucht nicht gesondert geredet zu werden. Mit ihr hat Lietzmann im Zusammenhang seiner Untersuchung der Katenen und seinen Arbeiten zu Apollinaris begonnen, seine Untersuchung „Zur Datierung der Josuarolle“<sup>20</sup>, um nur diese zu nennen, wie seine „*Tabulae in usum scholarum*“ sprechen eine deutliche Sprache – dies insbesondere für den, der eine Vorstellung davon hat, was der „Organisator“ (vgl. o. S. 29 f.) an fachlichen Voraussetzungen dafür mitbringen mußte<sup>21</sup>. Ein Wort wenigstens ist jedoch nötig über die philologische Reichweite Lietzmanns: die enge Vertrautheit mit dem Griechischen und Lateinischen ist für den Patristiker unabdingbare (wenn in der Gegenwart auch bedauerlich, manchmal erstaunlich, absinkende) Voraussetzung. Sehr viel anders steht es schon mit dem Hebräischen, für das Lietzmann (vgl. o. S. 21) die volle Lehrfakultas erwarb; hier wird der Patristiker im allgemeinen nur schwache Ansprüche anmelden können. Die Kenntnis des Syrischen *oder* Koptischen kann (wenn allerdings auch oft in stark reduzierter Form) mancher Patristiker von heute zwar für sich in Anspruch nehmen, die Beherrschung beider Sprachen zusammen (vor allem so weitgehend, daß die Fähigkeiten bis zu kritischen Editionen reichen) ist schon sehr selten. Lietzmann hat dagegen nicht nur umfangreiche syrische Editionen vorgelegt (vgl. o. S. 21, Anm. 82)<sup>22</sup>, sondern, und zwar

<sup>13</sup> S. 103.

<sup>14</sup> Die Kolumnen 9 und 10 stehen auf der Rückseite, die in drei Spalten einen gnostischen (?) Text bietet, der übrigens bis heute noch nicht eindeutig identifiziert ist.

<sup>15</sup> Bibliogr. Nr. 111, Kl. Schriften I, 370–409.

<sup>16</sup> Bibliogr. Nr. 141, Kl. Schriften I, 410–415.

<sup>17</sup> Bibliogr. Nr. 375, Kl. Schriften I, 416–419.

<sup>18</sup> Bibliogr. Nr. 436, Kl. Schriften I, 420–429.

<sup>19</sup> Bibliogr. Nr. 285, Kl. Schriften III, 56–70.

<sup>20</sup> Bibliogr. Nr. 271, Kl. Schriften I, 430–436.

<sup>21</sup> Vgl. Lietzmanns Bericht in der Autobiographie S. 105 ff.

<sup>22</sup> Daneben ist zu nennen die syrische Ausgabe der Synodalakten von Ephesus 449, Bibliogr. Nr. 165, wie der Liturgie des Theodor von Mopsuestia, Bibliogr. Nr. 372,

ohne Hilfestellung von außen, auch koptische<sup>23</sup>. Ja er hat schließlich auch – der 43jährige ging dazu bei Delbrück in Jena noch einmal auf die Schulbank<sup>24</sup> – Gotisch gelernt, weil er meinte, das sei für seine Arbeiten zur neutestamentlichen Textkritik nötig: das Resultat war seine glanzvolle Bestreitung der Theorien Streitbergs, „Die Vorlage der gotischen Bibel“<sup>25</sup>. Selbst das Altkirchenslavische hat Lietzmann sich so weit angeeignet, daß er die für sein Arbeitsgebiet einschlägigen Probleme selbständig beurteilen konnte<sup>26</sup>.

Von hier aus scheint die Klassifizierung Lietzmanns als Philologe nahezuliegen, wie sie oft vorgenommen wird: Lietzmann der Philologe, Harnack der Historiker. Nun ist es unbestreitbar richtig, daß Lietzmann von der Philologie seinen Ausgang genommen hat und sein Leben lang von ihr bestimmt gewesen ist. Aber schon die Abstempelung als „Philologe“ hat ihre Fragwürdigkeit – steht hinter ihr doch ein verengtes, um nicht zu sagen fragwürdiges, Verständnis der Philologie, die selbst in den Dimensionen viel weiter reicht, welche der Theologe meint, wenn er von den „Philologen“ spricht. Wenn man schon beispielsweise Lietzmanns Kommentare zu den großen Paulusbriefen, denen man wie dem ganzen Handbuch den Vorwurf der allzu ausschließlichen philologischen Exegese gemacht hat (vgl. dazu o. S. 33 ff.), kritisieren will, muß man sie mindestens als zu philologisch-*historisch* angelegt kritisieren<sup>27</sup>. Und auch wenn man Lietzmanns spezielle Arbeiten zur Patristik ansieht, kann man nur bis zu einem gewissen Grade sagen, daß sie auch von einem Philologen hätten geschrieben werden können. Das gilt für einen ganzen Teil aus der langen Liste seiner Artikel, die er von 1912–1930 für die Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft von Pauly-Wissowa-Kroll geschrieben hat:

Hegemonius, Hegesippos<sup>28</sup>, Heraklas, Hieronymus, Hilarius von Poitiers, Hilarius von Arles, Hippolytos, Historia monachorum, Honoratus von Arles, Honoratus von Marseille, Hormisdas<sup>29</sup>, Reticus, Rhodon, Rufinus, Rusticius Helpidius<sup>30</sup>, Hypatios, Johannes Chrysostomus<sup>31</sup>, Julianos von Halikarnaß, Julius von Rom, Julius Hilarianus<sup>32</sup>, Justinus, Sabas, Sabellius, Sabinus, Sacramentarium, Salvianus von Massilia<sup>33</sup>, Kirchenrechtliche

---

Kl. Schriften III, 71–97; Lietzmanns erste Syrisch- (und Arabisch!-)studien gehen bis in die Schulzeit zurück, vgl. Autobiographie S. 85.

<sup>23</sup> Vgl. seine Edition (und Untersuchung) „Sahidische Bruchstücke der Gregorios- und Kyrillosliturgie“, Bibliogr. Nr. 188, Kl. Schriften III, 99–117.

<sup>24</sup> S. 112.

<sup>25</sup> Bibliogr. Nr. 172, Kl. Schriften II, 191–219.

<sup>26</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 366, Kl. Schriften II, 189–190.

<sup>27</sup> Vgl. dazu den Nachruf von W. Eltester: Der Beitrag der Geschichte zur Theologie: Hans Lietzmanns Lebenswerk, Theologische Literaturzeitung 68, 1943, 1–10.

<sup>28</sup> Bibliogr. Nr. 116–117 a.

<sup>29</sup> Bibliogr. Nr. 119–127.

<sup>30</sup> Bibliogr. Nr. 133–136.

<sup>31</sup> Bibliogr. Nr. 148–149.

<sup>32</sup> Bibliogr. Nr. 160–162.

<sup>33</sup> Bibliogr. Nr. 182–187.

Sammlungen<sup>34</sup>, Severianus<sup>35</sup>, Lactantius, Leo I<sup>36</sup>, Liber pontificalis, Liber pontificalis ecclesiae Ravennatis, Liberius<sup>37</sup>, Simeon Stylites, Simon Magus<sup>38</sup>, Martyrs<sup>39</sup>.

Das sind nicht weniger als 36 Artikel, z. T. von erheblichem Umfang, alle voll profunder Gelehrsamkeit – und selbst den Patristikern meist unbekannt<sup>40</sup>, zumindest, was Lietzmanns Autorschaft angeht – deshalb hier ihre geschlossene Aufzählung. Und Lietzmanns Untersuchung „Zur Entstehungsgeschichte der Briefsammlung Augustins“ von 1930<sup>41</sup> könnte tatsächlich von einem Philologen geschrieben sein. Das Gleiche gilt für seine Übersicht über „Die christliche Literatur“ in Gercke-Nordens „Einleitung in die Altertumswissenschaft“<sup>42</sup>. Aber hier steht Lietzmann in der Nachfolge Paul Wendlands; außerdem schreibt er für Philologen, dies allerdings – am Rande bemerkt – auf eine Weise, daß man diese zusammenfassende Darstellung (auf den heutigen Stand gebracht und insbesondere in den Anmerkungen durch die notwendigen bibliographischen und sonstigen Angaben ergänzt<sup>43</sup>) in die Hand eines jeden Theologen wünschen möchte.

Anders steht es dagegen mit der Untersuchung zur „Chronologie der ersten und zweiten Verbannung des Athanasius“<sup>44</sup> wie mit der von 1914 „Zur altchristlichen Verfassungsgeschichte“<sup>45</sup>. Sie haben rein historischen Charakter, nur die erste könnte allenfalls vom Althistoriker geschrieben sein, die zweite fordert dafür schon zu viele theologische Voraussetzungen. Und wenn wir nun die großen Arbeiten Lietzmanns aus der zu betrachtenden Epoche ansehen: die über Apollinaris, die über Petrus und Paulus in Rom, die über das Sacramentarium Gregorianum und die über Messe und Herrenmahl, so erweist sich endgültig die Fragwürdigkeit, ja Unmöglichkeit seiner Klassifizierung als Philologe. Wenn schon eine Rubrizierung stattfinden muß, dann kann es nur – und zwar auf gleiche Weise wie bei Harnack – die sein: Lietzmann war Patristiker, wobei das Neue Testament (ebenso wie bei Harnack) in die Patristik einzugliedern ist. Daß Lietzmann (wie Harnack) erhebliche reformationsgeschichtliche Interessen gehabt hat, stört diese Rubrizierung nicht. Der Arbeits- wie der Lebenskreis des Patristikers gliedert sich in drei Sektoren: Philologie, Geschichte (oder umgekehrt), Theologie. Diese drei Sektoren werden in ihrer Größenordnung bei jedem Patristiker verschieden verteilt sein: fehlt einer von ihnen ganz, verdient er das Prädikat des Patristikers nicht. Die Gleichgewichtigkeit aller drei ergibt das

<sup>34</sup> Bibliogr. Nr. 204.

<sup>35</sup> Bibliogr. Nr. 220.

<sup>36</sup> Bibliogr. Nr. 250–251.

<sup>37</sup> Bibliogr. Nr. 264–266.

<sup>38</sup> Bibliogr. Nr. 280–281.

<sup>39</sup> Bibliogr. Nr. 330.

<sup>40</sup> Nur drei davon, die über Hieronymus, Johannes Chrysostomus und die Kirchenrechtlichen Sammlungen sind in Bd. I der Kleinen Schriften (S. 305–364) einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

<sup>41</sup> Bibliogr. Nr. 332, Kl. Schriften I, 260–304.

<sup>42</sup> Bibliogr. Nr. 221.

<sup>43</sup> Ein Versuch dazu ist leider bisher in der Hälfte des Manuskripts stecken geblieben und wartet auf den Abschluß.

<sup>44</sup> Bibliogr. Nr. 14, Kl. Schriften I, 251–259.

<sup>45</sup> Bibliogr. Nr. 118, Kl. Schriften I, 141–185.

Ideal. Verkümmert einer von ihnen oder überwiegt einer von ihnen zu sehr – das gilt auch für die Theologie, die in der Gegenwart bei manchen Patristikern ein Übergewicht zu erhalten scheint – geht das zu Kosten des Gewichts und der Dauerhaftigkeit der Leistung, mag diese für den Augenblick, vor allem wenn die theologischen Prämissen von einer Modeströmung bestimmt oder getragen werden, auch lauten Beifall finden. Bei Harnack war der theologische Sektor ohne Zweifel größer als bei Lietzmann, von dem eine spezifisch dogmengeschichtlich bestimmte Arbeit nicht erschienen ist – wenn sie auch, etwa in der Fortsetzung seiner ersten Publikation zu Apollinaris, geplant war (vgl. o. S. 21). Erst in Lietzmans „Geschichte der alten Kirche“ findet sich der theologische Sektor in vollem Umfang – hinter jedem Satz der hier in Betracht kommenden Kapitel, die in bewußt „vereinfachendem“ Stil geschrieben sind, stehen umfangreiche und nicht selten tiefgründige theologische Überlegungen, die sich dem erst voll entfalten, der den – wieder bewußt sparsam gehaltenen – Anmerkungen wirklich nachgeht. Auf diese Gesamtdarstellung der Geschichte der alten Kirche ist Lietzmans ganze Arbeit bis zum 50. Lebensjahr – ob geplant oder nicht, kann der rückblickende Betrachter nicht entscheiden – angelegt: so wie er bemüht war, die einzelnen Disziplinen seines Faches, sei es die Archäologie, sei es die Liturgiegeschichte, in ihrer Totalität zu durchdringen, so strebte er auch nach einer Durchdringung der gesamten Geschichte des Christentums in den frühen Jahrhunderten, und dies in der Durchsichtigkeit der Darstellung und der (scheinbaren) Einfachheit der Sprache, die den meisten seiner frühen Arbeiten den Stempel aufdrückt<sup>46</sup>.

### *Die Religionsgeschichte*

Wie steht es nun aber – dies als letzte Frage, bevor wir wieder zur chronologisch geordneten Darstellung übergehen – mit Lietzmans Stellung zur und innerhalb der religionsgeschichtlichen Schule seiner Zeit, der man ihn wegen seiner Schülerschaft gegenüber Usener nur zu gern zugerechnet hat? Lietzmann hat Useners „Weihnachtsfest“ in zweiter Auflage 1911 ergänzt und vermehrt herausgegeben. Erschwerend kam hinzu seine „Jenaer Rosenvorlesung“ von 1909: „Der Weltheiland“<sup>1</sup>, die nun in der Tat mit religionsgeschichtlichem Material arbeitet. Sie geht von Vergils vierter Ekloge aus<sup>2</sup>, zieht für das „goldene Zeitalter“ Tibull, Ovid, Horaz und Plutarchs Schilderung des Sertorius heran<sup>3</sup>, um dann für die Vorstellung vom „neuen Saeculum“ die Quellen bis ins 1. Jahrhundert n. Chr. zu behandeln<sup>4</sup>. Es folgt die Betrachtung der Gottkönigsvorstellung im assyrisch-babylonischen Kulturbereich<sup>5</sup> und in Ägypten<sup>6</sup>. Das scheint

<sup>46</sup> Ausführlicher dazu u. S. 111 ff.

<sup>1</sup> Bibliogr. Nr. 73, vgl. Kl. Schriften I, 25–62.

<sup>2</sup> S. 2–6.

<sup>3</sup> S. 6–8, es sind hier, wie bei den folgenden Angaben, jeweils zusätzlich die Anmerkungen S. 35 ff. zu berücksichtigen.

<sup>4</sup> S. 8–18.

<sup>5</sup> S. 18–22.

<sup>6</sup> S. 22–26.

ganz dem üblichen religionsgeschichtlichen Schema jener Zeit zu entsprechen. Auffällig ist jedoch bereits hier Lietzmanns Reserve: „Weder der altgriechische Soterbegriff noch der altrömische Säkulargedanke“ reiche aus, „um die Heilandsvorstellung der Kaiserzeit zu erklären“<sup>7</sup>. „Mehr als die Möglichkeit... wird... ein kritisch gestimmter Historiker einstweilen nicht zugestehen können“, heißt es in bezug auf die Ausdeutung der Äußerungen aus der Zeit Assurbanipals „im Sinne einer Heilandsvorstellung“<sup>8</sup>. Lediglich die ägyptischen Quellen zeigten „allerdings nahe Berührung mit der Heilandsidee der römischen Kaiserzeit“<sup>9</sup>. Der „klassische Vertreter der Heilandsidee“ sei jedoch Israel<sup>10</sup>. Hier „tritt uns mit immer deutlicheren Zügen das Bild eines Erlöserkönigs entgegen“<sup>11</sup>. Aber im Christentum wurde „aus dem Messias Israels... der Heiland der Welt“<sup>12</sup>. „Paulus bereits hat einer neuen Heilandsvorstellung Bahn gebrochen“<sup>13</sup>. Die Heilandsidee „ist herausgewachsen aus dem antiken Vorstellungskreis, aber hat eine absolut andere Höhenlage gewonnen“<sup>14</sup>.

Das klingt ganz anders, als man es von der „religionsgeschichtlichen Schule“ gewöhnt ist, die – mindestens in ihrer verbreiteten Form – sich jeweils glücklich schätzte, wenn sie das Christentum in den Zusammenhang, genauer gesagt: in die Abhängigkeit von der allgemeinen religiösen Entwicklung hineinstellen und so dessen – einmal zugespitzt gesagt – sekundären, abgeleiteten Charakter feststellen konnte. Diese Einstellung ist – wieder zugespitzt gesagt – durchaus nicht nur für die Jahrhundertwende charakteristisch, sondern reicht bis in die Gegenwart. In den 30er Jahren waren es die Mandäer, von denen das Entscheidende im Christentum herkommen sollte – Lietzmann ist dem mit Energie und mit Erfolg entgegengetreten<sup>15</sup> – in der Moderne waren es die Essener, „von denen alles herkommt“ – noch heute höre ich diese befriedigte Feststellung eines prominenten Neutestamentlers nach der Teilnahme an einem enthusiastischen Vortrag – wieder eines prominenten Neutestamentlers – darüber, daß das Entscheidende in der Verkündigung Jesu schon in den Schriften der Gemeinschaft von Qumran zu finden sei.

Dieser Enthusiasmus hat einer – befriedigenden – Ernüchterung Platz gemacht, welche die Unterschiede zwischen der Lehre jener Essenergemeinschaft und der des frühen Christentums deutlicher sehen läßt. Lietzmann war gegenüber jener beinahe krankhaften Neigung der Theologen zur Selbsterstörung, wie sie sich zu seiner Zeit in den Radikalismen der religionsgeschichtlichen Schule darstellte, immun – sein nüchterner historischer Sinn bewahrte ihn vor jenem, anscheinend in jeder Generation wiederkehrenden Schwärmertum – man kann nur abwarten, was die nächste Generation uns bescheren wird, nachdem die Essenerwelle im

<sup>7</sup> S. 18 f.

<sup>8</sup> S. 22.

<sup>9</sup> S. 26.

<sup>10</sup> Ebda.

<sup>11</sup> S. 27.

<sup>12</sup> S. 31.

<sup>13</sup> S. 32.

<sup>14</sup> S. 33.

<sup>15</sup> Vgl. u. S. 100 ff.

wesentlichen vorbei ist. Lietzmanns Verhältnis zur Religionsgeschichte läßt sich am besten mit den Worten beschreiben, die er einst zur Charakterisierung seines Handbuches gebraucht hat:

„Da in den Jahren nach 1900 „die religionsgeschichtliche Methode“ für das Neue Testament mit nicht geringem Lärm entdeckt wurde, so hat man vielfach das Handbuch unter diese Rubrik einreihen und damit erschöpfend charakterisieren zu können geglaubt. Ich hätte nicht Useners Schüler sein müssen, um nicht die Bedeutung vergleichender Religionswissenschaft hoch anzuschlagen. Aber bei demselben Meister hatte ich auch gelernt, daß diese Wissenschaft keine neue Entdeckung des 20. Jahrhunderts war, und außerdem nur ein Teil der gesamten Wissenschaft von der antiken Kultur, die in ihrer vollen Breite für das Verständnis des Neuen Testaments wie der alten Kirche überhaupt heranzuziehen ist.“<sup>16</sup>

Selbstverständlich ist das entstehende Christentum wie die sich entwickelnde frühe Kirche nicht ohne Beeinflussung durch seine Umwelt gewesen, es hat manches aus ihr übernommen. So wird die Untersuchung der in der Spätantike wirkenden religiösen Kräfte manches zur Erhellung beitragen können. Wenn man aber die Geschichte des frühen Christentums, das „Wesen des Christentums“, um mit dem die Religionsgeschichte ablehnenden Harnack zu sprechen<sup>17</sup>, wirklich erfassen will, so muß man nach dem fragen, was das Christentum von den Religions- und Religionsersatzformen jener Zeit – das Judentum eingeschlossen – *unterscheidet*. Das hat Karl Holl mit allem Nachdruck – und allem Recht – hervorgehoben<sup>18</sup>. Den „Sieg des Christentums“ über das „Heidentum“ pflegt man sich für gewöhnlich durch das unter Konstantin beginnende Bündnis mit dem Staat zu erklären, übersieht dabei jedoch, daß die christliche Kirche lange vor der Schlacht an der Milvischen Brücke von 312 die größte und stärkste Religionsgemeinschaft des Römischen Reiches geworden war, und das trotz der konzentrierten Bekämpfung durch alle anderen Kultformen und trotz der immer wiederholten massiven Ausrottungsversuche durch die staatlichen Behörden. Religionsgeschichtliche Arbeit, die *hier* ansetzt und nach den Gründen fragt, wie das möglich war und worin die inneren Kräfte für dieses Phänomen liegen, wird sich entscheidende Verdienste um ein wirkliches Verständnis der Frühgeschichte des Christentums und seiner inneren Struktur erwerben, ebenso aber auch gleichzeitig um das bessere Verständnis der nichtchristlichen Religionen und der Kultformen der Spätantike. Daß diese Arbeit nicht isoliert geschehen darf, sondern die Erscheinungs- und Wirkungsformen der antiken Kultur voll einschließen muß, hat Lietzmann mit Recht betont, der übrigens, das sei am Rande bemerkt, zu Reitzenstein, einem der führenden Vertreter der „religionsgeschichtlichen Schule“, ein enges persönliches Verhältnis besessen hat, wovon die umfangreiche Korrespondenz ein ebenso überraschendes wie eindruckliches Zeugnis ablegt<sup>19</sup>. Und

<sup>16</sup> S. 101.

<sup>17</sup> Vgl. jedoch Brief Nr. 247, welcher diese Haltung relativiert, ohne jedoch Lietzmann von seiner Meinung abzubringen (vgl. z. B. die Gedächtnisrede auf Harnack, dazu u. S. 94 f.).

<sup>18</sup> Vgl. seinen Aufsatz „Urchristentum und Religionsgeschichte“, Gesammelte Aufsätze II, 1–32.

<sup>19</sup> Vgl. das Register.

diese nahe Beziehung galt nicht nur für Reitzenstein, sondern auch für zahlreiche andere Repräsentanten der religionsgeschichtlichen Schule in Deutschland wie im Ausland<sup>20</sup>. Begonnen haben die Beziehungen zwischen Reitzenstein und Lietzmann offensichtlich durch dessen Besprechung des Buches von Reitzenstein über den Poimandres<sup>21</sup>. Es lohnt sich, den Schluß der ausführlichen Rezension zu zitieren; in ihm wird Lietzmanns Zustimmung zu dieser Arbeitsweise wie die Reserve ihr gegenüber deutlich:

„Wieviel der Theologe aus R.s Buch lernen kann, davon geben diese notgedrungen nur flüchtig streifenden Andeutungen kaum eine Vorstellung: es hat der Forschung tatsächlich ein neues Gebiet erschlossen, dessen Bebauung reichsten Ertrag verspricht. Möchte ihm die kühle Ablehnung durch beschränkte Voreingenommenheit eben so sehr erspart bleiben, wie die kritiklose Annahme des Neuen, was es bringt. Es ist ein ernstes, schweres Buch, zu schade, um eine neue Mode zu inaugurierten.“<sup>22</sup>

Diese Reserve hat dem herzlichen Austausch, wovon die Briefe Zeugnis ablegen, nicht im Wege gestanden. Aber halten wir, wie angekündigt, mit dem Versuch der Standortbestimmung Lietzmanns und der Übersicht über seine Arbeitsgebiete inne und setzen wir die bei Lietzmanns Übersiedlung nach Jena und den Anfängen seiner Tätigkeit dort unterbrochene chronologisch geordnete Darstellung fort. Über die wesentlichen äußeren Merkmale der Wirksamkeit Lietzmanns in Jena ist bereits berichtet worden (vgl. o. S. 38 ff.), hinzuzufügen ist lediglich noch, was er in bezug auf Anlage und Absicht seiner Vorlesungstätigkeit – damals wie später – gemeint hat:

„Die Vorlesung hat vielmehr die Aufgabe, aus der reichen Fülle die charakteristischen Züge, sowohl Persönlichkeiten wie Ereignisse und Strömungen, herauszusuchen, um diese mit vollster Lebendigkeit den Zuhörern vor die Augen zu stellen und in die Seele zu prägen. An Problemen sollen nur selten die Einzelfragen behandelt werden, und auch dann mehr zur methodischen Schulung, als zur Mitteilung der Tatsachen. Dagegen müssen einen breiten Raum einnehmen die großen Probleme des geschichtlichen Werdens und Vergehens überhaupt bis hin zu den letzten Fragen nach dem Sinn der Geschichte und dem Recht ihrer religiösen Betrachtung. So betrieben wirkt die kirchengeschichtliche Vorlesung als λόγος προτροπικός und lehrt die für unsre jetzige Generation besonders notwendige Kunst, das Recht des geschichtlich Gewordenen zu begreifen: und das ist nichts anderes, als das Verständnis dafür, daß die Gegenwart Vorarbeit für die Zukunft sein soll und daß der Christ alles Werden und Vergehen sub specie aeternitatis zu betrachten habe. Ich bekenne, daß ich nur zaghaft an diese mir allmählich als Ideal aufgehende Weise des Vorlesungsbetriebes herangegangen bin, und daß ich auch nicht leicht den Mut zu einem Publikum über ein weitergreifendes Thema fand. Aber in späteren Jahren habe ich mich des guten Entschlusses oft gefreut.“<sup>23</sup>

### *Politik und Kirchenpolitik*

Lietzmanns Leben in Jena verlief in den normalen Bahnen der damaligen bürgerlichen Existenz, so daß nichts darüber zu berichten ist außer, daß er –

<sup>20</sup> Z. B. Cumont, Bousset usw., vgl. das Register.

<sup>21</sup> Bibliogr. Nr. 33.

<sup>22</sup> ThLZ 30, 1905, 204.

<sup>23</sup> S. 105.

obwohl die Grenze der 30er Jahre immer weiter überschreitend – immer noch unverehelicht war; erheiternd der Kommentar seiner damaligen Hauswirtin<sup>1</sup> wie Sebastian Merkles<sup>2</sup> und das Zureden der Frau seines Bonner Freundes Zitelmann: „noch sind Sie ein junger Mann, nutzen Sie die Zeit aus“<sup>3</sup> – Lietzmann ist noch weit entfernt von der seine Freunde überraschenden Heirat im Februar 1919<sup>4</sup> („Der verrückte Lietzmann heiratet“ – so wörtlich – hieß es damals im Jenaer Bürgerkreis, was diesen Kreis ebenso beleuchtet wie Lietzmanns ausschließlich der Wissenschaft zugewandte Existenz, die diesem Bürgertum ebenso unverständlich wie unheimlich war). Dazwischen liegt der tiefe Einschnitt des ersten Weltkrieges. Es ist sicher zweckmäßig, darüber mit Lietzmanns eigenen Worten zu berichten:

„Der Krieg riß mich wie das ganze deutsche Volk aus stiller Friedensarbeit in das ungeheuerste Erleben. Da ich für den Heeresdienst nicht tauglich war [vor allem wegen seiner Augen, die er sich bei seiner Arbeit ruiniert hatte], hatte ich schon seit 1906 die Leitung der in Jena wesentlich aus den Arbeiterkreisen sich rekrutierenden „Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger“ übernommen und trat vom ersten Mobilmachungstage an als 2. Vorsitzender in den Ortsvorstand des Roten Kreuzes zu Jena ein. Binnen kurzem hatten wir ein Lazarett von 2000 Betten, das sich auf mehr als ein Dutzend Häuser verteilte, zu verwalten, und als die Sorge um die Nahrungsmittel wuchs, habe ich vom März 1917 an 2 1/2 Jahr hindurch die Landwirtschaft des Roten Kreuzes geleitet, die für die Kranken und Verwundeten Milch und Butter lieferte. So war ich glücklich, in dieser großen Zeit mithelfen zu können, und in den Kriegsjahren für meine religiöse und theologische Entwicklung mehr gewonnen, als in irgendeiner vorangegangenen Periode. Jetzt fand ich den Mut, im Lazarett zu predigen, und habe es später auch gerne vor der Kirchengemeinde getan. Und wenn die Stunde es forderte, habe ich auch in Volksversammlungen freudig von dem gesprochen, was die Zeit gebot. Und als dann im November 1918 der Zusammenbruch kam, hat er mich wohl furchtbar erschüttert, aber mir nicht den Glauben an einen ewigen Sinn der Geschichte und die göttliche Führung auch des deutschen Volkes rauben können. Dafür war das Gotteserleben der Kriegsjahre eine gute Schule gewesen.“<sup>5</sup>

Über das „was die Zeit gebot“, habe er damals „auch in Volksversammlungen freudig“ gesprochen, berichtet Lietzmann. Kurz danach interpretiert er das in seiner Autobiographie genauer:

„Auch politisch habe ich mich in diesen Jahren, die jeden eindringlichst an seine Bürgerpflicht mahnten, ziemlich reichlich betätigt. Bisher hatte ich mich von politischer Parteiarbeit ferngehalten, war aber seit Januar 1914 als Mitglied des Jenaer Gemeinderates mit manchen politischen Kreisen in Berührung gekommen. Nach der Revolution schloß ich mich der deutsch-nationalen Volkspartei an und habe für ihre Ziele in manchen Sitzungen und Volksversammlungen gewirkt. Das Vertrauen meiner dem Arbeiterstande angehörigen Kameraden vom Roten Kreuz habe ich dadurch nicht verloren, und unsere durch sachliche Arbeit zusammengekittete Gemeinschaft hat sich bis in die Gegenwart von politischen Beeinflussungen freigehalten. An der Jenaer Volkshochschule habe ich bis 1923 gern mitgewirkt, und es gelang mir, eine sich immer erneuernde Arbeitsgemeinschaft von etwa 30–40 Arbeitern aus Jenaer Druckereien zu

<sup>1</sup> Brief Nr. 244.

<sup>2</sup> Brief Nr. 265, dahinter steht offensichtlich eine – sonst aus dem Briefnachlaß nicht zu belegende – enge persönliche Beziehung.

<sup>3</sup> Brief Nr. 373.

<sup>4</sup> Vgl. Holls Brief Nr. 417.

<sup>5</sup> S. 110 f.

bilden, mit denen ich die Geschichte der Schrift und des Buchdrucks behandelte und allmählich auf ihren Wunsch zu den verschiedensten kulturellen und geschichtlichen Gegenständen übergang.“<sup>6</sup>

Einer Zeit, die dazu geneigt ist, derartige Äußerungen leicht – und leichtfertig – zu beurteilen, d. h. zu verurteilen, sei empfohlen, den zweiten Teil dieses Berichtes (1924 geschrieben!) genau zu lesen. Denn in die Schwarz-Weiß-Schablone, mit der heutzutage so gerne gearbeitet wird, kann Lietzmann nicht eingeordnet werden<sup>7</sup>. Aber Lietzmann ist offensichtlich noch viel mehr belastet, denn dem Bericht über seine damalige politische Haltung ist noch ein drittes Zitat aus der Autobiographie anzufügen:

„Im Jahre 1922 kam eine rein sozialistische Regierung ans Ruder, und ich habe 1 1/2 Jahr hindurch Gelegenheit gehabt, auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens, insbesondere aber auf dem der Kirchenpolitik und des Unterrichtswesens in allen seinen Stufen, zu beobachten, wie sich die sozialistische Ideologie in der realen Wirklichkeit betätigt, wenn sie ohne die Bremsklötze bürgerlicher Koalitionsrücksichten frei nach eigenem Ermessen sich auswirken kann. Das Ergebnis war erschütternd und verdiente eine eigene Monographie. Selbst an der Universität spürte man außen und innen den im tiefsten Grunde kulturfeindlichen Zug dieses neuen Kurses in empfindlicher Weise, und das einst so stille Idyll der Jenaer Gelehrtenrepublik belebte sich durch schrille Dissonanzen.“<sup>8</sup>

In dem hier beschriebenen Zustand ist einer der entscheidenden Gründe dafür zu suchen, daß Lietzmann, der 1921 den Ruf in die Nachfolge Harnacks abgelehnt hatte, Ende 1923 schließlich doch nach Berlin ging (vgl. u. S. 83). Allerdings muß man bei Lietzmanns Ausführungen den speziellen Hintergrund der damaligen Thüringer politischen Situation berücksichtigen. Schon bei der Landtagswahl 1919 hatten SPD und USP die Mehrheit der Stimmen (wenn auch nicht der Sitze) erhalten. Insbesondere die Unabhängige Sozialdemokratische Partei (die sich damals bereits in Richtung der KPD entwickelte), aber auch die SPD standen sehr viel weiter links als die entsprechenden Parteien etwa in Preußen. In Sachsen-Gotha (einem der insgesamt 8 (!) thüringischen Teilstaaten) hatte z. B. die USP 10 von insgesamt 19 Sitzen in der Landesversammlung inne, die SPD nur einen einzigen. Hier hatte der Arbeiter- und Soldatenrat kurz zuvor den Austritt des Landes aus dem Gesamtverband des Deutschen Reiches erklärt (!), auch auf die Landesversammlung hatte er entscheidenden Einfluß, sein Ziel war der Rätestaat. „Für uns ist die Durchführung der Weltrevolution eine Gewißheit, die sich auf das Studium der Geschichte und der politischen Ökonomie stützt“, erklärte der Führer der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei in der Landesversammlung<sup>9</sup>. Als am 4. Januar 1920 endlich der Zusammenschluß der 7 Zwergstaaten

<sup>6</sup> S. 111 f.

<sup>7</sup> Das zeigen die publizistischen Beiträge Lietzmanns (vgl. die Bibliographie) mit aller Deutlichkeit. Der „Deutschnationale“ sah, soweit das Lietzmann angeht (der das bis an sein Lebensende geblieben ist), anders aus, als man sich das heute vielfach vorstellt, vgl. z. B. Lietzmanns Haltung im „Dritten Reich“ (s. dazu u. S. 125 ff.).

<sup>8</sup> S. 116 f.

<sup>9</sup> Georg Witzmann, Thüringen von 1918–1933 (Beiträge zur mitteldeutschen Landes- und Volkskunde 2), Meisenheim 1958, S. 19 f.

(Sachsen-Coburg hielt sich fern und schloß sich Bayern an) zum Lande Thüringen erfolgte, wandelte sich die damals bereits aufs äußerste zugespitzte Situation etwas, die dadurch charakterisiert wird, daß die sozialdemokratische Reichsregierung am 12. April über Sachsen-Gotha „infolge des verfassungswidrigen und untätigen Verhaltens der Landesregierung“ den Ausnahmezustand verhängte und einen Reichskommissar entsandte, „um ordnungsgemäße Zustände im Lande Sachsen-Gotha sicherzustellen“<sup>10</sup>. Damit gelang es zwar, den damaligen linksradikalen Putsch zu beenden, die Zustände besserten sich jedoch nur vorübergehend. Die Landtagswahl vom Juni 1920 machte die USP zur stärksten Partei (15 Mandate, SPD und Landbünde je 11, Deutsche Volkspartei 9, Demokraten und Deutschnationale Volkspartei je 3), in der neugebildeten Regierung (USP, SPD, Demokraten) erhielt die SPD nur 3 von den 7 Ministersitzen. Der bewaffnete Aufstand in Mitteldeutschland im Frühjahr 1921 griff selbstverständlich nach Thüringen über, wo die Regierung trotz aller Kompromisse mit den Linksradikalen im Sommer 1921 stürzte. Die neue Regierung bestand nur noch aus USP und SPD, sie wurde von der KPD gestützt. Der Volksbildungsminister Greil stand den Kommunisten nahe, ihrer damaligen Haltung entsprechend sah seine Kultur- und Kirchenpolitik aus. Die Politik der Regierung selbst ging auf einen marxistischen Block Thüringen – Sachsen – Braunschweig hinaus. Dabei wurde der Kurs auf ein „rotes Herz Deutschlands“ immer stürmischer, bis er durch die Verhängung des Ausnahmezustandes über ganz Deutschland durch den Reichspräsidenten Ebert im September 1923 und den Einmarsch der Reichswehr in Thüringen (unter heftigem Protest der damaligen SPD/KPD-Regierung) gestoppt wurde. Jetzt erst lenkte die bisher linksradikal bestimmte Thüringer SPD auf den Kurs der Gesamtpartei ein – zu spät, wie sich erweisen sollte, denn von 1924 bis 1929 wurde Thüringen von „bürgerlichen“ Regierungen geleitet, im Normalfall mit Unterstützung der Demokratischen Partei, bis dann 1929 eine Koalition zwischen DVP und NSDAP zustande kam (vgl. dazu u. S. 82).

Das alles muß man bei der Bewertung der damaligen politischen Stellung Lietzmanns berücksichtigen. Man könnte auch auf die Haltung anderer hinweisen. Holl z. B. hat vor 1918 wie danach sehr viel weiter „rechts“ gestanden<sup>11</sup>, um von Wilamowitz-Moellendorff<sup>12</sup> und anderen Professoren zu schweigen<sup>13</sup>. „Vaterländische Gesinnung“, wie man das damals bezeichnete, kann in jener Zeit beim deutschen Universitätsprofessor wie beim Pfarrer als Regel vorausgesetzt werden, erst sehr langsam und ziemlich spät finden wir „linke“ Professoren und Pfarrer. Ganz charakteristisch ist das zusammenfassende Urteil R. Herrmanns über die Thüringer Kirche jener Zeit:

„Alle diese Einflüsse aber hinderten nicht, daß die Pfarrer nach wie vor am Leben der Nation innerlich den stärksten Anteil nahmen. Die große Mehrzahl tat es im

<sup>10</sup> G. Witzmann, S. 25.

<sup>11</sup> Vgl. z. B. Brief Nr. 381, 408, aber auch Nr. 525.

<sup>12</sup> Vgl. Brief Nr. 413.

<sup>13</sup> Vgl. dazu K. Töpfner, Gelehrte Politiker und politisierende Gelehrte. Die Revolution von 1918 im Urteil deutscher Hochschullehrer (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Geistesgeschichte 5), Göttingen 1970, hier insbesondere S. 54-74.

Sinne der Deutschnationalen oder der Deutschen Volkspartei. Einige wenige waren Friedrich Naumann in die Deutsche demokratische Partei gefolgt. Ganz vereinzelt waren die, die dem für die Zukunft der Nation entscheidenden Streben, den Arbeiterstand gleichberechtigt in sie einzufügen, dadurch am besten zu dienen meinten, daß sie sich in die Partei hineinstellten, die damals fast ausschließlich als politische Vertretung dieses Standes galt, die sozialdemokratische. Seit der Mitte der zwanziger Jahre gab es dann auch eine kleine Zahl von Pfarrern, die sich der NSDAP angeschlossen hatten, und von denen einige als Vorkämpfer auftraten. In allen Parteien waren es nur wenige, die sich in das immer heftiger werdende Gewoge des politischen Kampfes stürzten.<sup>14</sup>

Wer sich ein anschauliches Bild von der politischen Haltung jener Zeit verschaffen will – und zwar gezeichnet von jemand, der damals „links“ stand – möge die Lebenserinnerungen Günther Dehns<sup>15</sup> lesen und darin insbesondere das Kapitel „Bund religiöser Sozialisten“<sup>16</sup>. Nun muß man, wenn man gerecht urteilen will, berücksichtigen, daß diese Pfarrerschaft und diese Professorenschaft im Kaiserreich aufgewachsen und von ihm entscheidend geprägt war. Das jeweilige Landesoberhaupt war als Summus Episcopus der Kirche automatisch verbunden (gleich wie es innerlich zu ihr stand) und hatte wesentlichen Einfluß auf sie; die enge Verbundenheit von Staat und Kirche (es gab ja nicht nur einen „königlich-preußischen“, sondern auch einen „königlich-bayerischen“ Superintendenten usw.), das Bündnis zwischen Thron und Altar war ein seit vielen Jahrhunderten wirkendes Faktum. Die Bewährungsprobe für diese „vaterländische Gesinnung“ kam mit dem heraufziehenden „Dritten Reich“; maßgeblich für die Beurteilung der sich zur Deutschnationalen oder zur Deutschen Volkspartei usw. haltenden Professoren muß ihre Haltung zum und im Nationalsozialismus sein, wovon noch zu reden sein wird<sup>17</sup>.

Für den Theologen, gleich ob auf dem Katheder oder der Kanzel, war diese Bewährungsprobe schon sehr viel früher, ja eigentlich ständig gegeben. Denn die an ihn zu richtende – und ihn je nach der Antwort selbst richtende Frage war ja permanent gestellt, nämlich wieweit seine persönliche politische Haltung sachfremd auf seine Lehre und Verkündigung einwirkte. Dafür gibt es schreckliche Beispiele aus dem 1. Weltkrieg (eine Predigt, die ebensogut mit „Hurra“ wie mit „Amen“ enden konnte, hat diesen Namen nicht verdient, leider gab es ihrer allzuvielen) und der Zeit danach, insbesondere aber aus den Jahren nach 1933, auch bei solchen, die nicht eingetragene Mitglieder der „Deutschen Christen“ oder der NSDAP waren. Eine besondere Gefahr stellten die sog. „nationalen Gedenktage“ dar, und zwar in allen in Betracht kommenden Epochen: vor 1918 und danach, insbesondere aber seit 1933. Nun fiel die 400jährige Wiederkehr des Thesenanschlages in das Jahr 1917 und die 450jährige Wiederkehr der Geburt Luthers in das Jahr 1933. Viele Gedenkreden sind aus diesem Anlaß ge-

<sup>14</sup> Thüringische Kirchengeschichte II (Weimar 1947!, S. 611 f., Sperrungen im Original).

<sup>15</sup> Die alte Zeit, die vorigen Jahre, München 1962.

<sup>16</sup> S. 204–229.

<sup>17</sup> Vgl. u. S. 125 ff., zur Gesamtlage vgl. K. W. Dahm, Pfarrer und Politik. Soziale Position und politische Mentalität des deutschen evangelischen Pfarrerstandes zwischen 1918 und 1933, Köln 1965 (Dortmunder Schriften zur Sozialforschung 29).

halten worden, mit Bangen schlägt der Nachfahre solche Reden auf<sup>18</sup> – es ist nicht zu viel behauptet, daß man aus der seit dem 16. Jahrhundert zu den Jubiläen der Reformation erschienenen Literatur eine Geschichte des Protestantismus erhält, welche die kirchliche, theologische und geistesgeschichtliche Entwicklung getreu widerspiegelt. Auch Lietzmann hat 1917 eine Rede zur Reformationsfeier der Universität Jena gehalten. Sie ist ihm sozusagen zwangsläufig zugefallen: wer anders sollte bei dieser Feier, die um ihres Anlasses willen in Jena (bis zum gewissen Grade Nachfolge- mindestens aber Konkurrenzuniversität Wittenbergs) sozusagen obligatorisch war, reden als der Kirchenhistoriker? Die Ansprache liegt gedruckt vor<sup>19</sup>, sie muß Antwort auf die Frage geben, ob und wie weit Zeit und Zeitgeist, Politik und andere außertheologische Faktoren Einfluß auf Lietzmanns wissenschaftliche Arbeit gewonnen haben – wobei von vornherein zu bemerken ist, daß es ihm nur begrenzt zum Vorwurf zu machen wäre, wenn sich das herausstellen sollte, vorausgesetzt natürlich, daß gewisse Grenzen innegehalten werden. Denn wenn wir unsere Zeit und deren theologische Verlautbarungen einmal kritisch überprüfen, so wird sich eine solche Beeinflussung von außen ebenfalls vielfach herausstellen: niemand kann sich von den Einflüssen der Zeit, in der er lebt, ganz freihalten; das gilt selbst für den, der in Opposition zu ihr steht – spätestens die nächste Generation wird das jeweils kritisch konstatieren.

„Luthers Ideale in Vergangenheit und Gegenwart“, unter diese Überschrift hat Lietzmann seine Festrede von 1917 gestellt. Dieser Titel stimmt heute von vornherein bedenklich ebenso wie er das Publikum von damals, das wir uns so prominent wie möglich vorstellen müssen, erwartungsvoll gestimmt haben dürfte.

Lietzmann geht aus vom 100jährigen Reformationsjubiläum unmittelbar vor Ausbruch des 30jährigen Krieges und weist dann auf die Feier von 1817 hin, die unter den Vorzeichen der gerade überstandenen Kriege Napoleons stand. Wenn er dann fortfährt: „Heute, bei der 400jährigen Gedächtnisfeier der Reformation, stehen wir mitten in dem gewaltigsten Ringen, das die Weltgeschichte je gesehen hat. Es ist, als müßte das Jahr 17 mit großen Katastrophen des Weltgeschehens zusammenfallen“<sup>20</sup>, schien die Weiche für eine „nationale“ Rede gestellt. Aber das Bild wandelt sich sogleich. Die Zeit vor

<sup>18</sup> Für die Zeit nach 1933 vgl. E. Wolf, „Luthers Erbe?“ und: „Zur Selbstkritik des Luthertums“, *Peregrinatio* II, 52–81 und 82–103, zu Lietzmanns Aufsatz anlässlich des 10. November 1933 vgl. u. S. 144f. Für die Zeit vor 1933 gibt es dergleichen außer dem – sehr einseitigen – Buch von H. Grisar, *Der Deutsche Luther im Weltkrieg* und in der Gegenwart, Augsburg 1924, so gut wie nicht. Die kommentierte Quellensammlung von G. Brakelmann, *Der deutsche Protestantismus im Epochenjahr 1917 (Politik und Kirche, Studienbücher zur kirchlichen Zeitgeschichte 1)*, Witten 1974, geht bedauerlicherweise auf die Reden und Schriften zum Reformationsjubiläum nicht ein. Im Werk desselben Verfassers: *Protestantische Kriegstheologie im 1. Weltkrieg*, Bielefeld 1974 kommt Lietzmanns Reformationsrede nur im Literaturverzeichnis vor. Zwar beschäftigt sich das Buch vornehmlich mit „Reinhold Seeberg als Theologe des deutschen Imperialismus“ (so der Untertitel), immerhin hat Lietzmann lange Jahre neben ihm gewirkt. Wenn sein Name in Text und Anmerkungen (im Gegensatz zu zahlreichen anderen Theologen) überhaupt nicht begegnet, kann das nur als für Lietzmann positives Resultat gewertet werden.

<sup>19</sup> Bibliogr. Nr. 169.

<sup>20</sup> S. 3.

dem Ausbruch der napoleonischen Kriege sei in manchem der vor 1914 vergleichbar, fährt Lietzmann nämlich fort: damals wie heute habe man gemeint, daß der Fortschritt der Bildung und Kultur, die Ausbildung eines die nationalen Schranken überschreitenden Bewußtseins der allgemeinen Verbundenheit der Völker die Zerstörungen eines großen Krieges ausschließen. Und doch sei er im 19. wie im 20. Jahrhundert ausgebrochen:

„Mit einem Schlage vernichtete er alle Träume, und mit ihnen schienen auch die höchsten Ideale der Kulturwelt zu zersplittern. Und mehr noch fast als der Kriegsausbruch selbst haben seine Begleitumstände das harte Wort vom Bankerott der Kultur und insbesondere vom Bankerott des Christentums entstehen lassen. Wer es noch nicht aus der Geschichte gelernt hatte, der konnte jetzt deutlich sehen, daß die Beziehungen der Völker untereinander nicht durch Erwägungen des Rechts, geschweige denn durch Gebote der Sittlichkeit bestimmt wurden.“<sup>21</sup>

„Rechtlichkeit und Ritterlichkeit, Treue und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und Barmherzigkeit“ waren dahin, nicht nur nach außen, dem Feinde, sondern auch nach innen, dem Angehörigen des eigenen Volkes gegenüber: „hier schien sich deutlich die mangelnde Einwirkung des Christentums zu offenbaren im grellen Gegensatz zu den Riesenzahlen der amtlichen Christen“<sup>22</sup>. Aber wer sich heute über die mangelnde Auswirkung der „völkererziehenden und kulturveredelnden Wirkung des Christentums“ wundere, der habe die Zeichen der Zeit nicht begriffen. Der Krieg mache nur auf besondere Weise den Fehlbestand sichtbar, der schon lange vorher existiert habe. Die Wirkungen des Christentums auf die Menschen Europas – insbesondere Deutschlands und Englands – seien eben seit langem weit hinter dem zurückgeblieben, was Luther wollte und hoffte:

„So wird die heutige Feier ein Bußtag der evangelischen Kirche, nicht im Sinne tatenlosen Klagens und skeptischen Verzichtes, sondern im Geiste ehrlicher Selbstbesinnung und tapferen Willens zur Besserung.“<sup>23</sup>

„Nur der zukunftsfreudige Optimist feiert gottgefällige Bußtage“, unter diesem Vorzeichen geht Lietzmann nun „Luthers Ideale“ durch, die sich „in vergangenen Zeiten in Formen kleideten, die den damaligen Bedürfnissen entsprachen“ und jeweils darauf überprüft werden müssen, wie sie in der Gegenwart zu verwirklichen sind. Auf der Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben baue sich die Reformation auf<sup>24</sup>. Aber schon im 16. Jahrhundert sei der „altgewohnte intellektuelle Glaubensbegriff neben den echtlutherischen“ getreten, ja habe ihn überwuchert, so daß „Glaube bald gleichbedeutend mit Orthodoxie geworden“ sei<sup>25</sup>. Im Pietismus habe sich „eine gesunde Reaktion gegen diese Verkehrung der lutherischen Grunderkenntnis mächtige Geltung zu verschaffen gewußt“, während die „rein intellektualistisch bedingte Aufklärung des 18. Jahrhunderts“ ganz von Luther weggeführt habe<sup>26</sup>. Aber sie habe das „Ideal einer freien Wissenschaft, das im 19. Jahrhundert Kirche und Theologie innerlich aufs stärkste beeinflusst hat“, erkämpft. So sei die moderne Wissenschaft „dazu gelangt, das intellektualistische Ideal zu stürzen und damit auch wissenschaftlich die Bahn frei zu machen für eine neue Einschätzung der Grunderkenntnis Luthers vom alleinigen Werte der religiösen Persönlichkeit vor Gott, einerlei in welche Denkformen und Formeln sie ihr Erlebnis kleidet“<sup>27</sup>. Wenn es gelänge, „diesen Kerngedanken des Luthertums“ von den Schlacken des 16. Jahrhunderts zu befreien, würden die verschiedenen theologischen Richtungen der Gegenwart frei, trotz aller Unterschiede gemeinsam gegen „den Feind vorzugehen, der unseres Volkes Seele und Christi Werk an ihr bedroht“.

„Das Ideal des allgemeinen Priestertums“, bereits in Luthers Schrift „An den christ-

<sup>21</sup> S. 4.

<sup>22</sup> Ebda.

<sup>23</sup> S. 5.

<sup>24</sup> S. 6.

<sup>25</sup> S. 7.

<sup>26</sup> S. 7 f.

<sup>27</sup> S. 8.

lichen Adel“ von 1520 proklamiert, wird dann von Lietzmann in seiner Entwicklung vorgetragen, wobei insbesondere Luthers Ausführungen in der Vorrede zur Deutschen Messe von 1526 über die, „welche mit Ernst Christen sein wollen“, Raum gegeben wird<sup>28</sup>. Diese Gedanken werden mit Nachdruck in die Gegenwart hineingestellt:

„Sind doch die Zustände heute ähnlich wie zu Luthers Zeit. Die große Masse des Volkes besteht aus Namens- und Gewohnheitschristen, die ihre Zugehörigkeit zur evangelischen Gemeinde entweder gar nicht, oder in gedankenloser Erfüllung einer als Pflicht empfundenen kirchlichen Sitte betätigen. Sie würden Luther als Türken und Heiden gelten. Wicherns großer Gedanke von der inneren Mission trifft hier aufs Haar mit Luthers Wünschen zusammen, nur daß er freilich sich ausschließlich an die sozial niederen Stände mit seiner bekehrnden Tätigkeit wendet. Da mag denn der Krieg dem die Augen öffnen, der es früher noch nicht sehen konnte, daß alle Stände gleichmäßig voll sind von Taufscheinchristen, die der Mission in zeitgemäßer Form bedürfen.“<sup>29</sup>

Worte reichen hier nicht aus, vielmehr „ist bei den Verhältnissen der Gegenwart erforderlich, daß das Wort von Taten begleitet sei, und daß man die ersten Christen als einen bedeutsamen Bestandteil unseres Volkes auch schon an ihren Wirkungen spüren kann“<sup>30</sup>. Kleine Gemeinden, „die sich um einen Seelsorger scharen, der einem jeden persönlich vertraut ist“, seien dafür erforderlich:

„Aber woher die Pfarrer nehmen? Hier ist ein Notstand, für den das Ideal des allgemeinen Priestertums das Mittel zur Abhilfe bietet: es gilt nur, beherzt sich auf den Boden echt lutherischer Lehre mit offenem Blick für die Nöte der Gegenwart zu stellen. Mit dem bloßen Streben nach Vermehrung der Pfarrstellen, mit allerlei Vorschlägen zur Förderung des theologischen Studiums allein ist es nicht getan. Dazu ist die Not viel zu groß. Laienseelsorge, Frauenseelsorge, heißt die Forderung der Zeit! Nicht nur Berufspastoren, studierte so gut wie unstudierte, je nach den Ansprüchen und engeren Bedürfnissen der Gemeinde, brauchen wir, sondern auch im größten Ausmaß Seelsorger im Nebenamt! Vertrauensleute der Gemeinde, die, der Eigenart der einzelnen Gruppen entsprechend, aus dem Kreise christlicher Männer und Frauen gewählt sind. Freies Spiel aller evangelischen Kräfte, die in der Gemeinde schlummern, mannigfaltiges Leben, statt der amtlichen Schablone, das fordert die Not der Gegenwart als die dem 20. Jahrhundert angepaßte Form des allgemeinen Priestertums.“<sup>31</sup>

Die letzte Frage – damals noch brisanter als die anderen – geht „danach, was Luther über das Verhältnis der Kirche zum Staat gedacht hat“<sup>32</sup>. Lietzmann schildert zunächst die Entwicklung von 1520 bis zur Visitation von 1526<sup>33</sup>, bei welcher der Staat (d. h. der Kurfürst Johann von Sachsen) um sein Eingreifen in die Ordnung der kirchlichen Zustände gebeten wird:

„Aber stets war er [Luther] sich bewußt, daß es sich hier um einen Notstand handele, der außergewöhnliche Mittel erfordere, daß der Landesherr eben nur als ‚Notbischof‘ in Betracht kommen könne. War also die Not behoben und das Gemeindeleben in normale Bahnen geleitet, so mußten notwendig Rechte und Pflichten zum Eingreifen für den Landesherrn verschwinden. Das ist nicht geschehen: der Notstand ist zum Normalstand geworden.“<sup>34</sup>

Noch heute sei es so, daß die Kirche sich in diesem „Normalstand“ befinde, sie sei nicht in der Lage, „sich ohne die staatliche Nothilfe selbst in Luthers Sinne verwalten“ zu können. Die Frage stellen: „Ist die Verfassung der einzelnen Kirchen so gestaltet, daß in ihrer wesentlichen Betätigung Beeinflussungen durch Gesichtspunkte staatlicher Politik unmöglich sind, und ausschließlich religiöse und kirchliche Beweggründe ihr Handeln

<sup>28</sup> S. 8 ff.

<sup>29</sup> S. 11 f.

<sup>30</sup> S. 12.

<sup>31</sup> S. 12 f.

<sup>32</sup> S. 13.

<sup>33</sup> S. 13 ff.

<sup>34</sup> S. 15.

bestimmen?<sup>35</sup>, heiße, sie für die Gegenwart zu verneinen, „zugleich aber lutherische Ideale als Ziele künftiger Arbeit aufstellen“<sup>36</sup>;

„Fast überall in deutschen Landen ist die Gestaltung der Kirchen eine mehr oder minder abgewandelte Form des Notstandes des 16. Jahrhunderts. Es ist eine Unterlassungssunde gewesen, die sich durch immer weiter sinkenden Einfluß der Kirche auf die breiten Volksmassen schwer gerächt hat, daß man nicht längst eine gesunde und den sich wandelnden Bedürfnissen der Zeiten besser folgende, ja vorausschreitende Umbildung der Kirchenverfassungen vorgenommen hat.“<sup>37</sup>

Erst wenn das geschieht, „dann wird die Religion des Evangeliums in immer mehr deutschen Herzen seine Flamme entzünden, und an Zahl wie an Wirkung werden wachsen die, so mit Ernst Christen sein wollen“<sup>38</sup>. Wer bisher geglaubt habe, „die Welt oder auch nur unser Volk sei bereits zum Christentum bekehrt, den mag der Weltkrieg bitter enttäuscht haben“<sup>39</sup>. Aber noch immer gelte das Wort Jesu vom Senfkorn und vom Sauerteig. Die Kirche Martin Luthers möge dafür Sorge tragen, „daß der Sauerteig unser geliebtes deutsches Vaterland durchdringe!“<sup>40</sup>

Das ist Lietzmanns wahrhaft erstaunliche Rede zum Reformationsjubiläum von 1917. Nichts vom Hurra- oder Durchhaltepatriotismus jener Zeit – wenn Lietzmann ihm gehuldigt hätte, wäre das angesichts der Umstände und des Publikums der Rede durchaus zu entschuldigen – aber, wie gesagt, nichts davon. Vielmehr statt dessen das Gedenken an die Reformation als einen „Bußtag der evangelischen Kirche“, die Frage danach, ob die Kirche das Wollen Luthers voll zur Geltung gebracht habe, und wenn nicht, was geschehen müsse, um das zu tun<sup>41</sup>. Zwar müsse man sich klar darüber sein: „Jedes Ideal erleidet bei seiner Überführung in die Wirklichkeit eine Minderung, aber es gilt, diese nicht größer werden zu lassen, als jeweils unbedingt erforderlich ist“<sup>42</sup>. Die Rechtfertigung allein durch den Glauben als Grundlage evangelischen Christentums, das allgemeine Priestertum, die Verwirklichung der Gemeinde derer, „die mit Ernst Christen sein wollen“, Abschaffung, mindestens aber Verminderung des „pastoralen Monopols“ durch aktive Mitwirkung der „Laien“ an der geistlichen Leitung der Gemeinde, Beseitigung des Notstandes allzugroßen staatlichen Einflusses durch Herstellung des Normalstandes der Eigenständigkeit der Kirche und Umbildung der Kirchenverfassung – das sind Forderungen, die man dem Jahre 1917 nicht zutrauen möchte, und das sind Forderungen, die man eigentlich auch Lietzmann nicht zutrauen möchte, dem man ein theologisches und insbesondere kirchliches Defizit oft beinahe unesehen zubilligt. Das herkömmliche Lietzmann-Bild bedarf also offensichtlich der Ergänzung bzw. Berichtigung, vor allem für den, der ihn – angesichts der oben S. 63 ff. angeführten Zitate bis zum gewissen Grade verständlich – der „Reaktion“ zuordnen möchte, und wenn nicht gerade das, so doch wenigstens einer der Kirche, ihrem Anliegen und ihren Nöten kühl, ja fremd gegenüberstehenden „rein wissenschaftlichen“ liberalen Theologie.

<sup>35</sup> S. 16.

<sup>36</sup> Ebda.

<sup>37</sup> Ebda.

<sup>38</sup> Ebda.

<sup>39</sup> Ebda.

<sup>40</sup> Ebda.

<sup>41</sup> S. 5.

<sup>42</sup> Ebda.

*Persönliches*

Daß dieses – wenn auch weit verbreitete – Bild ein Zerrbild ist, beweist schon Lietzmanns Anteilnahme an der Neugestaltung der Thüringer evangelischen Kirche nach 1918. Ehe aber darauf eingegangen wird, noch ein Wort zum Persönlichen. Denn das die Welt des deutschen Bürgers in ihren Grundlagen erschütternde ausgehende Jahr 1918 brachte für Lietzmann auch eine entscheidende Wandlung seiner persönlichen Existenz. In seiner Autobiographie von 1924 berichtet er darüber:

„Mitten in den Tagen des tiefsten vaterländischen Elends fand ich in Jutta Höfer meine Lebensgefährtin: wir haben uns im Dezember 1918 verlobt und am 1. Februar 1919 geheiratet. Ihr tapferer Sinn, den ich durch ihre Tätigkeit in den Kriegsjahren kennen und lieben gelernt hatte, hat mir redlich geholfen, jene schweren Zeiten innerlich zu überwinden, und jedes Jahr meiner Ehe hat mich immer größere Dankbarkeit gegen mein Schicksal gelehrt. In unsern drei Kindern steht die Hoffnung auf eine bessere Zukunft unseres Volkes vor unsern Augen und mahnt uns, für ihre Verwirklichung zu arbeiten.“<sup>1</sup>

Die gemeinsame Arbeit im Jenaer Roten Kreuz (Jutta Höfer war Studentin der Medizin) hatte die Ehe gestiftet, die Stürme der Zeit, welche die um Lietzmann errichtete Mauer der absoluten Absorption durch die wissenschaftliche Arbeit niederrissen<sup>2</sup>, hatten die Voraussetzungen dafür geschaffen. Jutta Lietzmann nahm alsbald – und endgültig nach dem Tode der Mutter 1924 – die Zügel des Haushalts in die Hand bis hin zur Aufsicht über alle finanziellen Angelegenheiten. Lietzmann, der sehr wohl zu rechnen wußte, kümmerte sich nun um nichts mehr und ließ sich von seiner Frau nur eine kleine Summe für den bescheidenen persönlichen Bedarf geben, die er erneuern ließ, wenn sie verbraucht war. Sehr bald hatte Jutta Lietzmann sich auch ihren eigenen Kreis gesammelt, sie hat unter den Professorenfrauen der Berliner Universität zahlreiche gute Bekannte und einen weitreichenden Einfluß besessen. Nicht daß sie sich in den unmittelbaren Bereich ihres Mannes einmischte, aber mit scharfem Auge und manchmal erschreckend schnellem, aber immer treffendem Urteil verfolgte sie alles, was ihn betraf. Besonders der Lietzmann umgebenden studentischen Jugend – die Teilnehmer seines Seminars wie die Angehörigen des Studentenheims Johanneum, dem Lietzmann seit Holls Tod als Ephorus vorstand, waren jedes Semester einmal zu Gast im Hause – wie dem wissenschaftlichen Nachwuchs galt ihre wache Aufmerksamkeit, aber auch ihre Fürsorge; der Lebensweg eines manchen ist von ihr bestimmt worden.

Wer Gelegenheit zu regelmäßigem Aufenthalt im Lietzmannschen Hause (genau gesagt: einer sich über zwei Stockwerke hinziehenden Wohnung in einem Wilmersdorfer Reihnhaus) hatte, dem mußte es als Oase des Friedens und der

<sup>1</sup> S. 112.

<sup>2</sup> Charakteristisch Holls Brief von 1914 (Nr. 299): „Was macht eigentlich der rosenrote Punkt in Ihrem Dasein? Ich hoffte etwas von den Osterferien; aber es scheint, daß die Archäologie wieder alles bei Ihnen verschlungen hat. Es gibt noch andere Dinge im Leben als die Wissenschaft. Merken Sie sich doch das einmal.“

Ordnung erscheinen. Die Einrichtung war durchaus bescheiden, aber überaus wohnlich und gemütlich; der einzige Luxus, den Lietzmann sich erlaubte, waren Anschaffung und Besitz einer Reihe von alten Teppichen. Der Tageslauf war fest geregelt: Montag und Donnerstag waren durch Vorlesungen und Seminare (neben dem kirchengeschichtlichen Hauptseminar fand regelmäßig ein christlich-archäologisches Seminar statt), durch die Akademiesitzungen, die Erledigung der Geschäfte der Kirchenväterkommission, der ZNW und die Sprechstunde voll besetzt; da war Lietzmann den ganzen Tag außer Haus (vgl. o. S. 25). Sonst galt der Vormittag der Erledigung der vielen schwebenden Verhandlungen, sei es in Universitäts- oder Akademieangelegenheiten, sei es in eigener Sache (Lietzmann hatte neben seinen zahlreichen anderen Aufgaben – vgl. dazu o. S. 29 f. – auch die der Beratung des Verlages de Gruyter, insbesondere in theologischen Fragen, übernommen). Das wurde fast ausschließlich telefonisch abgemacht, waren Briefe nötig, blieben sie dem Nachmittag vorbehalten, denn um 5 Uhr trat der persönliche Assistent an. „Persönlicher Assistent“ war eine hochtrabende Bezeichnung, wenigstens für den ersten Abschnitt seiner alltäglichen Tätigkeit: da hatte er nämlich als Sekretär zu fungieren und Lietzmanns Briefe nach Diktat (wie er sich die notwendigen Stenographiekenntnisse dafür aneignete, war seine Sache) in die Schreibmaschine zu übertragen. Nun dauerte diese Aufgabe nicht allzulange, denn sämtliche Verwaltungsgeschäfte nahmen damals einen Bruchteil der Zeit ein, die heute dafür erforderlich ist (alles, was Lietzmanns Aufgabe als Direktor zweier Universitätsseminare anging, erledigte der Seminarassistent, alle Briefe für die Kirchenväterkommission und die ZNW schrieb W. Eltester<sup>3</sup>, Lietzmann selbst nahm sich nur der besonders schwierigen Fälle an; die Besprechungen darüber fanden montags und donnerstags bei dem S. 25 geschilderten Mittagessen statt). So besaß die zu erledigende Korrespondenz im wesentlichen wissenschaftlichen Charakter; ihre Erledigung hatte also für den Amanuensis hohen Bildungswert, zumal nicht selten Gespräche über den Gegenstand damit verbunden waren. Schwierig gestaltete sich die Sache, wenn Lietzmann einen Vortrag hielt, der von vornherein für den Druck bestimmt war. Denn Lietzmann sprach frei, auf ganz wenige Stichworte gestützt, die selten mehr als eine Schreibmaschinenseite ausmachten. Der sorgenvolle Amanuensis nahm sich dann einen Freund zu Hilfe – wenn es anging, seinen Vorgänger –, beide schrieben mit vereinten Kräften mit, aber im Normalfall kam angesichts ihrer beider mangelhaften Beherrschung der Stenographie dabei ein dürftiges Gerüst des Vortrags zustande. Wie daraus ein Manuskript wurde, das die Gedanken der Rede vollständig wiedergab und vor den Augen Lietzmanns bestehen konnte, war Sorge des persönlichen Assistenten. Auch sonst war er im allgemeinen sich selbst überlassen. Er hatte z. B. für die bibliographische Erfassung der Fülle von Büchern und Sonderdrucken zu sorgen, die Lietzmann von allen Seiten zuging (zu den Zusendungen der Autoren kamen die der Verlage, da Lietzmann in seinen ‚Notizen‘ den Besprechungsteil der ZNW allein bestritt). So kam ihm automatisch fast alles an wichtigen patristischen und neutestamentlichen Veröffentlichungen in die Hand. Ob er sie bloß für die Kartei

<sup>3</sup> Der angesichts seiner faktischen Mitwirkung daran von 1931 ab neben Lietzmann als Herausgeber der Zeitschrift auf dem Titelblatt genannt wurde.

registrierte, ob er sie nach Möglichkeit in sich aufnahm, darum kümmerte sich Lietzmann nicht. Wohl aber pflegte er seinen Assistenten, der im Raum neben seinem Arbeitszimmer saß, regelmäßig zu sich zu rufen, wenn ihn ein Problem besonders beschäftigte oder ihm ein Buch oder eine ihm zur Beurteilung vorgelegte Habilitationsschrift bzw. Dissertation Anstoß gab, und ihn zu fragen: „Was sagen Sie dazu?“ Das war umso peinlicher deshalb, weil Lietzmann sich mit dem in Betracht kommenden Problem bereits beschäftigt, sein Assistent aber vollständig unvorbereitet dazu Stellung zu nehmen hatte. Nach den hier – oft stammelnd genug – vorgebrachten Antworten bestimmte sich Lietzmanns Urteil über seinen Mitarbeiter – bestand er die Probe, so belohnte ihn Lietzmann mit grenzenlosem, manchmal sogar wegen der damit verbundenen Verantwortung bedrückendem Vertrauen. So stammen viele Gutachten und Stellungnahmen Lietzmanns, auch in durchaus wichtigen Angelegenheiten, nicht von ihm, sondern von seinen Mitarbeitern; nach kurzer Lektüre setzte er (ohne ein Wort des Kommentars, bestenfalls mit einem Brummen) seinen Namen unter das ihm Vorgelegte. In seinen Gefühlsäußerungen war Lietzmann überhaupt sehr zurückhaltend; wie weit seine innere Verbundenheit und seine Fürsorge ging, zeigte sich jedoch in vollem Umfang dann, wenn irgendein Mitarbeiter Schwierigkeiten hatte. War man z. B. gesundheitlich nicht in Ordnung, was Lietzmann nicht verborgen bleiben konnte, dann fand ein Telefongespräch statt, und der Betreffende sah sich sogleich – und zwar gratis – von den Koryphäen der Berliner Medizinischen Fakultät persönlich betreut, ob sie nun Siebeck oder Sauerbruch hießen.

Das Eintreffen des persönlichen Assistenten im Hause – jeweils pünktlich um 5 Uhr nachmittags – bedeutete den entscheidenden Einschnitt in Lietzmanns Tageslauf. Denn jetzt begann die eigentliche Arbeit. Nach der Beschäftigung des Vormittags, dem Mittagessen (anschließend eine halbe Zigarre mit Lektüre der Tageszeitung), Mittagsschlaf (danach der Rest der Zigarre wieder mit der Zeitung) und dem Kaffee-, genauer gesagt: Teetrinken begab Lietzmann sich jetzt an seinen Schreibtisch (genauer gesagt: an sein Stehpult), von dem er erst am späten Abend wieder wich. Erst wurde, wie beschrieben, die Korrespondenz erledigt, dann machte sich Lietzmann an die eigentliche Arbeit. Vom Ausgang der zwanziger Jahre ab galt sie, wenn nicht eine Akademierede, ein Aufsatz, die ‚Notizen‘ der ZNW oder anderes in die Quere kamen, der Niederschrift des Manuskriptes für die Geschichte der Alten Kirche. Dabei schrieb Lietzmann sogleich ins Reine: jede Seite des Manuskripts wies nur minimale Korrekturen auf, glatt und scheinbar problemlos folgte eine der anderen – bis zum Schluß, von der Familie entsprechend gefeiert, der Manuskriptstapel direkt in die Druckerei ging. Jeder Band muß Lietzmann nicht nur im Gesamtaufbau, sondern auch bis in die Einzelheiten hinein schon vor der Niederschrift vor Augen gestanden haben – allerdings war jedes Kapitel in jahrelanger Arbeit durch umfangreiche erneute Lektüre der Quellen und der Literatur vorbereitet worden (die bewußt sparsamen Anmerkungen geben nur eine unzureichende Vorstellung davon, sehr viel bessere Zeugen sind die umfangreichen Hefte, die Lietzmann in den Jahren der Vorbereitung des Werkes mit Exzerpten und Notizen dafür gefüllt hatte). Um 8 oder 9 Uhr ging der Amanuensis, der inzwischen im Nebenzimmer die angefallenen Korrekturen und was es sonst an Hilfsarbeit gab, erledigt hatte; Lietzmann blieb

an seinem Schreibtisch bis etwa gegen 10 Uhr (oder auch länger). Dann wurde im Wohnzimmer bei einem Glas Wein und einer Zigarre der Familie vorgelesen, ein Brauch, der bis in Lietzmanns Jugend zurückgeht. Vor allem später, als die herangewachsenen Kinder daran teilnahmen, trat die moderne Literatur, das „Buch des Tages“, dabei in den Vordergrund; Lietzmanns Lieblingsautor ist seit seiner Jugend Wilhelm Raabe gewesen, dessen Werk er in den Erstaussgaben besaß und den er zu seiner Freude auch persönlich kennengelernt hatte<sup>4</sup>.

Damit sind wir bei den Hobbys Lietzmanns, ohne deren Behandlung eine Biographie heutzutage nicht vollständig ist: von Lietzmanns Liebhaberei der Astronomie war schon die Rede<sup>5</sup>; daß er den mathematischen Interessen seiner Jugend nicht untreu geworden war, beweist seine „Zeitrechnung der römischen Kaiserzeit, des Mittelalters und der Neuzeit für die Jahre 1–2000 nach Christus“<sup>6</sup>. In Bonn wie in Jena war Lietzmann ein begeisterter Wanderer: jeden Sonnabend brach in Bonn der „Rennklub“, der sich aus Mitgliedern der Universität rekrutierte, zu langen Wanderungen ins Siebengebirge oder die Ahrgegend auf, in Jena trat an seine Stelle der sich nach dem Fuchsturm, der höchsten Erhebung Jenas, nennende Kreis, der allsonnabendlich entweder hierhin oder in die Dörfer der Umgebung wanderte. In seiner Jugend verbrachte Lietzmann die Ferien an der See, später ist er dann begeisterter Bergsteiger geworden. Während dieser Sommerferien schaltete Lietzmann völlig ab, keine Post wurde nachgesandt (mochte der Amanuensis zusehen, wie er damit fertig wurde), nicht einmal die Zeitung. Noch im letzten Jahr vor Ausbruch der Krankheit hat Lietzmann mit seiner Frau – er war damals immerhin schon 66 Jahre alt – erstaunliche Bergwanderungen gemacht, die schönsten Aufnahmen davon zierten in Vergrößerungen die Wände der Wohnung. Daneben hingen Aquarelle von eigener Hand. Der Vetter Lietzmanns, der Maler Hans Lietzmann, führte in Torbole am Gardasee ein gastfreies Haus, in dem Lietzmann in seinen frühen Jahren des öfteren gewilt hat. In dem Künstlerkreis, der sich dort versammelte, hat Lietzmann sich sehr wohl gefühlt und schließlich auch zu zeichnen und zu malen angefangen.

### *Die kirchliche Neugestaltung nach 1918*

Mit einzelnen Teilen dieses Berichtes sind wir schon weit in die Berliner Jahre vorgestoßen, ein Komplex aus Lietzmanns Jenaer Zeit muß jedoch noch besprochen werden, ehe wir ganz zu ihrer Behandlung übergehen können, nämlich der seiner Mitarbeit bei der Neugestaltung der Thüringer Landeskirche nach 1918. Überall sahen sich die Kirchen 1918 nach der Abdankung der Landesherren in einer schwierigen Lage, als es galt, das bisherige landesherrliche Kirchenregiment in neue, der veränderten Situation angepaßte Formen zu überführen. Alle hier auftauchenden Probleme waren aber geringfügig im Vergleich zu denen von Thüringen. Einiges davon ist bereits sichtbar geworden (vgl. o. S. 64 f.), für eine

<sup>4</sup> Vgl. den Brief an Paul Fechter von 1932, Nr. 815, und Raabes Zuschrift Nr. 89.

<sup>5</sup> Vgl. o. S. 2.

<sup>6</sup> Bibliogr. Nr. 388.

nachgeborene Generation bedarf es aber eines etwas ausführlicheren Eingehens darauf, ist von ihr eine Vorstellung von den damaligen Zuständen – vom Verständnis dafür zu schweigen – erfahrungsgemäß nicht zu erwarten. Während fast überall in Deutschland, spätestens nach dem Erdbeben der napoleonischen Ära, die unendliche Vielfalt der Kleinststaaten von der Landkarte verschwunden war, hatte sich in Thüringen die ursprüngliche Aufsplitterung zwar auch wesentlich gebessert, es war aber nicht zu einer Staatenbildung im eigentlichen Sinne gekommen. Abgesehen von großen preußischen Enklaven im thüringischen und umgekehrt thüringischen Exklaven im preußischen Gebiet gliederte sich Thüringen 1918 immer noch in 8, eigentlich 9, Teilstaaten: 1. Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, 2. Herzogtum Sachsen-Meiningen, 3. die Herzogtümer Coburg und Gotha (seit 1826 in Personalunion regiert, faktisch aber zwei Staaten mit zwei Landeskirchen), 4. Herzogtum Sachsen-Altenburg, 5. Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, 6. Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, 7. Fürstentum Reuss älterer Linie, 8. Fürstentum Reuss jüngerer Linie. Alle diese Staaten besaßen im Staatsministerium eine Abteilung für Kirchen- und Schulsachen, von der die jeweiligen Kirchen abhängig waren, zunächst finanziell und in den äußeren Fragen: es gab ja noch keine Kirchensteuer, sondern die Kirchen lebten im wesentlichen von den landesherrlichen Dotationen, zu denen dann die Einkünfte aus eigenem Besitz kamen. Das galt aber auch, was die inneren Angelegenheiten betraf. Denn wo es – wie in Sachsen-Meiningen – einen eigenen Oberkirchenrat gab, war dieser personell aufs engste mit dem Staatsministerium verbunden. Ein eigenes Konsistorium (für welches jedoch das Gleiche zutrifft) gab es nur im Fürstentum Reuss älterer Linie, sonst entschied die Kirchenabteilung des jeweiligen Ministeriums, der zwar Theologen angehörten, bei der aber die Juristen – und die staatlichen Gesichtspunkte – eindeutig die Oberhand hatten. Synoden gab es nicht, wo sie existierten, wie in Sachsen-Altenburg und in den Herzogtümern Gotha (seit 1914) und Coburg (seit 1912), besaßen sie nur beratende Funktionen<sup>1</sup>.

Das landesherrliche Kirchenregiment war für die einzelnen Thüringer Teilkirchen also Voraussetzung für ihre äußere Existenz ebenso wie für ihre innere Struktur. Wenn es im November 1918 auf einen Schlag zusammenbrach, war die Gefahr mindestens der äußeren Zerstörung des thüringischen Kirchenwesens gegeben. Denn daß es nach der Revolution mit der Thüringer Kleinstaaterie ein Ende haben würde, war jedermann deutlich. In dieser Situation ergriff Lietzmann die Initiative. In seiner Autobiographie berichtet er<sup>2</sup>:

„Als am Sonntag, dem 10. November, überall die roten Plakate verkündeten, daß die Monarchien zusammengebrochen seien und der Thüringer Einheitsstaat gegründet werden solle, war mein erster Gedanke, daß es jetzt gelte, die evangelische Kirche in Thü-

<sup>1</sup> Zum Gegenstand vgl. Bd. II der Kirchengeschichte Thüringens von R. Herrmann; aus neuerer Zeit: K. Hess, Die Verwaltungsorganisation der Evangelischen Landeskirchen in Thüringen bis zur Gründung der Thüringer Evangelischen Kirche 1919 und H. v. Hintzenstern: 50 Jahre Thüringer Kirche, beides in: Aus zwölf Jahrhunderten, Thüringer kirchliche Studien II, Berlin 1972, S. 237–255 und S. 257–272.

<sup>2</sup> Danach sind Darstellungen wie die von R. Herrmann, II, 600, zu berichtigen. Der Beweis dafür, daß Lietzmanns Darstellung zutrifft, wird durch die Rolle geliefert, die Lietzmann in der ersten Zusammenkunft gespielt hat, vgl. u. S. 76 f.

ringen zu retten. Ich traf den Dekan unsrer Fakultät, H. H. Wendt auf der Straße und setzte ihm auseinander, daß die Jenaer Fakultät, dank ihren amtlichen Beziehungen zu den meisten und größten der Thüringer Landeskirchen, jetzt die Pflicht habe, das einigende Zentrum zu bilden und sofort die Häupter der Kirchenregierungen zu einer Konferenz nach Jena einladen müsse; denn es gelte die Thüringer Einheitskirche zu konstituieren, ehe der thüringische Staat fertig sei, von dem man nur wenig Gutes für die Kirchen zu erwarten habe. Wendt ließ sich trotz anfänglicher Bedenken bald von der Zweckmäßigkeit meines Vorschlags überzeugen, und schon am nächsten Tage gingen die Einladungen ab.“<sup>3</sup>

„Die weitere Entwicklung ist bekannt“, erklärt Lietzmann<sup>4</sup>. Das galt – vielleicht – für 1924, nicht jedoch für unsere Zeit. Die Einladung der Fakultät ging an die führenden Männer der Thüringischen Landeskirchen, die theologischen Mitglieder in den Kultusabteilungen der Ministerien und die Vorsitzenden der Pfarrervereine. 26 Teilnehmer zählte die Versammlung, die am 15. November im Senatsaal der Jenaer Universität zusammenkam. Nach einer kurzen Begrüßung der Versammlung durch den Dekan, H. H. Wendt, und dessen Wahl zum Vorsitzenden erhielt sogleich Lietzmann das Wort und legte den Entwurf eines Schreibens an die Staatsregierungen vor, in dem diesen mitgeteilt wurde, daß sich ein Ausschuß gebildet habe „mit dem Ziel, eine einheitliche Organisation des thüringischen evangelischen Kirchenwesens in die Wege zu leiten und gesetzmäßig zu begründen“. Der Ausschuß habe „vorläufig die Vertretung der gemeinsamen Interessen der einzelnen Landeskirchen“ übernommen; so wie er die einzelnen Regierungen über seine Schritte informieren werde, erwarte er umgekehrt, bei der Entscheidung kirchlicher Fragen vom Staat beteiligt zu werden<sup>5</sup>. Den Superintendenten aller in Betracht kommenden Kirchen wurde entsprechende Mitteilung gemacht unter gleichzeitiger Anweisung, wie die Wahlen zu einer Vorläufigen Thüringer Gesamtsynode durchzuführen seien<sup>6</sup>.

Schon am 10. Dezember 1918 trat diese Vorsynode zusammen, und zwar wieder in der Jenaer Universität, ebenso bezeichnend wie die Tatsache, daß Wendt wieder die Leitung erhielt, bis die Vorsynode sich einen Vorsitzenden gewählt hatte. Die Wahl fiel auf den Jenaer Ordinarius für praktische Theologie, Thümmel. Hauptgegenstand der nur eintägigen Verhandlung war die Vorbereitung der Wahlen zur ersten ordentlichen Synode. Diese tagte vom 3. bis 9. Dezember 1919, wieder in Jena. Hier wurde die Gesetzesvorlage für den Zusammenschluß der Thüringer Landeskirchen und die Kirchgemeindeordnung – die beiden entscheidenden Grundlagen für die neue Kirche – diskutiert und beschlossen. Leider geben die Synodalprotokolle nur unvollständige Auskunft. Selbst die Diskussions-

<sup>3</sup> S. III.

<sup>4</sup> Ebda.

<sup>5</sup> Nach dem 1926 im Verlag des Landeskirchenrats der Thüringer evangelischen Kirche erschienenen Berichtsband. Er gliedert sich (unter fortlaufender Seitenzählung) folgendermaßen: „A. Die von der theologischen Fakultät zusammenberufene Versammlung leitender Persönlichkeiten der thüringischen Landeskirchen am 15. November 1918 in Jena. B. Thüringer Vorsynode am 10. Dezember 1918 in Jena. C. I. Tagung der Thüringer Synode vom 3. bis 9. Dezember 1919 in Jena“, Lietzmanns Entwurf für den Antrag S. 11, der endgültige Text S. 18.

<sup>6</sup> Ebda. S. 16 f.

beiträge im Plenum werden im allgemeinen nur summarisch wiedergegeben, die Rolle, die Wendt und Lietzmann faktisch spielten, wird aus ihnen gar nicht ersichtlich. Sie werden nicht einmal als Mitglieder einer Kommission aufgeführt – Resultat ihrer eigentümlichen Stellung. Infolge des maßgebenden Anteils der Jenaer Fakultät beim Zustandekommen waren drei ihrer Mitglieder als ihre Vertreter auf der Vorsynode wie auf der Synode von 1919 (und den folgenden) anwesend. Eigentlich waren es sogar vier, aber der vierte – Weinel – war von der Kirche Sachsen-Weimar nach ordnungsgemäßer Wahl (und zwar im Wahlbezirk Weimar) als offizieller Synodalabgeordneter (der Linken) entsandt worden. Daß von den drei Fakultätsvertretern nur einer Vollsynodaler mit Stimmrecht sein konnte, war bei der Synode von 1919 ebenso klar<sup>7</sup> wie die Tatsache, daß das nur Thümmel sein konnte. Denn ihn hatte man zum Vorsitzenden der Vorsynode gewählt, und dementsprechend hatte er auch die Verhandlungen der Synode von 1919 bis zur Wahl eines neuen Synodalvorstands zu leiten. Der Vorsitz wurde am 3. Dezember 1919 dem Jenaer Oberlandesgerichtspräsidenten Stichling übertragen, der aber schon am 9. Dezember auf Wiederwahl verzichtete, so daß Thümmel erneut – und zwar einstimmig – zum Vorsitzenden der Synode gewählt wurde. Für Lietzmann und Wendt blieb so eigentlich offiziell nur eine Statistenrolle übrig. Abgesehen davon, daß das zu Lietzmanns Natur gar nicht paßte, gibt es auch Hinweise darauf, daß er hinter den Kulissen und in den Ausschüssen eine durchaus aktive Rolle gespielt hat. Auf der Synode von 1919 hat er sich mehrfach im Plenum zu Wort gemeldet und sogar (obwohl dazu formell nicht berechtigt) Anträge gestellt<sup>8</sup>. Am interessantesten ist sein Beitrag zur Diskussion des § 1 der Kirchgemeindeordnung. Hier hieß es: „Die Kirchgemeinde hat die Aufgabe, für die Erhaltung und Pflege evangelischen Glaubens und Lebens in ihrer Mitte Sorge zu tragen und als Glied der Landeskirche deren Zwecke zu fördern.“ Eine Reihe von Abgeordneten wünschte nun eine Ergänzung des einleitenden Paragraphen: „hat die Aufgabe, unter Leitung des geistlichen Amtes für die Erhaltung usw.“, so sollte er lauten. Dagegen wandte sich Lietzmann (in Übereinstimmung mit dem Vorsitzenden des Ausschusses, dem er offensichtlich angehört hat). Im Protokoll<sup>9</sup> heißt es darüber:

„Un.-Professor D. Lietzmann tritt für Weglassung des beantragten Zusatzes ein und zwar aus erziehlichen Gründen. Die Gemeinden müßten heute nötigenfalls auch ohne den Pastor die hier bezeichneten Pflichten erfüllen und dürften sich nicht nur auf ihn stützen. Auch nach altchristlichem Vorbild habe heute die Gemeinde die Pflicht, für den Dienst am Wort mitzuzorgen. Die Arbeit des Pfarrers würde um so heller strahlen, je mehr er seinem Amt und der Arbeit in seiner Gemeinde nachgehe. Die Not der Zeit erfordere neues Kirchenrecht.“

Daraufhin wurde der Antrag abgelehnt.

Auch auf der zweiten Tagung der Thüringer Synode im Oktober 1920 hat

<sup>7</sup> Das wurde am 9. Dezember auch grundsätzlich festgelegt: das Mitglied der Fakultät, welches in das Präsidium oder in den Synodalausschuß gewählt werde, solle Stimmrecht haben, a. a. O. S. 85 f.

<sup>8</sup> A. a. O. S. 78, 80, 88, 90, die Anträge S. 161 (IV, 10), 167 (IV, 21), 169 (IV, 29).

<sup>9</sup> A. a. O. S. 78.

Lietzmann mehrfach und z. T. ausführlich das Wort ergriffen, meist zu Verfahrens- und Formulierungsfragen<sup>10</sup>. Er tritt hier auch schon als Berichterstatter auf, und zwar auf Wunsch der zuständigen Kommission, der er anscheinend angehört hat. Sein ausführlicher Vortrag über Absicht, Anlage und Inhalt der Prüfungsordnung für das 1. und 2. Theologische Examen<sup>11</sup>, über den hier nicht berichtet zu werden braucht, wird von der Synode mit „lebhaftem Beifall“ aufgenommen, wie das Protokoll berichtet<sup>12</sup>. Am wichtigsten und wirkungsvollsten war jedoch seine Mitwirkung an der ersten Tagung des „Ersten Thüringer Landeskirchentages“ von 1921 – so nannte sich die Synode fortan nach endgültiger Konstituierung der Thüringischen Kirche. Hier stand das Gesetz über das Pfarramt zur Debatte und damit die Frage der Amtsverpflichtung. Im Entwurf, den man vor der Synode der Öffentlichkeit zur Diskussion vorgelegt hatte, hieß es:

„Die Thüringer evangelische Kirche erwartet von den Trägern des geistlichen Amtes, daß sie das Evangelium, wie es in der Heiligen Schrift enthalten und in den reformatorischen Bekenntnisschriften bezeugt ist, nach bestem Wissen und Gewissen durch das Wort verkündigen und im Sakrament verwalten usw.“<sup>13</sup>

Aber das war durch die zuständige Synodalkommission dann erheblich abgeschwächt worden:

„Die Thüringer evangelische Kirche verlangt von den Trägern des geistlichen Amtes, daß sie das Evangelium, wie es in der Heiligen Schrift enthalten, und in den Bekenntnisschriften, soweit sie in den bisherigen Landeskirchen Geltung haben, bezeugt ist, nach bestem Wissen und Gewissen durch das Wort verkündigen und im Sakrament verwalten usw.“<sup>14</sup>

Der zuständige Ausschuß hatte gleich zwei Berichterstatter aufgeboten, um der Synode dieses Resultat schmackhaft zu machen. Die Schilderung, welche dabei über die Situation im Ausschuß gegeben wird, ist der Wiedergabe wert, bei ihrer Lektüre wird einem manches in der späteren Geschichte der Thüringer Kirche verständlich:

„Nur nach ernstester Aussprache zwischen den verschiedenen im Landeskirchenrate und erweiterten Landeskirchenrate vertretenen theologischen Richtungen konnte diese Vereinbarung und damit der Rahmen gefunden werden, dem sich nach unserer Meinung alle Pfarrer, welche Auffassungen des Evangeliums sie auch vertreten mögen, guten Gewissens einzufügen im Stande sein werden. Mancher Lieblingswunsch der Rechten, wie der Linken, wie derer in der Mitte mußte geopfert werden. Nur durch den brüderlichen Willen zur Einigkeit war es möglich, diese eine und für alle Pfarrer gültige Form der Amtsverpflichtung zu schaffen.“

<sup>10</sup> „2. Tagung der Thüringer Synode vom 4. bis 15. Oktober 1920, I. Teil: Verhandlungsberichte, II. Teil: Anlagen“, Eisenach 1926, I 103, III, 266 f, 290.

<sup>11</sup> I, 291–295, die Prüfungsordnung selbst II, 116–121.

<sup>12</sup> I, 295.

<sup>13</sup> „1. Tagung des Ersten Thüringer Landeskirchentags vom 11. bis 18. Juni 1921“, Verlag des Landeskirchenrats der Thüringer evangelischen Kirche, Eisenach 1925, S. 48.

<sup>14</sup> Ebda., vgl. S. 198.

Es mußten die auf der Linken, die am liebsten jede Erwähnung der Bekenntnisschriften, weil sie eine bloß zeitgeschichtliche Ausdeutung des Evangeliums sind, vermieden gesehen und gewünscht hätten, daß nichts als ‚die Verkündigung des Evangeliums im Geiste der Reformation‘ den Pfarrern zur Pflicht gemacht worden wäre, um der Vertreter des geschichtlichen Zusammenhangs willen auf diesen ihren Wunsch verzichten. Es mußten ein Gleiches die in der Mitte tun, die ‚das Evangelium, wie es in der Schrift enthalten ist, nach dem Bekenntnis Luthers‘, aber gleichfalls ohne Erwähnung der Bekenntnisschriften, zur Grundlage der Amtsverpflichtung zu machen begehrten, oder vielleicht auch, wie einer ihrer Führer, den evangelischen Glauben in Nachfolge von Nitzsch am liebsten neu formuliert hätten. Das wäre gewiß das Schönste gewesen, aber die Voraussetzungen dazu sind heute noch nicht gegeben, und man kann zweifeln, ob sie sich je würden einstellen.

So mußten Linke und Mitte sich um ihrer Brüder auf der Rechten willen damit zufrieden geben, daß zu dem Satz ‚das Evangelium, wie es in der Schrift enthalten‘, der andere sich fügte ‚und in den Bekenntnisschriften, soweit sie in den bisherigen Landeskirchen Geltung haben, bezeugt ist‘. Die Rechte forderte das, weil sie nur so, entsprechend dem Artikel 2 über den Zusammenschluß der Thüringer Landeskirchen, den ‚Bekenntnisgrund im Bereich der bisherigen Landeskirchen durch die Gesetzgebung unberührt‘ bleiben sah, und daß dies so sei, wurde ihr auch noch protokollarisch bestätigt.

Aber auch die auf der Rechten kamen um der Einigkeit willen denen, die links von ihnen stehen, dahin entgegen, daß diese Bekenntnisschriften der bisherigen Landeskirchen nicht an sich und nicht dem Buchstaben nach, sondern dem Geiste nach und nur so den Verpflichtungsgrund bilden sollen, wie sie das Evangelium bezeugen, das in der Heiligen Schrift enthalten ist. Es wurde ausdrücklich und einstimmig vom erweiterten Landeskirchenrate protokollarisch festgelegt, daß sich die Verpflichtung nicht auf den Buchstaben, sondern auf den Geist der Bekenntnisse bezieht, und diese Erklärung und Auslegung ist als von dauernder Wirkung und nicht nur als ein Material gedacht, das spätere Ausleger nach Gutachten verwenden oder auch nicht verwenden könnten.<sup>15</sup>

Nach den beiden Ausschußberichterstattem nahm sofort Lietzmann das Wort. In einer ausführlichen, pädagogisch außerordentlich geschickten Rede<sup>16</sup> schob er die – mühsam errungene – Kompromißformulierung des Ausschusses beiseite und ersetzte sie durch eine neue:

„Ich glaube die Grundlage gefunden zu haben, auf der wir aufbauen können. Die Formulierung, die ich Ihnen vorschlagen möchte, ist eine ganz kurze, kurz, weil sie nicht für wünschenswert hält, alles das ausführlich zu sagen, was sie meint, sondern weil nur das Entscheidende mit wenigen Worten klar zum Ausdruck gebracht wird. Für den § 1 schlage ich folgenden Wortlaut vor:

Die Thüringer evangelische Kirche verlangt von den Trägern des geistlichen Amtes, daß sie das Evangelium, enthalten in der Heiligen Schrift und aufs Neue bekannt in den Glaubenszeugnissen der lutherischen Reformation, nach bestem Wissen und Gewissen durch das Wort verkündigen . . . usw. wie im Entwurf.

Martin Luthers Schriften und die Bekenntnisschriften sind zusammengebracht durch den Begriff der ‚Glaubenszeugnisse der lutherischen Reformation‘. Es ist noch hinzu-zufügen, daß durch diese Formulierung der historische lutherische Charakter unserer Thüringer evangelischen Kirche festgelegt wird, und zwar nicht in einem konfessionell ausschließenden Sinne, sondern in dem positiven Sinne, daß wir als unser evangelisches Vorbild eben Luther und Luthers Lebenswerk ansehen. Wir haben den lutherischen Charakter der Kirche, und daran ändert die Tatsache nichts, daß auch einige Gemeinden reformierter Bekenntnisses, daß auch solche, die Nachdruck auf den unierten Gedanken

<sup>15</sup> S. 39 f.

<sup>16</sup> S. 51–55.

legen, zur Thüringer evangelischen Kirche gehören. Man muß auch auf sie Rücksicht nehmen, denn auch sie sind von der Verfassung gedeckt und in ihrem Bekenntnisstand geschützt. Wir können aber auf diese Minderheit ausreichende Rücksicht nehmen durch eine Konzession; aber so, daß wir sie nicht in § 1 setzen, sondern in § 4.

Bei der Verpflichtung für Gemeinden reformierten Bekenntnisses oder unierten Charakters ist das Wort ‚lutherischen‘ wegzulassen.

Da haben wir keine doppelte Ordinationsformel, sondern wir haben den Schutz der Gemeinde, die in ihrem Bekenntnisstand tangiert werden könnte. Die Wahl der Formel steht nicht dem Ordinanden zu, sondern allein der Gemeinde zur Wahrung ihres altüberkommenen Wesens.“<sup>17</sup>

Das war bei der ersten Lesung am 13. Juni 1921: bereits hier fand Lietzmanns Formulierung bei den Exponenten der Linken<sup>18</sup> wie der Rechten<sup>19</sup> Zustimmung, vom Vorschlag des Ausschusses war kaum noch die Rede. Als es dann am 16. Juni zur zweiten Lesung des Pfarramtsgesetzes kam, hatte sich der Ausschuß Lietzmanns Vorschlag fast wörtlich zu eigen gemacht. Statt „verlangt“ war sogar die stärkere Formulierung „verpflichtet“ gebraucht, statt „das Evangelium“ hieß es nun: „Jesus Christus und sein Evangelium“<sup>20</sup>. Einstimmig wurde der § 1 in dieser Formulierung angenommen<sup>21</sup>. Der Ausschußvorsitzende hatte seine Rede damit geschlossen:

„Noch hat der Ausschuß die große Dankspflicht gegen Herrn Professor D. Lietzmann zu erfüllen, dessen sehr glücklichen Gedanken nicht zum wenigsten dieses ungemein erfreuliche Ergebnis zu danken war. Ich halte mich von Seiten des Sonderausschusses für das Pfarramtsgesetz für ermächtigt, diesen Dank hiermit öffentlich auszusprechen. (Beifall).“<sup>22</sup>

Schon das war ungewöhnlich. Aber mehrfach noch wurde dieser Dank wiederholt, von einzelnen Abgeordneten<sup>23</sup> wie vom Landesoberpfarrer Reichardt im Namen des Landeskirchenrates<sup>24</sup>, bis – auf die Worte eines Abgeordneten hin: „Uns ist feierlich zumute. Die einstimmige Annahme des § 1 hat uns auf einen Höhepunkt unserer ganzen kirchlichen Aufbauarbeit geführt“ – die Synode schließlich stehend die vierte Strophe von „Ein feste Burg“ sang<sup>25</sup>.

<sup>17</sup> S. 54 f: der allein in seinem Namen eingebrachte entsprechende Antrag S. 198.

<sup>18</sup> César, S. 56, 58.

<sup>19</sup> Eichel-Streiber, S. 62, 63.

<sup>20</sup> S. 133, vgl. S. 240.

<sup>21</sup> S. 135.

<sup>22</sup> S. 134 f.

<sup>23</sup> Eckardt, S. 135, Weißgerber S. 136.

<sup>24</sup> S. 136, S. 235 der Antrag von Abgeordneten aller Richtungen, die Rede Lietzmanns (als einzige ausdrücklich genannt) im Verhandlungsprotokoll abzudrucken.

<sup>25</sup> Ebda. Noch einmal hat Lietzmann, und zwar in der 8. Sitzung vom 17. Juni, die Synode, diesmal innerhalb weniger Minuten, zu einer einheitlichen Meinungsbildung gebracht. Es war ein Antrag vorgelegt worden: „Der Landeskirchenrat wird ersucht, Bewerber ohne weiteres abzuweisen, von denen nach Herkunft und Eigenart eine ersprißliche Wirkung innerhalb des deutschen Volkstums nicht zu erhoffen ist.“ (S. 146). Die Diskussion darüber ging verständlicherweise heftig hin und her. Einigkeit war – angesichts der verschiedenen in der Synode vertretenen politischen Positionen – nicht zu erreichen, bis Lietzmann eingriff: „Professor D. Lietzmann betont, daß es jetzt nur eine Aufgabe gebe, die darin bestehe, unser zusammengebrochenes

Lietzmann hat, auf diesen Abschnitt seines Lebens zurückschauend, erklärt:

„Mir persönlich ist die tätige Mitarbeit in den verschiedenen Stadien der verfassunggebenden Synode ein tief empfundenes Glück gewesen. Nicht nur weil es für einen Kirchenhistoriker von höchstem Werte ist, wenn er die Neubildung einer Kirche miterleben darf, sondern vor allem, weil ich die Erfahrung machte, daß in ernsten Stunden alle alten Parteigegensätze an Bedeutung verlieren, und daß evangelische Christen von sehr verschiedener theologischer Überzeugung sich gern und aufrichtig die Bruderhand reichen können, wenn sie in längerem, auf das gleiche höchste Ziel gerichteten Zusammenarbeiten in einander gegenseitig den Geist Christi erkannt haben. Möge dieser Geist der ersten Zeiten der Thüringer Kirche auf ihrem weiteren Wege erhalten bleiben!“<sup>26</sup>

Wer heute auf die Geschichte der Thüringer Kirche zurückblickt, wird nicht meinen, daß sich dieser Wunsch immer erfüllt hätte. Gewiß war es ein entscheidender Fortschritt, daß damals aus dem Vielerlei der neun – genau gesagt: sieben – thüringischen Kirchen eine Einheit wurde<sup>27</sup> und längst überholte Landesgrenzen nicht als Kirchengrenzen weiter bestanden (wie es etwa bei Schaumburg-Lippe und anderswo noch heute der Fall ist). Andererseits aber zeigt das Thüringer Beispiel, daß es mit der äußeren Gestaltwerdung allein nicht getan ist. Gewiß gab es überall in Deutschland das Neben- und Gegeneinander von Konfessionallisten, Konservativen, Liberalen, Gemeinschaftsleuten usw. wie in Thüringen (vgl. die Zusammensetzung des 1. Landeskirchentages von 1920–1926: Christlicher Volksbund – d. h. konservative Lutheraner und Gemeinschaften – 20 Sitze, Thüringer Volkskirchenbund – d. h. Liberale – 20, Einigungsbund für reformatorisches Christentum 18 Sitze). Aber in Thüringen muß es doch noch Kräfte gegeben haben, die anderswo so entweder nicht existierten oder zumindest nicht zum Zuge kamen. Das zeigt bereits die Zusammensetzung des 2. Landeskirchen-

---

Volk wieder aufzurichten. Dazu seien deutschgesinnte Pfarrer vor allem nötig. Er fragt, ob in der Versammlung irgend jemand anderer Meinung sei. – Einstimmiges Nein. – Wenn aber eine Kundgebung in diesem Sinne erfolgen soll, dann müsse sie einstimmig angenommen werden. (Beifall).“ (S. 148). Daraufhin zog sich der Ausschuß zu einer Beratung zurück. Der Vorsitzende „verkündet nach 10 Minuten im Namen des Ausschusses, daß die Zurückziehung der Entschließung mit Stimmenmehrheit unter dem Eindruck der Worte des Herrn Prof. D. Lietzmann beschlossen worden sei. Die von Herrn Prof. Lietzmann aufgestellten Thesen, die nach dem Beschluß des Ausschusses vervielfältigt werden sollen, lauten (s. Anl. 27):

„Es gibt seit dem Winter 1918/19 für jeden Deutschen nur eine Lebensaufgabe, unser niedergebrochenes Volk in die Höhe zu bringen.

Unsere Thüringer evangelische Kirche erachtet es als ihre irdische Aufgabe, alle ihre Kraft an die nationale und sittliche Wiedergeburt des deutschen Volkes zu setzen.

Es versteht sich also von selbst, daß nur solche Geistliche in unserer Kirche segensreich wirken können, die geeignet sind, an diesem Werke mit zu arbeiten. (Beifall)“. (S. 149). Damit (vgl. S. 235: „nachdem Professor Lietzmann, ohne Widerspruch zu finden“, folgendes – danach noch einmal die zitierten Sätze – „als die einmütige Meinung des Landeskirchentags aussprach“) war die Diskussion beendet.

<sup>26</sup> S. III.

<sup>27</sup> Die Coburger Kirche schloß sich an die bayerische Kirche an, entsprechend dem Übergang des ganzen Landes an Bayern, Reuss älterer Linie hielt sich aus konfessionell-lutherischen Bedenken zurück, 1934 (!) erfolgte der Anschluß, damals waren die konfessionellen Bedenken anscheinend geschwunden.

tages von 1927: Volksbund und Volkskirchenbund je 24 Sitze, Einigungsbund 15 Sitze, religiöse Sozialisten 7 Sitze, Deutschkirchler 3 Sitze (!). In Thüringen gab es die Deutschen Christen eher als anderswo und stärker als anderswo. Zwar stammen Leffler wie Leutheuser – die späteren Führer der militanten Thüringer Deutschen Christen – beide aus der bayerischen Kirche (!), aber schon seit 1928 arbeiteten sie in Thüringen; aus ihrem Nationalsozialistischen Pfarrer- und Lehrerbund entwickelte sich 1929 die Thüringer deutschchristliche Bewegung – im selben Jahr, als die NSDAP in Thüringen als erstem deutschen Land in die Regierung aufgenommen wurde. Noch vor der „Machtergreifung“ am 30. Januar 1933, mit der die Stunde der Deutschen Christen in allen Landeskirchen anbrach, stellten die Deutschen Christen im Thüringer Landeskirchentag bereits die stärkste Gruppe (16 Abgeordnete, nächstgrößte Gruppen Volksbund und Volkskirchenbund mit je 10 Abgeordneten). Ja, selbst die Gegenbewegung der Bekennenden Kirche hatte in Thüringen, mindestens in ihren führenden Vertretern, ein anderes Gesicht als anderswo, sowohl hinsichtlich ihrer kämpferischen Haltung wie ihrer theologischen Grundlegung. Dieses merkwürdige Defizit der Thüringer Kirche muß irgendwo seine geschichtliche Grundlage haben<sup>28</sup>, es wäre aber doch wohl ungerecht, sie bei jener „Kirchwerdung“ Thüringens nach 1918 zu suchen. Hier ist bestenfalls institutionalisiert worden, was längst bestand und sich aus einer langen Entwicklung, vielleicht bis zum gewissen Grade auch aus der Mentalität der Thüringer Bevölkerung, erklärt.

---

<sup>28</sup> Die Briefe von Macholz (Nr. 655) und Fascher (Nr. 755) geben interessante Hinweise.

## BERLIN

Zunächst schien es so, als ob Lietzmann sehr bald aus der Mitwirkung am Neubau der Thüringer Kirche ausscheiden würde. Denn am 7. Mai 1921 wurde Harnack 70 Jahre, sein Lehrstuhl, den er durch seine Person wie seine Wirksamkeit an die Spitze der deutschen kirchengeschichtlichen Lehrstühle gebracht hatte, stand also zur Disposition. Lietzmann war einstimmig Kandidat der Fakultät, nicht nur Holl, sondern auch Harnack hielten ihn für den einzig-möglichen Nachfolger. Das bedeutete eine hohe, ja eigentlich die höchste Anerkennung. Und dennoch war Lietzmann aufs tiefste betroffen, als Holls erste Nachricht über den zu erwartenden Ruf an ihn gelangte<sup>1</sup> – und sagte, zur grenzenlosen Enttäuschung Holls<sup>2</sup>, rundweg ab<sup>3</sup>. Anscheinend hatte Holl etwas über Lietzmanns Bedenken an Harnack weitergegeben, so schreibt ihm auch dieser, um ihn zur Annahme des Rufes zu bewegen<sup>4</sup>, aber vergeblich, auch Harnack gegenüber lehnt Lietzmann ab – mit ganz ähnlichen Argumenten wie gegenüber Holl<sup>5</sup>. Die Briefe Lietzmanns mit ihrer Betonung der wirtschaftlichen Argumente wird man mit einiger Verwunderung lesen, sieht man sie aber – zugrundezulegen sind die an Holl, der an Harnack ist in der Argumentation abgekürzt – genauer an, dann stellen sie nur einen Schutzwall dar, den Lietzmann vor der Versuchung Berlin errichtet. Daß die Argumente nur vorgeschoben sind, ergibt sich schon daraus, daß Lietzmann im Winter 1923, als die wirtschaftliche Lage sich – übrigens ganz auf der Linie der Vorhersagen Lietzmanns – rapide verschlechtert hatte, den erneuerten Ruf annimmt. Der wirkliche Grund liegt tiefer: Lietzmann war in Jena, wie man zu sagen pflegt, voll „angewachsen“, und er – der sein Leben bisher immer in Kleinstädten zugebracht hatte – fürchtete sich vor der Großstadt; höchst eigentümlicherweise, denn wer Lietzmann erst in Berlin kennenlernte, mußte ihn als in der und für die Großstadt geboren halten. Bei der schließlichen Überwindung des inneren Widerstandes gegen Berlin spielt eine wesentliche Rolle, daß die Jenaer Idylle sich inzwischen grundlegend verändert hatte, daß Delbrück (auf dessen Vorbild sich Lietzmann 1921 berufen hatte und der für ihn eines der Bande bedeutete, die ihn in Jena hielten) gestorben war – und daß die Argumente, die Holl 1921 für Berlin ins Feld geführt und die auf Lietzmann damals schon den stärksten Eindruck gemacht hatten<sup>6</sup>, im Laufe der Zeit an Gewicht zugenommen hatten.

Bereits im Sommersemester 1924 las Lietzmann von Jena aus in Berlin, obwohl er die Strapaze der allwöchentlichen Eisenbahnfahrt auf sich zu nehmen hatte.

---

<sup>1</sup> Brief Nr. 452.

<sup>2</sup> Brief Nr. 454.

<sup>3</sup> Brief Nr. 453, 455.

<sup>4</sup> Brief Nr. 463.

<sup>5</sup> Brief Nr. 467.

<sup>6</sup> Vgl. Brief Nr. 455.

Dabei war sein Amtsantritt nicht ganz einfach, denn mit seinem dreifachen Arbeitsgebiet: Kirchengeschichte, Neues Testament und christliche Archäologie paßte Lietzmann nicht ohne weiteres in die Struktur der bisherigen Fakultät, Holls – erstaunlich energische – Briefe<sup>7</sup> geben einen Einblick in die Details. Immerhin: Harnack, der von den neuen Verhandlungen und der Annahme des Rufs nichts erfahren hatte<sup>8</sup>, schrieb Lietzmann trotzdem einen freundlichen Willkommensbrief<sup>9</sup>, Deißmann tat das gleiche<sup>10</sup>, nur der dritte unmittelbar Betroffene, Stuhlfauth, fand sich schwer mit dem Faktum der ihm in Lietzmann erwachsenen Konkurrenz ab<sup>11</sup>. Im August 1924 siedelte Lietzmann mit der jetzt auf sechs Köpfe angewachsenen Familie nach Berlin über: am 5. 12. 1919 war Sabina geboren, am 19. 12. 1921 Joachim, am 9. 8. 1923 Regina (Joachim ist zu Beginn des Rußlandfeldzuges gefallen, vgl. dazu u. S. 153, Sabina heute nach dem Studium der Geschichte und dem Dr. phil. seit vielen Jahren Korrespondentin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in den USA, aus zahlreichen geistvollen Kommentaren zu mannigfaltigen Ereignissen bekannt, Regina heute Frau von Karl Korn, bis 1973 Mitherausgeber der FAZ). Aber schon nach wenigen Monaten

<sup>7</sup> Vgl. Nr. 498, 499, 502, 504, 517.

<sup>8</sup> Vgl. Brief Nr. 501, vgl. auch Holls boshafte Bemerkung über das „erwürgte Kaninchen“, Brief Nr. 502.

<sup>9</sup> Brief Nr. 500, Lietzmanns Antwort Brief Nr. 501.

<sup>10</sup> Brief Nr. 503, in der sich später entwickelnden Kontroverse wegen der neutestamentlichen kursorischen Lektüre gab Lietzmann nach, vgl. Briefe Nr. 541 und 542.

<sup>11</sup> Vgl. die Briefe Nr. 512 und 513. Das Berliner Christlich-archäologische Seminar besaß eine lange Tradition. Als „Christliches Museum der Universität“ war es von Ferdinand Piper begründet worden, der, 1840 in die Fakultät eingetreten, ihr die ungewöhnlich lange Zeit von 1842–1889 als Extraordinarius angehört hatte. Ihm folgte Nikolaus Müller (1890–1912) und diesem wieder Georg Stuhlfauth (1913). Die Leistungen des Seminars und seiner Leiter sollen gewiß nicht herabgesetzt werden, aber man kann doch wohl sagen, daß mit Lietzmanns Eintritt eine neue Etappe seiner Geschichte begann. Lietzmann baute (mit Hilfe außerplanmäßiger Bewilligungen durch das Ministerium und den Kurator) die zwar umfangreiche, aber veraltete Bibliothek zu einem modernen Arbeitsinstrument um und begann sogleich damit, was beinahe noch wichtiger war, die vorhandene bescheidene Diapositivsammlung altchristlicher Denkmäler zu vergrößern. In wenigen Jahren ergab sich so ein Lichtbilderbestand, der in Quantität wie Qualität in Deutschland seinesgleichen suchte. Unermüdliche Helferin – ja beinahe Voraussetzung für dieses Unternehmen – war Carmelita Rochow, die sich zum frühestmöglichen Zeitpunkt pensionieren ließ, um nun ihren ganzen Tag der Arbeit an der Lichtbildsammlung und der Erledigung der Seminargeschäfte zu widmen, was ihr vorher während ihrer Tätigkeit als Lehrerin zu ihrem Bedauern nur teilweise möglich gewesen war. Fr. Rochow – die stattliche Gestalt stets in ein langes dunkelbraunes Faltenkleid mit weißem Krägelchen gehüllt – war ein Monument, das aus dem Seminargeschehen nicht wegzudenken war und gleichzeitig Zuflucht manches jungen Adepten der christlichen Archäologie, dem sie mit nimmermüdem Rat und Hilfe zur Seite stand. Mit unerschütterlicher Treue hielt sie zu Lietzmann, vor allem, als nach dem Eintritt Friedrich Gerkes in die Nachfolge Stuhlfauths der bisherige Friede des Christlich-archäologischen Seminars durch mancherlei Spannungen abgelöst wurde. Lietzmann, der Gerke zunächst sehr reserviert gegenüber gestanden hatte, war dann durch dessen Arbeit an den Sarkophagen ganz für ihn gewonnen worden (vgl. Brief Nr. 858) und hatte alles für die Berufung Gerkes getan. Das schwierige Naturell Gerkes brachte im Laufe der Jahre jedoch die ursprüngliche Distanz zurück, die sich schließlich bis zur Entfremdung entwickelte.

erlitt die Familie einen herben Verlust: am 31. Dezember 1924 verstarb Lietzmanns Mutter im Alter von 72 Jahren. Ihre Gesundheit war durch die Kriegsentbehrungen seit Jahren angegriffen. Die Berufung des Sohnes nach Berlin empfand sie als Krönung auch ihres Lebens.

### *Die Fakultät*

Die Berliner Theologische Fakultät galt als die erste Deutschlands, die gleiche nahm die ganze Universität für sich in Anspruch – weithin zu Recht, denn ihre Stellung als Universität der Reichshauptstadt, die Akademie der Wissenschaften, die großartigen Bibliotheken und Museen, das lebhafte kulturelle Leben und was dergleichen mehr in Betracht kam, zog in allen Fakultäten führende Gelehrte magnetisch an. Aus der Nähe betrachtet nahmen sich die Dinge oft etwas anders aus. Wenn wir uns dabei – wie naheliegend – auf die Berliner Theologische Fakultät beschränken, so kann als Kronzeuge zunächst niemand Geringerer als Harnack zitiert werden, der aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums 1910 eine Übersicht über die Geschichte der Theologischen Fakultät verfaßte<sup>1</sup>. Obwohl dieser Bericht, wie das bei Jubiläen zu sein pflegt, sehr vorsichtig mit den Negativa umgeht und vorschriftsmäßig „entschuldigt, Gutes redet, und alles zum Besten kehrt“, heißt es hier doch:

„Bis zum Anfang der dreißiger Jahre war die Berliner Theologische Fakultät durch Schleiermacher, Neander und Marheineke eine führende Fakultät. Das ist sie – über das letzte Drittel ihrer Geschichte erlaube ich mir in keinem Sinne ein zusammenfassendes Urteil – in den folgenden vierzig Jahren nicht mehr gewesen. . . . In dieser Zeit hat manche andere Fakultät, sei es an Geschlossenheit ihrer Wirksamkeit, sei es an Bedeutung ihrer Lehrer Berlin übertroffen.“<sup>2</sup>

Bis 1876, dem Jahr der Berufung von Bernhard Weiß, besaß die Berliner Fakultät nicht einmal einen speziell für das Neue Testament bestimmten Lehrstuhl: „In der großen Entwicklungsgeschichte der neutestamentlichen Kritik, die nach Schleiermachers Tode begann, hat die Berliner Fakultät jahrzehntelang keine Rolle gespielt!“, erklärt Harnack<sup>3</sup>. Unter Hengstenberg „wurde die Berliner Fakultät die Hochburg der Unwissenschaftlichkeit im Alten Testament“, heißt es weiter, erst Dillmann (1869 berufen) „hat die Wissenschaft vom Alten Testament in Berlin wirklich eingebürgert“<sup>4</sup>, und Graf Baudissin (1889 berufen), so kann man hinzufügen, hat diese Bürgerrechte erst ausgebaut. Ähnliches läßt sich von der Kirchengeschichte sagen – beim Bericht darüber verfährt Harnack verständlicherweise besonders vorsichtig; sie beginnt als wissenschaftliche Disziplin in Berlin tatsächlich erst mit dem Kommen Harnacks 1888<sup>5</sup>, und mit wieviel Schwie-

<sup>1</sup> Die Theologische Fakultät der Universität Berlin, Aus Wissenschaft und Leben II (Reden und Aufsätze, Neue Folge, 2. Band), 1911, S. 155–164.

<sup>2</sup> S. 163.

<sup>3</sup> S. 161.

<sup>4</sup> Ebda.

<sup>5</sup> Vgl. dazu K. Aland, Aus der Blütezeit der Kirchengeschichte in Berlin, Saeculum 21, 1970, 235–263.

rigkeiten war diese Berufung verbunden! Diese Betrachtung ließe sich fortführen. Aber setzen wir stattdessen beim Jahr 1924 ein, dem Kommen Lietzmanns. Die Fakultät hatte damals nach langer personeller Kontinuität (Ordinarien 1910: Baudissin, Deißmann, Harnack, Holl, Kaftan, R. Seeberg, Mahling, Edvard Lehmann) Anfang der 20er Jahre eine erhebliche Umgestaltung erfahren: Lehmann war nach Lund gegangen und an seiner Stelle Julius Richter gekommen, als Ersatz für die Emeritierten waren Lietzmann, Greßmann und Sellin sowie Titius eingetreten, nur Deißmann, Holl und Mahling waren vom alten Stamm noch übrig geblieben. Bereits 1926 fiel Holl durch seinen frühen Tod aus (an seine Stelle trat 1927 E. Seeberg), kurz danach Greßmann (an seine Stelle trat 1928 Bertholet). Nach der Emeritierung R. Seebergs wurde 1929 Lütgert berufen, zur Verstärkung der Religionsgeschichte 1931 Witte. Das ist schon alles, was bis zum Jahre 1933 an Personalia über die Berliner Fakultät zu berichten ist (die Behandlung der Zeit danach muß gesondert geschehen, vgl. u. S. 136 ff.), wenigstens was die Ordinarien angeht. An Nichtordinarien, soweit sie länger in Berlin blieben (und nicht nur für kurze Zeit als Privatdozenten, um dann als aufgehende Sterne an andere Fakultäten zu verschwinden) sind zu nennen: Carl Schmidt, Fabricius, Stuhlfauth, Hertzberg, Stolzenburg, Doehring, Hinderer, Gruehn, Rost, Dreß, Joh. Schneider, Bonhoeffer, Künneht, Fendt<sup>6</sup> – womit wir die Grenze des Jahres 1933 schon überschritten haben, denn eine ganze Reihe der Genannten ist erst kurz vorher habilitiert bzw. ernannt worden. Außerdem muß berücksichtigt werden, daß die Liste sich auf rund 20 Jahre erstreckt, die tatsächliche Verstärkung des Lehrangebots der Ordinarien also sehr viel weniger umfangreich ist, als es der Zahl der Namen nach zunächst scheint.

Mancherlei an Kritik drängt sich angesichts dieser – wie ich hoffe, vollständigen – Übersicht auf, etwa die, daß beispielsweise die Praktische Theologie in Berlin recht schwach vertreten war, quantitativ wie qualitativ. Erst die Ernennung Fendts zum Ordinarius hat hier eine Wende gebracht, aber die gehört in die Zeit nach 1933 und muß zusammen mit der Behandlung dieses Abschnitts der Geschichte der Berliner Fakultät besprochen werden. Wenden wir uns – statt der Versuchung zu erliegen, diese Kritik fortzusetzen, was verständlich und nicht allzu schwer wäre<sup>7</sup> – vielmehr den Beziehungen Lietzmanns zu seinen Kollegen zu. Von einer Ausnahme abgesehen – von der noch zu sprechen sein wird – hat Lietzmann zu ihnen allen in freundlichen, in nicht wenigen Fällen sogar freundschaftlichen Beziehungen gestanden; daß die zu den Nichtordinarien oft distanzierter und kühler waren, erklärt sich aus der damaligen Struktur der Universität, aber auch aus dem Altersabstand wie dem der sachlichen Qualifikation – einer ganzen Reihe der auf diese oder jene Weise damals in die Fakultät Aufgenommenen (und sei es auch durch die Habilitation) stand Lietzmann mit einiger Reserve gegenüber, wie sich nach 1933 zeigen sollte, meist zu Recht. Über die Beziehungen Lietzmanns zu Harnack und Holl gibt es bereits eine Spezialunter-

<sup>6</sup> Die Aufzählung nach der dem Buche von W. Elliger, 150 Jahre Theologische Fakultät Berlin, 1960, beigegebenen tabellarischen Übersicht (das Jahr der Habilitation bzw. des Eintritts in die Fakultät bestimmt die Reihenfolge der Nennung).

<sup>7</sup> Die Berichte H. Bornkamms über seine Studienzeit in Berlin (Briefe Nr. 471, Nr. 476) geben bereits, wenn auch mit etwas Überspitzung, Hinweise in dieser Beziehung.

suchung<sup>8</sup>, auf die hier verwiesen werden kann, außerdem legen die in diesem Band vereinigten Briefe, die alles irgend Wesentliche aus dem Erhaltenen umfassen, die Entwicklung des Verhältnisses beider zu Lietzmann mit aller Deutlichkeit offen. Natürlich ist Lietzmanns Verhältnis zu Harnack von vornherein ein anderes gewesen als das zu Holl. Harnack war 24 Jahre älter als Lietzmann; als Lietzmann sich 1900 habilitierte, war Harnack schon 22 Jahre lang Ordinarius und ein seit langem weltberühmter Mann. So entwickelt sich die Korrespondenz zwar schnell zur Anerkennung Lietzmanns als im Prinzip gleichberechtigtem Forscher, aber bis zur vollen Anerkennung als auch im Rang Gleichberechtigten hat Harnack – verständlicherweise – noch eine ganze Weile gebraucht. Selbst als Harnack ihn als seinen, den einzig in Betracht kommenden, Nachfolger akzeptiert hat: erst für den Lehrstuhl, dann für die Leitung der Kirchenväterkommission (seit Lietzmanns Wahl zu ihrem Mitglied 1926 wird deutlich, daß Harnack ihn auch hier als seinen Nachfolger ansieht und Lietzmann darauf systematisch vorbereitet), wird von Lietzmann der respektvolle Abstand des Jüngeren gegenüber dem Älteren aufrecht erhalten. Das alles läßt sich aus der langen Reihe der Korrespondenz (die darüber hinaus hochinteressante wissenschaftliche und wissenschaftsgeschichtliche Einzelheiten bietet) ablesen. Ihre zusammenhängende Lektüre (mit Hilfe des Registers) bereitet einen eigenen Genuß, ebenso wie die zusammenhängende Lektüre der Korrespondenz Lietzmanns mit anderen, sei es (in alphabetischer Reihenfolge) mit Cumont, Diehl<sup>9</sup>, Ehrle, Grafe, Hirsch, Klostermann, Gustav Krüger, Littmann, Loofs, Karl Müller, Norden, Reitzenstein, Scheel, Schwartz, Hans von Soden, Wilamowitz, um nur einige Namen zu nennen, jeder möge aus dem Register nach seinem persönlichen Interesse wählen, ist es doch hier nicht möglich, die Briefkomplexe im einzelnen zu kommentieren, mögen sie auch noch so interessant sein.

Holl war zwar auch älter als Lietzmann (1866 geboren), dennoch begegneten sich beide von vornherein als „Gleichaltrige“ und Gleichgestellte (Holl wurde 1891 Repetent in Tübingen und habilitierte sich 1904, Lietzmann 1900, Holl wurde 1900 ao. Professor in Tübingen, Lietzmann 1904, 1906 wurde Holl Ordinarius in Berlin, Lietzmann 1907 in Jena). Die erste persönliche Begegnung hat anscheinend 1910 in Rom stattgefunden<sup>10</sup>, sie hat auf Holl offensichtlich tiefen Eindruck gemacht. „An unser Zusammensein denke ich noch sehr gern zurück. Schade, daß wir nicht häufiger Gelegenheit zu einer derartigen Aussprache haben“, schreibt er bald darauf<sup>11</sup>. Wenige Monate später redet Holl, sonst überaus

<sup>8</sup> Von K. Aland, vgl. S. 85, Anm. 5.

<sup>9</sup> Besonders zu empfehlen, weil Diehl, obwohl Studiengenosse und Jugendfreund Lietzmanns, mit seiner Kritik an der Umwelt und ihrer Negation das genaue Gegenbild zu Lietzmann abgibt, außerdem bieten seine Briefe hochinteressante, wenn auch mit Vorsicht zu wertende, Details aus der Geschichte der Klassischen Philologie in der letzten Generation.

<sup>10</sup> Die Beziehungen zwischen beiden sind jedoch älter, die ersten Briefe Holls stammen aus dem Jahre 1904, vgl. Brief Nr. 99, 100, 101; sollte damals bereits eine Begegnung stattgefunden haben? Die Äußerung von 1910 schließt die Möglichkeit früherer Begegnung jedenfalls nicht aus.

<sup>11</sup> Brief Nr. 218.

spröde und zurückhaltend, Lietzmann bereits als „lieber Freund“ an<sup>12</sup> – eine Anrede, die sich von da an ständig findet, ab 1920 vom „Du“ begleitet. Hier war eine Männerfreundschaft herangereift, durchaus unterschieden von der etwa mit Klostermann oder Diehl. Die hatten sich in der Jugend ergeben, in der man sich leichter anschließt und gegenseitig erschließt. Auch sie haben bis ans Lebensende gedauert (wenn der Briefwechsel mit Klostermann auch seit 1927 spärlich wird) und wissenschaftliche Früchte getragen<sup>13</sup>. Aber hier schlossen zwei erwachsene Männer und angesehene Gelehrte mit bereits festgeprägten Anschauungen Freundschaft über die Verschiedenheit des Naturells hinweg, tief beeindruckt von der Persönlichkeit des anderen und magnetisch angezogen von der Gemeinsamkeit in den Grundvoraussetzungen der wissenschaftlichen Arbeit und des Lebens überhaupt. Und so ergab sich ein Bündnis, wie es sich in Lietzmanns Leben nicht wiederholt hat; leider spiegelt es sich im Normalfall nur in den Briefen Holls, Lietzmanns Antworten sind im 2. Weltkrieg beim Brand der Holl'schen Wohnung untergegangen.

Umso mehr traf Lietzmann der frühe Tod Holls. Zwei Jahre lang hatten sie nun am gleichen Ort zusammengearbeitet, Großes war vom weiteren Austausch noch zu erhoffen. Der Schlaganfall, dem Holl am 1. Pfingsttag 1926 erlag<sup>14</sup>, machte dem ein plötzliches Ende. Zeit seines Lebens hatte Holl – rücksichtslos gegen sich selbst – seine Kräfte überbeansprucht, das Rektorat der Berliner Universität, das er für das Jahr 1924/25 übernommen hatte, bedeutete angesichts der Gewissenhaftigkeit, mit der Holl alle Aufgaben wahrnahm, eine Belastung, der seine ohnehin geschwächte Gesundheit nicht gewachsen war. Statt sich Ruhe zu gönnen, nahm Holl sogleich nach dem Ende des Rektoratsjahres – währenddessen er seine Lehrtätigkeit uneingeschränkt ausgeübt hatte – seine wissenschaftliche Arbeit, die während des Rektorats zu kurz gekommen war, in altem, ja um Versäumtes nachzuholen, in vermehrtem Umfang wieder auf und ließ sich darin auch durch zunehmende Schmerzen und Schwäche nicht behindern. Acht Tage nach seinem 60. Geburtstag, am 23. Mai 1926, brach er zusammen. Lietzmann hat des toten Freundes nicht nur in der Tages-<sup>15</sup> und der Fachpresse<sup>16</sup> gedacht, er hat ihm auch die Grabrede gehalten und sie zusammen mit der Gedächtnisrede Harnacks vor der Universität sofort in den Arbeiten zur Kirchengeschichte veröffentlicht<sup>17</sup> – obwohl das Heft mit seinen 20 Druckseiten vom Umfang, aber auch vom Charakter her, in der Reihe eigentlich fehl am Platze war. Aber das kümmerte Lietzmann nicht, das Bemühen, Holl ein Denkmal zu errichten, war ihm wichtiger als diese, sonst für ihn absolut gültigen, Einwände. Er hat Holl außerdem die Gedächtnisrede in der Akademie gehalten<sup>18</sup>. Nur der Anfang sei hier zitiert:

<sup>12</sup> Brief Nr. 235.

<sup>13</sup> Vgl. das Register.

<sup>14</sup> Vgl. zur Krankheit Holls den Brief Lietzmanns Nr. 551.

<sup>15</sup> Bibliogr. Nr. 274.

<sup>16</sup> Bibliogr. Nr. 277.

<sup>17</sup> Bibliogr. Nr. 267.

<sup>18</sup> Bibliogr. Nr. 290, Kl. Schriften III, 289–301.

„Als Karl Holl am Pfingsttage vorigen Jahres seine Augen schloß, sind wir alle ärmer geworden. Die ihm nahestanden, verloren einen warmherzigen Freund von unbedingter Zuverlässigkeit, die Akademie einen ihrer treuesten Mitarbeiter, die Universität einen hervorragenden Lehrer, dessen Wirkung auf die Jugend sich gerade in größtem Ausmaß entfaltete, die Wissenschaft einen Forscher von höchster Begabung und eisernem Fleiß, die evangelische Kirche einen geistesmächtigen Vorkämpfer, einen διδάσκαλος im altkirchlichen Sinn.“<sup>19</sup>

Denn bei der Anführung von Urteilen Lietzmans über Holl könnte der Verdacht aufkommen, die freundschaftliche Zuneigung trübe das Urteil. Besser ist es wohl, sich auf Harnack zu beziehen, dessen Schüler und Mitarbeiter Holl zwar in seinen jungen Jahren war<sup>20</sup>, dem aber trotz dieser nahen Beziehungen ein objektiv-distanziertes Urteil zugetraut werden darf. Denn der damals 74jährige Harnack stand seit langem jenseits der in den Universitäten – damals wie heute – üblichen Interessenkonflikte und konnte völlig frei urteilen. Die Lektüre der Rede Harnacks<sup>21</sup> sei jedem empfohlen; sie ist in ihrer Differenzierung wie in ihrer Klarheit des Urteils ein Meisterstück. Nur die Kernsätze können hier zitiert werden:

„Ein eigenes Stück Leben ist für mich mit seinem Heimgang zu Grabe getragen“,

erklärt Harnack, im anscheinenden Überschwang Lietzmann ähnlich<sup>22</sup>. Gleich zu Eingang der Rede heißt es:

„Als er vor zwanzig Jahren als Ordinarius der Unsrige wurde, kannten ihn die Fachgenossen als hervorragenden Kirchenhistoriker; als er die Augen schloß, war er in die vorderste Linie deutscher Gelehrter getreten, und die Evangelischen Kirchen aller Länder kannten und verehrten ihn als einen Führer, dem sie sich mit Dank und Bewunderung anvertrauen durften. Unsere Universität aber, die ihn vor zwei Jahren an ihre Spitze gestellt hat, weiß nicht nur, daß sie einen ihrer besten Männer verloren, sondern auch daß sein Heimgang eine Lücke in ihren Lehrkörper gerissen hat, die wohl geschlossen, nicht aber ausgefüllt werden kann.“<sup>23</sup>

Tatsächlich hat Holl schon lange vor 1906, dem Jahr seiner Berufung als Ordinarius nach Berlin, zu den bedeutendsten Vertretern der Kirchenhistorie in Deutschland gehört, aber seine patristischen Arbeiten, sei es die über „Enthusiasmus und Bußgewalt“, sei es die über „Amphilochius von Iconium in seinem Verhältnis zu den großen Kappadoziern“ oder welche man aus der Frühzeit sonst noch nehmen will, hatten ihm zwar die höchste Anerkennung der Fachgenossen, jedoch kein Echo darüber hinaus sichern können. Der Wendepunkt kam mit seiner Berufung nach Berlin, denn die nötigte ihn, im Seminar vornehmlich Stoffe aus der Reformationszeit zu behandeln (die Alte Kirche war Lehrreservat Harnacks).

<sup>19</sup> Kl. Schriften III, 289.

<sup>20</sup> Bis ins Jahr 1889, also das 23. Lebensjahr Holls, geht Harnacks Beziehung zu ihm zurück, mehrere Jahre ist Holl später – 1894 bis 1900 – Hilfsarbeiter der Kirchenväterkommission gewesen, von 1906 ab dann Harnacks Kollege.

<sup>21</sup> „Karl Holl †. Zwei Gedächtnisreden von A. v. Harnack und H. Lietzmann.“ Bonn 1926, Arbeiten zur Kirchengeschichte 7.

<sup>22</sup> S. 8.

<sup>23</sup> S. 7 f.

1903 hatte Holl sich zum ersten Mal literarisch über Luther geäußert; „Luthers Urteile über sich selbst“ war damals sein Thema<sup>24</sup>. Stück für Stück baute er nun seine Lutherstudien aus, bis er 1917 begann, die verstreuten Bausteine zusammenzutragen<sup>25</sup>, so daß 1921 sein Sammelband über Luther erscheinen konnte:

„Dieses Lutherbuch, das mit eigener Flamme brennt, wird bleiben, solange es eine theologische Wissenschaft gibt und einen evangelischen Glauben, und sein Verfasser wird den Ruhm behalten, ein Erneuerer des Luthertums geworden zu sein.“

urteilt Harnack darüber<sup>26</sup>. Tatsächlich beginnt mit diesem Buch, das zwei Jahre später in zweiter und dritter Auflage erscheint, weil es stürmisch verlangt wird, eine neue Epoche der Lutherforschung – und mehr. Von der „Lutherrenaissance“, die damit eingesetzt habe, hat man mit Recht gesprochen – der Lutherforscher Holl hat den Patristiker Holl, der diesem im Rang durchaus gleich ist, völlig überdeckt. Diese Wiederentdeckung Luthers hat auch nicht nur wissenschaftliche, sondern durchaus auch praktisch-kirchliche Relevanz gehabt; bedauerlicherweise ist die durch Holl ausgelöste Bewegung nicht zum vollen Tragen gekommen. Das liegt nicht nur daran, daß fast zur gleichen Zeit die von Karl Barth machtvoll ausgelöste Bewegung der „dialektischen Theologie“ die Gemüter erfaßte, und nicht nur daran, daß der sog. „Kirchenkampf“ von 1933 an alle Kräfte okkupierte, die eigentliche Ursache dafür ist vielmehr darin zu suchen, daß Lietzmanns am Schluß seiner Akademierede über Holl zum Ausdruck gebrachte Erwartung sich nicht erfüllte:

„Wie es der lebende Lehrer tat, so werden nun seine gesammelten Werke als Erzieher wirken und Charaktere bilden, wie sie unser Volk braucht: Männer, die wie Karl Holl ihr ganzes Leben einsetzen im Ringen um die Wahrheit, die wissen, was Gut und Böse ist und danach handeln und urteilen.“<sup>27</sup>

Ganz ohne Zweifel ist Lietzmanns Feststellung von 1922 richtig: „Man wird einst die theologische Arbeit unserer Zeit danach beurteilen, ob sie H[oll]s Werk aufzunehmen und weiterzuführen vermochte“<sup>28</sup>, aber der Nachdruck ist hier auf das „Aufnehmen“ und das „Weiterführen“ zu legen, und das kann sich bei Luther nun eben nicht auf den theoretisch-akademischen Raum beschränken, sondern das schließt die Realisierung im Raum des praktisch-kirchlichen Handelns ein. Wenn die „Holl-Schule“ sich nach 1933 nun in repräsentativer Gruppierung um die Zeitschrift „Deutsche Theologie“ sammelte (damals wurde die „Deutsche Physik“ und ähnliches entdeckt, die „Deutsche Theologie“ trat in unfreiwillige – oder freiwillige? – Parallele dazu<sup>29</sup>), so mußte das der von Holl aus-

<sup>24</sup> Gesammelte Aufsätze I, 381–419.

<sup>25</sup> Vgl. Brief Nr. 375, 386.

<sup>26</sup> S. 12 f.

<sup>27</sup> Kl. Schriften III, 301.

<sup>28</sup> ZKG XLI, NF IV, 1922, S. 211, Bibliogr. Nr. 218.

<sup>29</sup> Programmatischen Charakter besaß die Tatsache, daß das November 1933 erscheinende erste Heft mit einem „Geleitwort“ des „Reichsbischofs“ Ludwig Müller erschien, mit dem Faksimile seiner Unterschrift versehen. Nur zwei Sätze daraus: „Alles kommt

gelösten „Luther-Renaissance“ die eigentliche Kraft nehmen, ja die „Luther-Renaissance“ selbst in Frage stellen.

„Bei dem Ringen um die theologische Grundlage und das Zeugnis der evangelischen Kirche, das 1933 einsetzte, hat uns der Mann gefehlt, der der Lutherforschung einen so mächtigen Anstoß gegeben hatte“, hat Hans Joachim Iwand erklärt<sup>30</sup>. Er meint, Holl hätte vielleicht den Platz eingenommen, den Hans von Soden ausgefüllt hat. Auch Iwand ist der Ansicht, der von Holl eingeleitete „Befreiungsprozeß für die Theologie Luthers“ habe sich „leider . . . in seiner Schule nicht so ausgewirkt, wie man es hoffen konnte“ und das Gespräch darüber sei „von wenigen mutigen Ausnahmen abgesehen“ (womit offensichtlich die Aufsätze von E. Wolf gemeint sind<sup>31</sup>) noch nicht einmal aufgenommen. Aber er bekennt sich mit allem Nachdruck zu Holl, über „die jahrelange Schädigung wissenschaftlicher Freiheit und im besonderen des Ethos, das der deutschen Wissenschaft einmal eigen war“<sup>32</sup>, hinweg. Wenn man die „Holl-Schule“ nach 1933 vollständig sehen und werten will, gehört auch ein Mann wie Iwand dazu, der nun an Gegnerschaft zu den politischen und weltanschaulichen Strömungen jener Zeit schwer zu übertreffen ist.

Lietzmann, um zu ihm zurückzukehren, hat sich nicht darauf beschränkt, dem Freunde Holl ehrenvolle Nachrufe zu widmen, sondern sich sogleich tatkräftig an die Vollstreckung seines literarischen Erbes gemacht. Zunächst einmal übernahm er die Vollendung des dritten Bandes der Ausgabe des Epiphanius<sup>33</sup> als vordringliche Aufgabe, denn der Herausgabe der Werke dieses ebenso dornigen wie wichtigen Kirchenvaters hatte Holl Jahrzehnte seines Lebens gewidmet. Im Nachlaß Holls fand sich nichts an Manuskripten, was – und sei es auch in stark revidierter Form – für den Druck in Betracht gekommen wäre. Deshalb nahm Lietzmann sich der Sammlung und kritischen Durchsicht des gedruckten Vorliegenden zur Fortsetzung von Holls „Gesammelten Aufsätzen“ an. Schon 1928 erschienen die Bände II und III, in Verwirklichung des ursprünglichen Planes Holls: „Der Osten“ und „Der Westen“<sup>34</sup>. Die Vorworte spiegeln den Anteil Lietzmanns am Zustandekommen der Sammlung nur sehr unvollkommen wider – er bedient sich hier bewußt einer sehr unterkühlten Sprache; tatsächlich kommt Lietzmann beim Unternehmen im ganzen wie seiner Verwirklichung im einzelnen ein sehr viel höherer Anteil zu, als es danach scheint. Holl lebt im Bewußtsein der Nachwelt sehr viel mehr in diesen „Gesammelten Aufsätzen“ fort als in seinen Monographien. Sie gehören zum Rüstzeug jedes Kirchenhistorikers bis auf den heutigen Tag.

---

eben nur darauf an, welche Art Theologie der Kirche zur Verfügung gestellt wird. Und da muß die Forderung erhoben werden: Sie soll ebenso deutsch wie evangelisch sein!“

<sup>30</sup> H. J. Iwand, Zur Entstehung von Luthers Kirchenbegriff, Festschrift für Günther Dehn, Neukirchen 1957, S. 145–166, hier S. 146.

<sup>31</sup> „Luthers Erbe?“ und: „Zur Selbstkritik des Luthertums“, Peregrinatio II, 52–81 und 82–103.

<sup>32</sup> Alle Zitate S. 146.

<sup>33</sup> Vgl. das Vorwort S. VII, Bibliogr. Nr. 385 b, was hier gesagt wird, stellt Lietzmanns Anteil – charakteristisch für ihn – bei weitem zu gering dar.

<sup>34</sup> Bibliogr. Nr. 308 und 308 a.

Wie nahe Lietzmann Holl gestanden hat und wie sehr er sich auch in Sachfragen mit ihm identifizierte, zeigt eine Auseinandersetzung des Jahres 1927. Sie ist nicht die einzige gewesen, in die Lietzmann verwickelt war (vgl. u. S. 114 ff.), zur Welt der Gelehrten gehören solche Kontroversen nun einmal dazu – leider, sagen die einen (mit einem gewissen Recht, denn manche dieser Kontroversen gleichen einem Sturm im Wasserglas, weil der Professor zu leicht geneigt ist, seinen Schreibtisch mit der Welt zu verwechseln), zum Glück, sagen die anderen (weil Fortschritt nun einmal nicht ohne Auseinandersetzung erreicht werden kann). Erfreulicherweise hat der personenbezogene Charakter solcher Auseinandersetzungen in der Vergangenheit einem mehr sachbezogenen in der Gegenwart Platz gemacht, wenn es auch, mindestens bei deutschen Professoren, leider noch immer so ist, daß sachliche Meinungsverschiedenheiten nur zu oft in eine bis ans Lebensende dauernde persönliche Feindschaft ausarten. Damals war es noch anders (nicht was die andauernde Feindschaft, aber was den versachlichten Charakter der Auseinandersetzung angeht), die relative Ausführlichkeit des nachfolgenden Berichtes erklärt sich aus dem Beispielcharakter der Kontroverse.

Im Oktober 1927 veröffentlichte Hans Michael Müller, damals im Begriff, sich in Jena zu habilitieren, einen Aufsatz in den von Karl Ludwig Schmidt herausgegebenen „Theologischen Blättern“ (einer damals weit verbreiteten und deshalb einflußreichen Zeitschrift): „Der christliche Glaube und das erste Gebot. Ein Beitrag zum Verständnis von Luthers Rechtfertigungslehre in Auseinandersetzung mit Karl Holl's Lutherdarstellung“<sup>35</sup>, der es in jugendlichem (Über)mut unternahm, Holl mit Holl zu widerlegen, dabei die Grenzen – wie das in solchen Fällen vorkommt – des Anstandes gelegentlich weit überschreitend:

„Infolgedessen können auch die übrigen Belege Holls einer genaueren Untersuchung nicht Stand halten“<sup>36</sup>. „Immer habe das [„angeborene Gewissen innerhalb der Menschheit“] Luther betont! Wo, fragen wir, gibt es auch nur einen Beleg für diese These? In Holls eigener Anmerkung steht es umgekehrt zu lesen“<sup>37</sup>. „In Anbetracht des weithin kanonischen Ansehens von Holls Lutherdarstellung ist es erforderlich, an entscheidenden Punkten seine Belege der Reihe nach zu untersuchen, die sachlichen Kürzungen aufzuzeigen und die falschen Folgerungen abzuwehren“<sup>38</sup>. „Die durchgesprochenen Zitate – mehr gibt Holl nicht an seiner zentralen Stelle: er wiederholt sogar sein Hauptzitat 5/171.11 ff. schon auf der übernächsten Seite noch einmal – machen also die These, daß sich Luther ‚immer (!) in seiner Todesnot‘ an die Forderung des 1. Gebotes und nicht an Christus habe klammern und dadurch retten können und müssen, geradezu unfaßlich.“<sup>39</sup> „Was für Luther offensichtlich das Entsetzlichste und sündig Verkehrteste ist, meint H. allen Ernstes als den innersten Kern seiner Frömmigkeit ausgeben zu können!“<sup>40</sup>

Im Oktober erschien dieser Aufsatz. Schon am 7. November war die ausführliche Erwiderung Heinrich Bornkamms darauf an Carl Stange abgegangen, den Herausgeber der Zeitschrift für Systematische Theologie – und erschien dort sofort<sup>41</sup>, wenigstens nimmt Lietzmann in der Erklärung darauf Bezug, die er im Dezember zusammen mit einem geharnischten Brief an Karl Ludwig Schmidt sendet. Der Aufsatz fordere eine

<sup>35</sup> 6, 1927, 269–281.

<sup>36</sup> Sp. 271.

<sup>37</sup> Sp. 275.

<sup>38</sup> Sp. 277 f.

<sup>39</sup> Sp. 279.

<sup>40</sup> Sp. 281, dies der Schlußsatz des Aufsatzes von Müller.

<sup>41</sup> Christus und das 1. Gebot in der Anfechtung bei Luther, 5, 1928 (Heft 3), S. 453–477.

Erwiderung, heißt es hier, und zwar „nicht um seines eigenen Wertes willen: denn jeder Sachkundige sieht, daß der jugendliche Verfasser auf den 12 engbedruckten Spalten unter Aufbietung eines großen Apparates nur den Nachweis liefert, daß er einstweilen noch nicht imstande ist, weder Luther noch Holl zu verstehen.“ „Man soll die Jugend lehren, daß sie in ihrem Herzen Ehrfurcht hegt gegen die Großen in der Wissenschaft, die ihr vorangegangen sind und daß sie auch im Widerspruch diesem Gefühl Raum und Ausdruck gibt. Dann wird uns künftig ein so beschämendes Schauspiel erspart bleiben“, so der Satzesatz der Erklärung, die in ihrer Heftigkeit zeigt, wie sehr Lietzmann sich selbst in dem Angriff auf Holl getroffen fühlte. Karl Ludwig Schmidt lehnte den Abdruck der Erwiderung ab, entsprechend der Haltung, die er Carl Stange gegenüber eingenommen hatte, der sogleich nach dem Erscheinen des Aufsatzes von Müller beschwichtigend eingreifen versucht hatte. Ein gereizter Briefwechsel schloß sich an, ohne daß die Situation dadurch geändert worden wäre<sup>42</sup>. Daraufhin sandte Lietzmann seine Erklärung an Emanuel Hirsch zur Veröffentlichung in der von diesem herausgegebenen Theologischen Literaturzeitung. Hirsch war auch sogleich dazu bereit; jetzt machte aber der Verlag Hinrichs Schwierigkeiten, bei dem beide Zeitschriften erschienen, wahrscheinlich weil er voraussah, daß die Veröffentlichung der Erwiderung nicht ohne Gegenantwort bleiben würde und es so zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Organen seines Verlages kommen würde. Er schaltete Harnack ein, dessen – anscheinend salomonisches – Urteil lautete:

„Die starke persönliche Empfindsamkeit Holls gegenüber jeder ihn betreffenden Polemik haben Freunde und Schüler von ihm übernommen; es liegt in dieser Übernahme eine gewisse dankbare Ritterlichkeit: die Polemik soll auch nach dem Tode des Meisters so geführt werden, als führe er sie selbst! Das muß man bis zu einem gewissen Grade hinnehmen, so unbequem und für die wissenschaftliche Diskussion belastend und schädlich das ist.“

Hirsch solle noch einmal mit Lietzmann reden, um wenigstens eine Milderung des letzten Satzes zu erreichen, der Abdruck der Erklärung könne Lietzmann jedoch nicht verwehrt werden, da er Mitglied des Beirates der Literaturzeitung sei<sup>43</sup>. Daraufhin gab der Verlag Hinrichs nach, zumal die Auseinandersetzung zwischen ihm und Hirsch sich heftig zugespitzt und Hirsch bereits mit dem Rücktritt von der Schriftleitung gedroht hatte. Aber die Situation hatte sich inzwischen gewandelt. Hirsch hatte Harnack besucht, wobei sich herausgestellt hatte, daß dieser keineswegs so über den Dingen schwebte, wie es nach dem Brief an den Verlag schien, sondern daß er vielmehr den Artikel Müllers noch vor der Drucklegung gekannt und gebilligt hatte. Ebenso hatte sich gezeigt, daß er sich sehr viel stärker von Holls Lutherauffassung distanzierte, als man bis dahin annehmen konnte, und überhaupt in innerer Opposition zur Dominanz der Holl-Schule stand – sofern der Brief Hirschs an Lietzmann<sup>44</sup> den Tatbestand vollständig wiedergibt – Hirsch hatte ja Partei ergriffen, und zwar mit der ihm eigenen Radikalität, die ihm leicht den klaren Blick trübte. Sein Urteil über Harnack: „das ist eine Ruine, das ist ein Mann von nur halber oder drittel Verantwortung“, dem man deshalb vieles nachsehen müsse, könnte diesen Verdacht stützen. Lietzmann zog schließlich seine Forderung nach Abdruck der Erklärung zurück, offiziell wahrscheinlich unter Berufung auf Bornkamms gedruckte Entgegnung, tatsächlich aber doch wohl um Harnacks willen – andererseits merkt man auch Harnack die große Erleichterung über den einigermaßen friedlichen Ausgang der Angelegenheit an<sup>45</sup>.

Das Verhalten Lietzmanns wie die Äußerungen Harnacks über ihn zeigen die gegenseitige Rücksichtnahme aufeinander und das Bemühen, das kollegiale Ver-

<sup>42</sup> Vgl. daraus Brief Nr. 608.

<sup>43</sup> Den vollständigen Brief vgl. Nr. 610.

<sup>44</sup> Nr. 611.

<sup>45</sup> Brief Nr. 612 an Hirsch, mit welchem die erhaltene Korrespondenz zur Frage schließt.

hältnis zueinander möglichst wenig zu belasten<sup>46</sup>. Im letzten Absatz seiner Autobiographie hatte Lietzmann von dem „großen Gelehrten und gütigen Menschen“ gesprochen, der die Stelle, an der Lietzmann jetzt in Berlin stehe, „mit seinem Namen gezeichnet“ habe, schon deshalb lege sie ihm „eine schwere Pflichtenlast auf die Schultern“<sup>47</sup>. Dieser Satz charakterisiert alles in allem Lietzmanns Verhältnis zu seinem Vorgänger. Auch ihm hat er in der Akademie die Gedenkrede gehalten<sup>48</sup>, von ihr ist auszugehen, wenn man Lietzmanns Beurteilung Harnacks erfahren will, nicht von seinen mehrfachen Verlautbarungen für die Öffentlichkeit<sup>49</sup>. Hier wird ausschließlich vom Gelehrten Harnack gesprochen; vom Generaldirektor der Berliner Staatsbibliothek, vom Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und dem mannigfachen Wirken Harnacks in der Öffentlichkeit ist nur leicht andeutend die Rede:

„Harnacks Lebenswerk ist vollendet: es ist zu seinem naturgemäßen Abschluß gekommen und steht als ein Ganzes vor uns, es will und kann als solches gewürdigt werden, und die unvergleichliche Universalität seines Geistes läßt eine Fülle von Betrachtungsmöglichkeiten zu. Aber seinem tiefsten Wesen nach war Harnack Gelehrter, war er historisch arbeitender Forscher auf dem Gebiete der Kirchengeschichte, und aus diesem unerschöpflichen Born sind alle die zahlreichen Wasserläufe entsprungen, die so viele fruchtbare Felder in Wissenschaft und Leben getränkt haben.“<sup>50</sup>

Mit der Beschränkung auf die Mitte des Wirkens Harnacks, zumal vor der Akademie, hat Lietzmann sicher recht getan. Er geht dabei von der „fast verwirrenden Vielfältigkeit“ aus, die das literarische Werk Harnacks kennzeichne. Drei Typen von Gelehrten gebe es: die einen (wie Eduard Meyer, Hauck und Karl Müller) schrieben ein großes Werk, im Vergleich zu dem sich alle ihre anderen Arbeiten wie Vorstudien, Ergänzungen und Weiterführungen ausnahmen. Der zweite Typ werde von Männern wie Ranke, Karl Hase und Ferdinand Christian Baur repräsentiert: „sie stellen große zusammenfassende Werke in gleicher Reihe nebeneinander, ohne daß die spezielleren Arbeiten ihren inneren Sinn erst durch den Bezug auf die allgemeinen erhalten“<sup>51</sup>. Harnack gehöre wie Mommsen und Duchesne zum dritten Typ, wo zwar ein scheinbar dominierendes Werk (wie die „Römische Geschichte“ und die „Histoire ancienne de l'église“) vorliege, „wo aber die Menge und Bedeutsamkeit der spezielleren Arbeiten so gewaltig über diese teils vorläufigen teils skizzenhaften Zusammenfassungen hinausgeht, daß auf ihnen das Schwergewicht der Lebensleistung ruht“<sup>52</sup>. Denn Harnacks Lebenswerk bestehe „aus einer fast unübersehbaren Menge von Monographien und Spezialarbeiten“. Die Dogmengeschichte gleiche zwar einer Zusammenfassung, werde aber von sachkundigen Kritikern nicht ohne Grund als gewaltige Monographie bezeichnet.

Das ist das eine, was Lietzmann zur Charakteristik Harnacks sagt<sup>53</sup>. Das andere geht auf Form und Anlage der Arbeiten Harnacks. Zwar sei er ein glänzender Erzähler ge-

<sup>46</sup> Vgl. z. B. den Brief Harnacks vom 30. 12. 1927, Nr. 610, sowie den Bericht Hirschs über das Gespräch mit ihm, Nr. 611, vgl. auch den Brief Weinels Nr. 624.

<sup>47</sup> S. 117.

<sup>48</sup> Bibliogr. Nr. 350, Kl. Schriften III, 302–315.

<sup>49</sup> Vgl. Bibliogr. Nr. 273, 333 a, 334, 335.

<sup>50</sup> S. 303.

<sup>51</sup> Ebda.

<sup>52</sup> Ebda.

<sup>53</sup> Die von ihm gestellte Frage, ob dieses Werk nur „als Konglomerat oder als Organismus zu werten ist, mit anderen Worten, ob es eine innere Einheit besitzt“, hat praktisch rhetorischen Charakter, die ganze Rede ist vielmehr auf den Nachweis der inneren Einheit gerichtet, in die Lietzmann selbst die umfangreiche Darstellung der Geschichte der Berliner Akademie einzubeziehen weiß.

wesen und beherrschte eine überaus plastische Bildersprache. Davon habe er in seine literarischen Arbeiten jedoch nichts einfließen lassen, wie er überhaupt die „Biographie“ von der „Geschichte“ trenne, wobei er der ersten mit weitgehender Skepsis gegenüber-trete: „Sein Wissensdrang ging grundsätzlich nicht auf die Einzelheiten des Geschehens, sondern suchte nach den die Menschheit umtreibenden Kräften, deren Ineinanderwirken die Geschichte erzeugt: ihre Richtung und ihre Stärke galt es für ihn zu ergründen“<sup>54</sup>.

Harnack hat nach Lietzmann „die Geschichte des Christentums als Untersuchung seiner Institutionen betrieben. Sein Bemühen gilt dem Dogma in seiner Erscheinung als formuliertes Bekenntnis, als Schriftkanon, als Hierarchie“<sup>55</sup>. Dabei beschränkt er sich auf die Zeit vor Konstantin, die Entwicklung der Kirche bis 312: „Für die späteren Perioden finden wir wohl einzelne Studien von hohem Wert, aber sie tragen durchaus den Charakter der gelegentlichen Produktion“<sup>56</sup>. Die Institutionen, die sich erst nach Nicäa voll ausbilden: Liturgie, kanonisches Kirchenrecht, Papsttum, Konzile usw. sind von ihm nicht eingehend untersucht worden. Auch die „Geschichte der altchristlichen Literatur“ und das zweibändige Werk über „Mission und Ausbreitung des Christentums“ weiß Lietzmann hier einzufügen, beide werden als Vorarbeiten, gleichzeitig aber auch als Bilanz über die Geschichte der ersten Jahrhunderte aufgefaßt. Dennoch hat eben derselbe Harnack eine Biographie geschrieben, die über Marcion, und im Vorwort dazu mit Nachdruck weitere Biographien gefordert. Lietzmann zitiert den betreffenden Satz mit Betonung; er kann nur wiederholt werden, denn er gilt unverändert:

„Videant consules! Es ist eine Ehrenpflicht der jüngeren und der kommenden Generation von Kirchenhistorikern, daß sie ihren Dank für die Texte und Vorarbeiten, die ihr bereitgestellt worden sind, in biographischen Monographien abstattet. Bleiben sie aus, so wird die Geschichtsschreibung der alten Kirche im nächsten Menschenalter verkümmern.“<sup>57</sup>

Sieht man aber genauer zu, werden hier nicht Biographien, sondern biographische *Monographien* gefordert, so wie das Buch über Marcion mehr Monographie als Biographie ist, welche die von Marcion ausgehenden Wirkungen bzw. die von ihm vertretenen Anliegen in den Zusammenhang der gesamten Kirchengeschichte hineinstellt. Von Harnacks „Wesen des Christentums“ hat Lietzmann gesagt, es strahle den Abendglanz jenes herrlichen Sonntages zurück, „den Gott als 19. Jahrhundert über unserem deutschen Volke hat auf- und untergehen lassen“<sup>58</sup>. Vielleicht hätte er auch für das Phänomen Harnack als solches diese Charakteristik gebraucht<sup>59</sup>.

Noch einem dritten Kollegen der Berliner Fakultät hat Lietzmann die feierliche Gedächtnisrede gehalten<sup>60</sup>, Adolf Deißmann<sup>61</sup>. Sie ist wieder von anderer Art: Harnack starb nach vollbrachtem Lebenswerk, Holl wurde mitten von der Höhe

<sup>54</sup> S. 305.

<sup>55</sup> S. 306.

<sup>56</sup> S. 308.

<sup>57</sup> S. 311.

<sup>58</sup> S. 313.

<sup>59</sup> Das Briefecho auf die Rede ist besonders interessant. Mehr formal sind Nr. 672 (Dobschütz) und 671 (Jülicher), z. T. sehr aufschlußreich dagegen Nr. 716 (G. Krüger), 717 (Burdach), 718 (O. Dibelius), 719 (K. Müller), 722 (W. Bauer), 727 (E. Littmann). Den Dank der Familie vgl. Nr. 705.

<sup>60</sup> Auf die mannigfachen Nachrufe, die Lietzmann sonst noch für Gelehrte der verschiedenen Disziplinen verfaßt hat: Wrede (Bibliogr. Nr. 48), Gerhard Loeschke (Bibliogr. Nr. 110), Sudhaus (Bibliogr. Nr. 180), R. Wunsch (Bibliogr. Nr. 181), F. C. Burkitt (Bibliogr. Nr. 413), Theodor Wiegand (Bibliogr. Nr. 440), Wilhelm Kroll (Bibliogr. Nr. 463), Eduard Schwartz (Bibliogr. Nr. 477), wozu dann noch die Gedenk-artikel in den Tageszeitungen kommen, kann hier verständlicherweise nicht eingegangen werden.

<sup>61</sup> Bibliogr. Nr. 428 und 434, Kl. Schriften III, 316–324.

des Schaffens abberufen, bei Deißmann war die wissenschaftliche Leistung im eigentlichen Sinne schon 25 Jahre vor seinem Tode abgebrochen.

Lietzmann sagt das auch mit dürren Worten: „Mit dem Beginn des Weltkrieges schließt Deißmanns wissenschaftlich produktive Periode“<sup>62</sup>. Als Deißmann 1908 nach Berlin berufen wurde, gehörte er zu den führenden Gelehrten seines Faches. In seinen „Bibelstudien“ (1885) und „Neuen Bibelstudien“ (1905) hatte er die Sprache der griechischen Bibel analysiert und ihr zum ersten Mal – und zwar für alle folgenden Generationen – einen eigenständigen Platz erobert. Sein „Licht vom Osten“ (1908) warf wahrlich Licht auf die neutestamentliche Zeitgeschichte, und das weit über die Fachkreise hinaus (trotz seiner Stoffülle und seines zunächst trocken scheinenden Charakters hat das Buch bis 1923 vier Auflagen erlebt). Sein Paulusbuch<sup>63</sup> fand jedoch geteilte Aufnahme; Deißmann hat die ätzende Kritik Eduard Schwartz' daran nie verwinden können (vgl. den Epilog in der 2. Auflage von 1925). Interessant Lietzmanns Urteil darüber: „Dieser Paulus ist ein Idealbild von Deißmannischer Form und Innerlichkeit. Darin beruht, wissenschaftlich geurteilt, die Schwäche, religiös gesprochen aber die ungeheure Stärke dieses Buches, dessen Einwirkung auf die Christenheit sehr viel größer ist als die mancher strenger und gelehrter ausgearbeiteten Paulusmonographie.“<sup>64</sup>

Mit dem 1. Weltkrieg beginnt für Deißmann dann „die neue Periode der ‚Praxis‘“<sup>65</sup>. Seine „Evangelischen Wochenbriefe“ wandten sich in deutscher und englischer Sprache an die Christen in aller Welt und versuchten, den deutschen Standpunkt zur Geltung zu bringen oder doch wenigstens zu verteidigen. Nach Kriegsende wurde er alsbald einer der führenden Männer der ökumenischen Bewegung, der unermüdliche Rufer nach der *Una Sancta*. „Sein Name war in der ganzen Welt bekannt und weithin galt er als der vornehmste Repräsentant deutscher Theologie,“<sup>66</sup> stellt Lietzmann fest, der seine Würdigung Deißmanns dahin zusammenfaßt: „Sein durch wissenschaftliche Leistungen auf eine weithin sichtbare Höhe gehobenes Leben ist zu einer in aller Welt wirkenden Predigt des Evangeliums Christi geworden, nicht durch kluge Reden und feine Weisheit, sondern durch die sichtbare Darstellung seiner Persönlichkeit als eines Mannes, der wahrhaft in Jesu Christo war“<sup>67</sup> („Die neutestamentliche Formel ‚in Jesu Christo‘“ hieß Deißmanns erste Veröffentlichung).

Wahrscheinlich hätte Deißmann gut daran getan, die Bischofswürde anzunehmen, die ihm 1922 die Landeskirche von Hessen-Nassau anbot<sup>68</sup>. Er schlug sie aus und bedachte nicht, daß die akademische Lehrtätigkeit von Auszehrung bedroht ist, wenn sie nicht von ständiger Forschung und produktiver Beteiligung am Fortschritt der Disziplin begleitet ist. Schon die Berichte, welche H. Bornkamm 1921 über sein Studium in Berlin an Lietzmann sandte<sup>69</sup>, sind in bezug auf Deißmann deutlich genug (sie geben ein anschauliches Bild von der Situation der Fakultät, welches die hier gegebene notwendigermaßen kurze Skizze farbig auffüllt), je mehr die Zeit fortschritt, umso mehr wurde Deißmann<sup>70</sup> zum –

<sup>62</sup> S. 321.

<sup>63</sup> Paulus. Eine kultur- und religionsgeschichtliche Skizze, Tübingen 1911.

<sup>64</sup> S. 321.

<sup>65</sup> S. 322.

<sup>66</sup> S. 323.

<sup>67</sup> S. 324.

<sup>68</sup> Vgl. seine Autobiographie S. 73 (Die Religionswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Bd. 1, 1925).

<sup>69</sup> Brief Nr. 471 u. 476, sie bekamen dadurch, daß Frau Lietzmann sie an Holl weitergab (vgl. Brief Nr. 477) eine besondere Bedeutung, auch für H. Bornkamm selbst.

<sup>70</sup> Vgl. auch Lietzmanns Bemerkungen über ihn, Brief Nr. 818.

durchaus verehrungswürdigen und verehrten – Denkmal seiner selbst, aber eben zum Denkmal, dementsprechend geringer wurde seine wissenschaftliche Ausstrahlung.

### *Die Berliner Akademie*

Schon zwei Jahre nach seinem Berliner Amtsantritt wurde Lietzmann zum Mitglied der Kirchenväterkommission gewählt<sup>1</sup> (nur wenige Jahre verstrichen bis zur Übernahme des Vorsitzes der Kirchenväterkommission, auf die Harnack ihn von Anfang an durch Heranziehung zu allen wichtigen Entscheidungen planmäßig vorbereitete). 1927 folgte, offensichtlich in Nachfolge Holls, seine Wahl zum Mitglied der Akademie selbst<sup>2</sup>. Zu einer ganzen Reihe ihrer Mitglieder stand Lietzmann, z. T. seit langer Zeit, in enger Beziehung. Seine Wirksamkeit an der Berliner Universität hatte diesen Kreis noch erheblich ausgedehnt – dem Dozentenzimmer der Universität kam damals noch die Funktion einer wirklichen Stätte der Begegnung wie des persönlichen und wissenschaftlichen Austausches zu. Dennoch begann mit dem Eintritt in die Akademie für ihn etwas Neues, denn hier sah er sich in den seinen universellen Interessen gemäßen Rahmen hineingestellt. Die regelmäßige Begegnung (zweimal im Monat) mit führenden Vertretern aller wissenschaftlichen Disziplinen, der persönliche Kontakt wie die wissenschaftliche Diskussion nach den Akademievorträgen (welch glänzende Namen hatte damals z. B. die Berliner Philosophische Fakultät aufzuweisen!) haben gerade für Lietzmann Außerordentliches bedeutet. Die zynische Definition, daß eine Akademie vor allem dazu da sei, die zu ärgern, die ihr nicht angehörten, galt zwar damals auch schon (Lietzmann war, neben dem Emeritus Harnack, das einzige Mitglied aus den Reihen der Berliner Theologischen Fakultät, Harnack starb 1930, erst 1938 kam dann Bertholet dazu), aber in sehr viel geringerem Maß als heute, wo der Wirkungsradius der Akademien, nicht ohne deren eigene Schuld, sehr viel eingengter ist – man vergleiche sie beispielsweise nur mit der Berliner Akademie von damals und deren wissenschaftlichen Unternehmungen, sowohl was Zahl wie Effizienz anbetrifft. Wer in die Berliner Akademie berufen wurde, wurde in der Erwartung gewählt, daß er seine Kraft in den Dienst dieser Gemeinschaftsunternehmungen stellen werde und daß er darüber hinaus durch seine eigene Arbeit, d. h. seine Publikationen in den Schriftenreihen der Akademie, deren Ruhm mehren helfe. So werden die Sitzungsberichte der Akademie für Lietzmann seit 1927 beinahe zum wichtigsten Publikationsort. Hier trug er vor, was er zu wichtigen aktuellen Fragen zu sagen hatte, hier veröffentlichte er, was ihm aus den Vorarbeiten zu seiner Geschichte der alten Kirche einer speziellen Behandlung vor der Öffentlichkeit bedürftig erschien<sup>3</sup>. Manche dieser Vorträge, wie der über die Mandäer, Petrus in Rom, den Prozeß

<sup>1</sup> Brief Nr. 552.

<sup>2</sup> Die Antrittsrede Lietzmans und die Erwiderung des Sekretars Lüders Kl. Schriften III, 369–373.

<sup>3</sup> Die Akademievorträge erschienen zwar gesammelt in den Sitzungsberichten, aber gleichzeitig auch als Sonderdruck im Buchhandel.

Jesu, den Glauben Konstantins, bedeuteten damals eine – mindestens wissenschaftliche, im Falle des Vortrags über den Prozeß Jesu auch eine öffentliche – Sensation, alle gehören zu den Glanzstücken der Produktion Lietzmanns und haben die Erforschung der Geschichte des Christentums in den frühen Jahrhunderten entscheidend gefördert. Ein zusammengefaßter Bericht darüber scheint für eine Generation, bei der man lediglich die Kenntnis der vier Bände von Lietzmanns Kirchengeschichte voraussetzen kann, unbedingt erforderlich, wenn ihr ein einigermaßen vollständiges Bild von Lietzmanns Persönlichkeit und Arbeit gegeben werden soll.

Mit einer Diskussion des „Problems der Spätantike“ stellte Lietzmann sich der Akademie (anschließend an seine Antrittsrede) 1927 vor<sup>4</sup>. Das Thema hätte auch lauten können: Das Problem der spätantiken Kunst, denn mehr als die Hälfte des Vortrags ist diesem, an Hand des Reliefschmucks des Konstantinsbogens behandelten, Thema gewidmet (seine Wahl dürfte nicht zufällig gewesen sein: weder Harnack noch Holl – noch die Vertreter der Archäologie in der Akademie – hätten es behandeln können, Lietzmann erschloß demonstrativ ein neues Arbeitsgebiet).

Der Konstantinsbogen wurde dem über Maxentius siegreichen Konstantin anläßlich seines 10. Regierungsjubiläums 315 errichtet. Dabei verwandte man Reliefs aus trajanischer Zeit, von denen zwei in ihrem Gegenstand den für den Bogen neu erstellten genau parallel waren, also die beste Grundlage für eine Stilvergleichung boten. Die Komposition, die Unterschiede in der plastischen Technik, die perspektivischen Besonderheiten und was Lietzmann hier sonst noch behandelt, braucht nicht berichtet zu werden, so wichtig manches ist, was er hier (z. B. zum Problem der Perspektive) ausführt. In die kunstgeschichtlichen Betrachtungen ist eine Behandlung der Entwicklung der Sprache, der Literatur und der Religion in jener Zeit eingebettet, von denen jede einzelne schon ein Kabinettstück darstellt, ihre Zusammenfassung zu einem einheitlichen Ganzen erhebt den Vortrag zum Meisterwerk. Es stellt sich heraus, daß „die Entwicklung der Kunst ein völliges Analogon zu der Geschichte der Sprache und der Religion bildet, sich also harmonisch in das Gesamtbild der antiken Kulturgeschichte einordnet“<sup>5</sup>. Dabei ergibt sich „die Religion als die stärkste der wirkenden Mächte... sie bringt der Sprache in Prosa und Dichtung neue Formen. Auch für die Entwicklung der Kunst ist sie seit dem 4. Jahrhundert für mehr als ein Jahrtausend die entscheidende Macht geworden. So erscheint der Sieg des Christentums in der antiken Kulturwelt als der innerlich notwendige Abschluß des weltgeschichtlichen Dramas“<sup>6</sup>.

Dies – stark zusammenfassende – Referat muß hier genügen, wer die Argumentation im einzelnen kennenlernen möchte, welche die volle Beherrschung der kunst-, sprach- und literaturgeschichtlichen Voraussetzungen jener Zeit zeigt, sei auf die Lektüre des Originals verwiesen.

1928 und 1929 schweigt Lietzmann, er war nach dem Turnus, welcher die Akademievorträge beherrschte, nicht „dran“ (1927 hatte er ja neben den Betrachtungen über die Spätantike die Gedächtnisrede auf Karl Holl vorgetragen). Aber 1930 meldet er sich gleich dreimal zu Wort. Seine Abhandlung „Zur Entstehungs-

<sup>4</sup> Bibliogr. Nr. 291, Kl. Schriften I, 3–24.

<sup>5</sup> S. 24.

<sup>6</sup> Ebda.

geschichte der Briefsammlung Augustins“ ist bereits erwähnt<sup>7</sup>. Daneben stehen Lietzmanns „Zwei Notizen zu Paulus“<sup>8</sup> und sein „Beitrag zur Mandäerfrage“. Die Paulus-Studien betreffen zunächst den „Anfang des ersten Korintherbriefes“.

Hier geht es darum, ob in 1. Kor. 1, 1-3 „mit den Korinthern als nächstliegenden Adressaten die gesamte Christenheit zusammengefaßt wird“, so wie es schon Chrysostomus formuliert hat. In der Gegenwart habe man – ihn, Lietzmann selbst, eingeschlossen – angefangen, „den ökumenischen Sinn der Formel abzuschwächen oder ganz zu leugnen“<sup>9</sup> oder ihre Einfügung durch einen Redaktor anzunehmen, welcher dem an die Spitze der entstehenden Sammlung der Paulusbriefe gestellten 1. Korintherbrief eine Bedeutung für die ganze Kirche geben wollte. Inschriften auf dem Türsturz zu Eingängen von Synagogen bewiesen jedoch, daß die beanstandete „ökumenische“ Formel in 1. Kor. 1, 2 aus der Segensformel der jüdischen Synagoge hervorgegangen und von Paulus nur christianisiert worden sei: sie „bezieht in formelhafter Plerophorie die Glaubensgenossen an allen Orten in den Gnaden- und Segenswunsch ein, der hier aus besonderem Anlaß den Korinthern gespendet wird.“<sup>10</sup>

Diese Studie betrifft eine exegetische Einzelfrage. Die andere<sup>11</sup> reicht sehr viel weiter und würde das Gesamtbild der Frühgeschichte des Christentums verändern, wenn sie sich allgemein durchsetzte.

Lietzmann zieht hier die volle Konsequenz aus der Bezeichnung des Petrus als Judenmissionar, wie sie Paulus Gal. 2, 7 vornimmt, wo er Petrus zu sich selbst, dem Heidenmissionar, in Parallele stellt. In Antiochien kam es, unter dem Einfluß des Jakobus, zwischen beiden zum Konflikt: Petrus, der sich bisher dem heidenchristlichen Charakter der Gemeinde eingefügt, also auch an deren nicht das jüdische Ritualgesetz beobachtenden Mahlzeiten beteiligt hatte, wagt das nach dem Eintreffen von Sendboten des Jakobus nicht fortzusetzen. Er schließt sich der judenchristlichen Gemeinschaft an und verlangt von den Heidenchristen die Beobachtung der Ritualvorschriften. Daraufhin kommt es zu dem Zusammenstoß zwischen Paulus und Petrus vor versammelter Gemeinde, wie ihn Paulus im Galaterbrief berichtet – nicht ohne Grund, denn auch die Gemeinden, an die der Brief gerichtet ist, sind von derselben Gefahr bedroht wie Antiochien. Der Zusammenstoß dort hatte zum Bruch zwischen Petrus und Paulus geführt, Petrus ist fortan bemüht, die gesetzessfreien Gemeinden des Paulus zum engen Anschluß an Jerusalem und dessen Beobachtung des Zeremonialgesetzes zu bringen. Seine Wirksamkeit hat Erfolg gehabt – von Jakobus und Jerusalem aus gesehen –, das Heidenchristentum in Galatien ist schwer gefährdet. Wenn man den Galaterbrief unter der Voraussetzung einer Wirksamkeit des Petrus liest, bekommen das ganze Kapitel 2, aber auch andere Stellen (z. B. 5, 10) einen ganz anderen Klang. In Korinth gibt es eine Petruspartei, nichts liegt näher, als daß sie wie die des Apollos das Resultat persönlicher Wirksamkeit des Petrus in dieser Stadt darstellt. 1. Kor. 9, 5, insbesondere 2. Kor. 10, 12-18; 11, 1-29, 12, 11-13 rücken dadurch in ein anderes Licht. Daß Petrus in Rom gewirkt hat, ist ein Faktum. Was aber kann ihn nach Rom gebracht haben, wenn nicht seine missionarische Aufgabe? Auch hier gab es eine heidenchristliche Gemeinde, diesmal nicht paulinischer, sondern antiochenischer Provenienz. Wenn Petrus bereits in Rom wirkte, verstehen wir Inhalt und Anlage des Römerbriefes sehr viel besser. Denn Paulus schreibt (Röm. 1, 6) eindeutig an eine heidenchristliche Gemeinde, weshalb erörtert er dann das Verhältnis von Glaube und Werken, die Bedeutung des Gesetzes,

<sup>7</sup> Vgl. o. S. 58.

<sup>8</sup> Bibliogr. Nr. 331, Kl. Schriften II, 284-291.

<sup>9</sup> S. 285.

<sup>10</sup> S. 286.

<sup>11</sup> S. 287-291.

die Verwerfung des Volkes Israel u. a. m.? Der Römerbrief ist nur zu verstehen, wenn man eine ähnliche Situation voraussetzt wie die hinter dem Galaterbrief stehende. Der Unterschied des Tones ergibt sich daraus, daß Paulus dort um die Fortexistenz der von ihm gegründeten Gemeinden kämpft, die er als seiner Autorität unterstellt ansieht, die römische Gemeinde dagegen stellt eine fremde Gründung dar: „da gilt es, ruhig und ohne Animosität, auch ohne offene Polemik, den Standpunkt der Gesetzesfreiheit positiv zu begründen und gegen Mißdeutung zu verteidigen; und eben das charakterisiert den Römerbrief nach Form und Inhalt.“<sup>12</sup> Röm. 15, 20 und 15, 26, aber auch das ganze Kapitel 16 als direkte Anrede an alle Paulus bekannten Mitglieder der römischen Gemeinde, bekommen von hier aus schärfere Konturen. Daß Petrus selbst im Brief nicht genannt wird, ja nicht genannt werden kann, versteht sich.

Am Schluß seines Aufsatzes äußert Lietzmann – allerdings nur in Frageform – sogar die Vermutung, daß möglicherweise in Rom damals mehrere christliche Gemeinden bestanden hätten, in der judenchristlichen Gemeinde habe Petrus, in der heidenchristlichen Paulus gewirkt (denn eine Einheit zwischen einer die Beobachtung des Zeremonialgesetzes fordernden judenchristlichen Gemeinde und einer gesetzessfreien war nicht erreichbar; sie mußte schon an der Tischgemeinschaft scheitern, ohne die eine Feier des Abendmahls damals nicht möglich war).

Man wird angesichts dessen wahrlich nicht sagen können, daß Lietzmann nicht hypothesenfreudig gewesen sei – wie es angesichts seiner Bestreitung der Mandäerhypothese, von der gleich zu berichten ist, leicht scheinen könnte. Das Echo war unterschiedlich. Harnack schrieb auf den „Doppel-Paulus“, wie er ihn bezeichnet: „Nr. 1 ist mir völlig einleuchtend, Nr. 2 nicht unwahrscheinlich“<sup>13</sup> (obwohl „Nr. 1“ auch gegen ihn gerichtet war), Campenhausen verteilt die Akzente genau umgekehrt: das erste Stück habe ihm „durchaus eingeleuchtet“, aber: „Das zweite Stück habe ich mit ganz besonderem Interesse gelesen. Seine Lösung des Römerbriefrätsels scheint mir so glänzend, daß ich nur staune, daß noch niemand früher auf dieses Kolumbusei verfallen ist. Vielleicht wird von hier aus auch der Schluß der Apostelgeschichte noch verständlicher“<sup>14</sup>. Hirsch widersprach<sup>15</sup>, die Mehrzahl schwieg bzw. ging, insbesondere über Lietzmanns Petrushypothese, zur Tagesordnung über.

Ganz anders erging es Lietzmanns Akademievortrag „Ein Beitrag zur Mandäerfrage“<sup>16</sup>. Er ließ an Wirkung in der gelehrten Welt nichts zu wünschen übrig – und zwar bis auf den heutigen Tag. Die damalige Situation (von der schon kurz gesprochen wurde, vgl. o. S. 60) wird am besten mit Lietzmanns einleitenden Worten charakterisiert:

„Der Zusammenhang der Mandäer und ihrer heiligen Schriften mit dem Jüngerkreise Johannes des Täufers gilt heute weithin als ausgemachte Sache, und die religionsgeschichtliche Forschung ist eifrig bemüht, die Verbindungsfäden aufzuweisen, die von den Johannesjüngern zu den Jüngern Jesu führten. So hofft man neues wertvolles Material zum Verständnis der Genesis des Urchristentums gefunden zu haben, und R. Bultmann hat kühn bereits die letzten Perspektiven skizziert: Jesus war Schüler des Johannes, also mit mandäischen Gedankengängen wohl vertraut. Die Verwandtschaft des Johannesevangeliums mit mandäischen Quellen lehrt uns, daß der vierte Evangelist die geistige Art Jesu treuer wiedergibt als man bisher ahnen konnte, und daß das

<sup>12</sup> S. 290 f.

<sup>13</sup> Brief Nr. 664.

<sup>14</sup> Brief Nr. 666.

<sup>15</sup> Brief Nr. 665.

<sup>16</sup> Bibliogr. Nr. 333, Kl. Schriften I, 124–140.

schlichte Jesusbild der Synoptiker eine wohl durch Petrus veranlaßte judaisierende Rückbildung ist.“<sup>17</sup>

Dagegen setzt Lietzmann sogleich seine Gegenthese:

„Die Mandäer haben keinerlei Verbindung mit den Johannesjüngern; die uns erhaltenen Schriften sind ebenso wie ihre rituellen Gebräuche aufs stärkste durch das ausgebildete Kirchenchristentum beeinflusst. Als Zeugen einer Bewegung aus den Tagen des Urchristentums kommen sie in keiner Weise in Betracht.“<sup>18</sup>

Das wird dann im einzelnen nachgewiesen<sup>19</sup>: in den Liturgien der Mandäer kommt Johannes der Täufer überhaupt nicht vor, „das ist bereits ein entscheidendes Argument gegen die Herleitung der Mandäertaufe von der Johannaufgabe“. Im Ginza begegnet er zwar mehrfach, „aber alle diese Stellen erweisen sich als spät“ (daß im mandäischen Schrifttum die verschiedensten Schichten übereinandergelagert sind, war – wenigstens im Prinzip – allgemein anerkannt). Die erste Stelle steht mitten in einer Polemik gegen byzantinisches Christentum, Jesus wird als „Rhomäer“, d. h. Byzantiner, seine Anhänger werden als „Tonsurierte“, d. h. als Mönche bezeichnet. Die zweite Stelle berichtet die Taufe bzw. Nichttaufe Manda d’Haijës durch Johannes, der Bericht hängt von der Darstellung der Evangelien ab (nicht umgekehrt). Auch sonst wird neutestamentliches Material verwandt, aber in charakteristischer später Deformation. Das gilt auch für den Taufbericht, der die Kenntnis späterer syrischer christlicher Schriftsteller und deren legendäre Fortbildung verrät. So geht Lietzmann die einzelnen Stellen durch, was hier nicht wiederholt werden muß, immer mit dem Resultat, daß der Name und die Erzählungen von Johannes dem Täufer in die jüngste Schicht der mandäischen Literatur, d. h. in arabische Zeit gehören. Der mandäische Taufritus, den Lietzmann dann als nächstes untersucht, erweist sich ihm als „Nachbildung des Taufrituals der christlichen Syrer“, wahrscheinlich der Nestorianer. Der „heilige Tag“ der Mandäer, ihm gilt die dritte Untersuchungsreihe, ist der Sonntag, nicht der Sabbat, wie allgemein angenommen, auch er ist von den Christen übernommen. Lietzmann schließt:

„Wenn man dazu die andere Tatsache hält, daß die Beschwörungstexte der Tonschüsseln und die von Lidzbarski ins 4. Jahrhundert datierte Londoner Bleitafel trotz stärkster Berührungen mit den Buchttexten nicht nur von allem, was an Johannes erinnert, sondern von allem Christlichen schlechthin frei sind, so ergibt sich, in welcher Richtung die Lösung des religionsgeschichtlichen Problems zu suchen sein wird. Eine ältere orientalisches-agnostische Religion ist in späterer – vielleicht erst arabischer – Zeit von einem inhaltlich leer gewordenen nestorianischen Christentum in mehreren Anläufen durchsetzt und zu einer christlich-synkretistischen Gnosis umgebildet worden. Das mahnt zu vorsichtiger Analyse der Texte und verbietet die jetzt übliche kritiklose Verwertung aller ihrer Schichten zur Erklärung des Neuen Testaments unbedingt. Wir werden die Christianisierung einer orientalischen Gnosis, nicht gnostische Grundlagen des Urchristentums bei den Mandäern studieren können.“<sup>20</sup>

Charakteristisch ist die Doppelheit des Echos, das wir in der Lietzmann-Korrespondenz auf diesen Vortrag finden<sup>21</sup>. Der Orientalist – H. Duensing – stimmt mit Nachdruck zu<sup>22</sup>, der Theologe – W. Bauer – ist sehr viel reservierter<sup>23</sup>; tatsächlich enthält Bauers Kommentar zum Johannesevangelium in

<sup>17</sup> S. 124.

<sup>18</sup> S. 125.

<sup>19</sup> S. 125 ff.

<sup>20</sup> S. 139 f.

<sup>21</sup> Auf das öffentliche Echo kann hier nicht eingegangen werden, es entspricht dem, was wir in der Korrespondenz finden.

<sup>22</sup> Brief Nr. 774.

<sup>23</sup> Brief Nr. 789.

Lietzmanns Handbuch in seiner dritten Auflage von 1933<sup>24</sup> eine Fülle von mandäischem Material. Aber mit Lietzmanns Akademierede war doch ein Reif auf den Mandäer-Frühling gefallen, von dem sich dieser bis heute nicht erholt hat. Gewiß wird man sagen können, daß Lietzmanns Vortrag das Problem der Mandäer und ihres Schrifttums keineswegs erschöpfend behandelt (er bezeichnet ihn ja auch nur als „einen Beitrag“ dazu) und daß viele Aspekte, um von Einzelfragen zu schweigen, unbehandelt geblieben sind. Das alles kann man ihm vorhalten und hat es auch getan. Aber das ändert nichts an der Tragweite seiner Feststellungen. Lietzmann beschränkt sich gewissermaßen darauf, einige Schneisen durch den Urwald der Probleme zu schlagen und überläßt den Rest anderen. Auch hier waltet, wie schon bei seiner Behandlung des gregorianischen Sakramentars (vgl. o. S. 46 ff.), man kann es nicht anders bezeichnen, das Prinzip der genialen Vereinfachung.

Das gilt auch bis zu einem gewissen Grade für seinen nächsten Akademievortrag, den von 1931: „Der Prozeß Jesu“<sup>25</sup>, der nun nicht nur ein gewaltiges Echo in der gelehrten Welt, sondern auch in der Öffentlichkeit gefunden hat; charakteristisch dafür die umfangreiche Reaktion der Tagespresse, der deutschen wie der ausländischen<sup>26</sup>. Auch hier geht Lietzmann gradlinig auf sein Ziel zu, der Feststellung, wer nun den entscheidenden Schuldanteil am Tode Jesu habe: die Juden oder die römische Behörde – eine Frage, deren Beantwortung Jahrhunderte hindurch für das Judentum von existentieller Bedeutung war, denn immer wieder wurde seine Verfolgung damit begründet, die Juden seien die Christusmörder gewesen. Von daher rührt das öffentliche Aufsehen des Vortrages Lietzmanns her, von daher die immer erneute Behandlung seines Themas bis hin zum Fernsehen, das 1967 einen Film zum Gegenstand drehte, der zweimal (1967 und 1968) gesendet und für den sogar das Textbuch veröffentlicht wurde<sup>27</sup>. Schon das frühe Christentum hat Stellung gegen die Juden bezogen, am radikalsten Paulus, der 1. Thess. 2, 15 von den Juden sagt: „Die haben den Herrn Jesus getötet und die Propheten und haben uns verfolgt und gefallen Gott nicht und sind allen Menschen feind“. Aber auch bei den Evangelien ist, von Markus – dem frühesten – bis zu Johannes – dem letzten – deutlich das zunehmende Bemühen erkennbar, Pilatus, und mit ihm den römischen Staat, von der Schuld am Tode Jesu zu entlasten und die Juden damit zu belasten: beim Johannesevangelium wird von ihnen das Todesurteil durch den von der Unschuld Jesu überzeugten und um seine Freilassung bemühten Pilatus direkt erpreßt in Fortsetzung einer Tendenz,

<sup>24</sup> Die zweite Auflage war 1925 erschienen.

<sup>25</sup> Bibliogr. Nr. 352, Kl. Schriften II, 251–263.

<sup>26</sup> Eine sicher nicht vollständige Verzeichnung in Bibliogr. Nr. 353 a–m. Lietzmanns Stellungnahme zur Wiedergabe in der Presse vgl. Brief Nr. 761.

<sup>27</sup> Werner Koch, Zum Prozeß Jesu, mit Beiträgen von Josef Blinzler, Günter Klein, Paul Winter, Weiden 1967 (Arbeiten der Melanchthon-Akademie Köln 3). Die Lektüre dieses Textbuches ist hochinteressant, weil Winter („On the Trial of Jesus“, zuerst Berlin 1961 und verschiedene Aufsätze) wie Blinzler („Der Prozeß Jesu“, 4. Aufl. Regensburg 1969) Wesentliches zur modernen Diskussion des Gegenstandes beigetragen haben: Winter mit dem Endeffekt der Entlastung der Juden, Blinzler auf der konventionellen Linie, Klein vertritt beiden gegenüber die Position philologisch-historisch bestimmter Kritik in der Nachfolge Lietzmanns.

die sich ansatzweise schon im Markusevangelium findet und im Matthäusevangelium (27, 25 „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“) ihre kräftige Verstärkung erhält.

Lietzmann geht von der „poetischen Qualität“ der Darstellung der Leidensgeschichte Jesu aus, sie „gehört zu dem Gewaltigsten, was religiöse Dichtung je geschaffen hat“. Gerade deshalb wecke sie „bei dem prüfenden Historiker immer aufs neue den Zweifel, ob es wohl möglich sei, durch die Fülle der Gestaltungen hindurch zu dem Kern einer einfachen Berichterstattung zu gelangen, die uns zuverlässige geschichtliche Erkenntnis ermöglicht“<sup>28</sup>. Aber diese Skepsis scheint ihm unbegründet. Sein erstes Resultat lautet: „Für die Passionsgeschichte besitzen wir nur eine einzige primäre Quelle, das Markusevangelium. Alle übrigen Evangelisten fußen auf ihm, und ihre Varianten und Zusätze können nicht auf originale Sonderüberlieferungen zurückgeführt werden.“<sup>29</sup> Das ergibt sich Lietzmann aus einer sorgfältigen Vergleichung der Berichte: Matthäus folge getreu Markus und füge dem an Eigenem nur den Bericht über den Tod des Judas sowie andere – sämtlich legendarische – Einzelheiten hinzu. Auch Lukas habe keine andere Quelle, wenn das auch oft behauptet worden sei, er ändere nur „die ihm überlieferte Reihenfolge nach eigenem Ermessen“, „alle Schlüsse auf Sonderüberlieferung sind abwegig“; „was übrigbleibt, ist legendäre Weiterbildung des Markustextes im Sinne der frommen Erfassung der Passionsgeschichte durch die Gemeinde“<sup>30</sup>. Das Johannesevangelium besitze zwar eine „bessere Gesamtchronologie“, aber die rühre aus theologischen Überlegungen und nicht aus besseren eigenen Informationen her<sup>31</sup>.

Die Darstellung des Markusevangeliums sei in ihren vier ersten Perikopen – Weg zum Ölberg und Vorhersage der Verleugnung des Petrus bis zum Verhör vor dem Synedion und dem tatsächlichen Vollzug dieser Verleugnung (14, 26–72) durch ihre Bezugnahme auf die Person des Petrus zusammengehalten. Wenn die Darstellung auch „durchweg stilisiert“ sei, sei doch die Folgerung „unabweislich, daß wir es mit einem Bericht zu tun haben, der letztlich auf Petrus selbst zurückgeht und der schon darum alles geschichtliche Vertrauen verdient, weil die Gemeindephantasie ein solches Nachtgemälde von ihres Führers Schande sicher nicht erfunden hat.“<sup>32</sup> Natürlich sei der hier eingefügte Bericht über das Verhör Jesu vor dem Hohen Rat davon auszunehmen, er ist in ihn „wie ein Fremdkörper hineingesteckt worden“<sup>33</sup>. Und dieser Bericht, dessen Herkunft dunkel ist (von Petrus kann er nicht stammen), sei zusätzlich voller Lücken, Unklarheiten und Schwierigkeiten: Worin die Lästerung bestehen soll, derentwegen Jesus zum Tode verurteilt wird, sei z. B. völlig unverständlich, zumal wenn man die Vorschriften der Mischna berücksichtige. Außerdem hätte Jesus dann nach Lev. 24, 14 gesteinigt werden müssen, so wie Stephanus. Der Bericht vom Verfahren gegen Stephanus Apg. 6, 8–15 liefere eine genaue Parallele zum Verhör Jesu vor dem Synedion. Jedoch müsse man feststellen: „Alles, was bei Stephanus wohl begründet ist, erscheint hier mit einer gewissen Abschwächung wieder, steht aber im Widerspruch zu den Möglichkeiten und Wirklichkeiten der Lage Jesu.“<sup>34</sup> Auf die Verurteilung Jesu zum Tode erfolgt seine Mißhandlung durch die Mitglieder des Rates und die Gerichtsdiener. „Nun ist aber nichts sicherer, als daß Jesus gekreuzigt worden ist. Das ist eine typisch römische Strafe, aus deren Vollzug sich der selbstverständliche Schluß ergibt, daß Pilatus das entscheidende Urteil gesprochen hat. Also kann er nicht vom Synedion verurteilt sein.“<sup>35</sup> Dieser – eigentlich zwingenden – Schlußfolgerung werde entgegnet, Pilatus habe nur das vorangegangene jüdische Urteil vollstreckt:

<sup>28</sup> S. 251.

<sup>29</sup> Ebda.

<sup>30</sup> S. 252.

<sup>31</sup> S. 251.

<sup>32</sup> S. 253.

<sup>33</sup> S. 254.

<sup>34</sup> S. 256.

<sup>35</sup> S. 257.

„Das Synedrion habe wohl das formale Recht zur Verurteilung gehabt, aber nicht die Kompetenz zur tatsächlichen Ausführung seines Urteils, es habe der Bestätigung durch den römischen Prokurator bedurft. Daraus würde aber auch wieder nur folgen, daß nach eingeholter Bestätigung eben doch die Steinigung hätte stattfinden müssen. Nein, erwidert man unter Berufung auf den Evangelisten Johannes (18, 31), die jüdische Behörde habe überhaupt nicht das Recht zu einer Exekution gehabt, sondern sei gehalten gewesen, Kapitalverbrecher dem römischen Gericht zu überweisen.“<sup>36</sup>

Diese seit Schürer kanonische Ansicht halte jedoch gegenüber den Tatsachen nicht stand, erklärt Lietzmann, und kommt nach Untersuchung der einschlägigen Stellen bei Josephus, Philo und der Mischna zu dem Resultat:

„Aus alledem ergibt sich, daß zur Zeit des Pontius Pilatus das Synedrion das volle Recht besaß, jüdische Religionsverbrecher und Gotteslästerer mit dem Tode zu bestrafen. Dann besteht aber die vorhin vorgetragene Argumentation im vollen Umfang zu Recht. Jesus ist nicht nach jüdischem Recht gesteinigt worden, also hat ihn auch nicht das jüdische Gericht wegen Gotteslästerung verurteilt, und der Bericht des Markus (14, 55–65) ist unhistorisch.“<sup>37</sup>

Der zweite Teil der Passionsgeschichte, so wie er bei Markus vorliegt, „ist ein durch alttestamentliche Bezüge von der Gemeindeftheologie modifizierter und liturgisch stilisierter Bericht, der in allem Wesentlichen dem tatsächlichen Verlauf entsprechen wird“<sup>38</sup>. Auf ihn geht Lietzmann deshalb auch nur kurz ein. Aus der Kombination des Petrusberichtes mit ihm ergibt sich für Lietzmann folgendes Gesamtbild: die jüdische Behörde wünschte die Beseitigung Jesu, der in Jerusalem als Messias gefeiert worden war und Anhang im Volk gefunden hatte. Seine schroffe Polemik gegen das Pharisäertum war ihr ein weiterer schwerer Anstoß:

„Aber sie hatte guten Grund, es nicht auf einen Religionsprozeß ankommen zu lassen – dessen Ausgang bei einigermaßen ruhiger Prüfung des Tatbestandes und angesichts der inneren Spaltung der Judenschaft in theologischen Fragen reichlich unsicher gewesen wäre. So wählte man den bequemeren Weg, verhaftete Jesus und übergab ihn der römischen Behörde unter der Anklage, er habe als messianischer Kronprätendent die öffentliche Ruhe tumultuarisch gestört. Der Prokurator hat sich von der Berechtigung dieser Anklage überzeugen lassen; es steht dahin, ob er noch viel Mühe auf die Klarstellung des Sachverhaltes verwendet hat, wo doch die schwer zu behandelnden und in gewissem Sinne mächtigen Obersten der Juden die Ankläger, ein gleichgültiger Galiläer der Angeklagte war. Jesus wurde als Aufrührer verurteilt und ans Kreuz geschlagen.“<sup>39</sup>

Noch zweimal hat Lietzmann zum Thema anschließend das Wort genommen und zwar in seinen „Bemerkungen zum Prozeß Jesu“ I und II<sup>40</sup>. Das geschieht in Erwiderung auf Entgegnungen von Martin Dibelius und Büchsel, die Lietzmann vorher in der Zeitschrift für neutestamentliche Wissenschaft veröffentlicht hatte, wobei mindestens der Aufsatz von Dibelius auf Lietzmanns eigene Anregung hin geschrieben worden ist<sup>41</sup> (Dibelius hatte ihm seine Einwände zunächst brieflich vorgetragen<sup>42</sup> – Lietzmann war weit davon entfernt, mit der Herausgabe

<sup>36</sup> S. 257.

<sup>37</sup> S. 260.

<sup>38</sup> Ebda.

<sup>39</sup> S. 262.

<sup>40</sup> Bibliogr. Nr. 354, Kl. Schriften II, 264–268 und Bibliogr. Nr. 363, Kl. Schriften II, 269–276.

<sup>41</sup> Vgl. Brief Nr. 781.

<sup>42</sup> Brief Nr. 780, vgl. auch die Korrespondenz mit Hirsch, Briefe Nr. 737, 740, 754 und Goguel, Brief Nr. 799.

der Zeitschrift ein Meinungsmonopol anzustreben und jederzeit bereit, anderen Ansichten auch dann Raum zu geben, wenn sie seine eigene Position angriffen<sup>43</sup>).

Die Auseinandersetzung mit Dibelius betrifft traditionsgeschichtliche Fragen, wichtiger ist in unserem Zusammenhang die mit Büchsel über die Kompetenz des Synedrions. Hier kommentiert Lietzmann ausführlicher die von ihm im Akademievortrag, der „kleinen Studie“, wie er unterkühlt erklärt<sup>44</sup>, nur kurz behandelten Quellen. Auch Büchsel leugnet nicht, daß vom Synedron Kapitalprozesse geführt und Todesurteile vollstreckt worden sind, er meint aber, daß es sich hier – wie beim Verfahren gegen Stephanus – um Kompetenzüberschreitungen gehandelt habe. Darauf käme es bei der ganzen Auseinandersetzung letztlich heraus, erklärt Lietzmann:

„Ob man die unzweifelhaft feststehenden Exekutionen des Stephanus und des Jakobus als ordnungsmäßige Gerichtsverfahren ansieht oder für Kompetenzüberschreitungen erklärt, und von der Entscheidung darüber hängt der Wert ab, den man den übrigen Argumenten beimißt. Und daß ein Beweis für die Unzuständigkeit des Synedrions in Religionsprozessen erbracht sei, wird schwerlich behauptet werden können; ja nicht einmal eine Art Wahrscheinlichkeit für die Annahme der Inkompetenz kann ich anerkennen, im Gegenteil.“<sup>45</sup>

Selbstverständlich ist die Diskussion in zahlreichen Beiträgen zum Gegenstand seitdem weitergegangen. Insbesondere die Veröffentlichungen Paul Winters zum Thema<sup>46</sup> – noch über Lietzmanns Position hinausgehend – haben weite Beachtung gefunden. Wie aktuell das Thema noch immer ist, zeigt das umfangreiche Buch<sup>47</sup> von Josef Blinzler „Der Prozeß Jesu“, das 1969 bereits in vierter Auflage vorlag und nicht weniger als fünf Übersetzungen (ins Englische, Französische, Italienische, Spanische, Schwedische) gefunden hat. Blinzler nimmt den konventionellen Standpunkt ein. Wenn er in seinem 38 Seiten umfassenden Literaturbericht „Das Problem“ auf Lietzmann nur mit einem Satz eingeht<sup>48</sup>, so ist man zunächst überrascht, erst der Exkurs VIII: „Die Geschichtlichkeit der Synedrialverhandlung“ zeigt dem ununterrichteten Leser die Bedeutung, welche auch Blinzler Lietzmanns Akademievortrag zumißt, der, wie es hier heißt, den „beachtlichsten Versuch darstellt, die traditionelle Auslegung von Mk. 14,53 – 15,1 zu erschüttern“<sup>49</sup> (folgt auf 10 Seiten Berichterstattung und Diskussion, die auch in den folgenden Abschnitten direkt – oder indirekt – immer wieder aufgenommen wird).

Von den Akademievorträgen bzw. -abhandlungen der folgenden Jahre: „Das Doppelantlitz der nachapostolischen Zeit“ (1932)<sup>50</sup>, „Die Liturgie des Theodor von Mopsuestia“ (1933)<sup>51</sup>, „Zur Würdigung des Chester Beatty-Papyrus der

<sup>43</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang auch den Brief an Goguel Nr. 799, über die Grenzen von Lietzmanns Bereitschaft vgl. die Auseinandersetzung mit Lohmeyer u. S. 115 f.

<sup>44</sup> S. 264.

<sup>45</sup> S. 274.

<sup>46</sup> Vgl. o. S. 102, Anm. 27.

<sup>47</sup> 520 Seiten, vgl. als Parallele dazu – von jüdischer Sicht: D. R. Catchpole, *The Trial of Jesus. A Study in the Gospels and Jewish Historiography from 1770 to the Present Day*, Leiden 1971.

<sup>48</sup> S. 35.

<sup>49</sup> S. 174.

<sup>50</sup> Bibliogr. Nr. 362, Kl. Schriften I, 97–99.

<sup>51</sup> Bibliogr. Nr. 372, Kl. Schriften III, 71–97.

Paulusbriefe“ (1934)<sup>52</sup>, „Die Anfänge des Christentums in Syrien und seinem Hinterland“ (1935)<sup>53</sup> stellen die von 1932 und 1935 Exkurse zu Lietzmanns Geschichte der alten Kirche dar, von der 1932 der erste Band erschienen war (der zweite kam 1936 heraus), bzw. Zusammenfassungen von dort vorgetragenen Ergebnissen, auf die Lietzmann auch in besonderer Veröffentlichung aufmerksam machen wollte. Die Akademievorträge von 1933 und 1934 sind ausgelöst durch Publikation bzw. Funde bisher unbekannter Handschriften. 1933 hatte Mingana in den Woodbrooke Studies einen Traktat des Theodor von Mopsuestia über die eucharistische Liturgie in syrischer Übersetzung veröffentlicht, Lietzmann rekonstruiert daraus scharfsinnig den Ablauf des Gottesdienstes und stellt die so gewonnene Liturgie durch Vergleich mit den anderen bekannten Liturgien in den Ablauf der Liturgiegeschichte hinein. Damit war ein neues, bisher unbekanntes Glied der Gesamtentwicklung festgestellt und klassifiziert. 1934 war die Ausgabe des Chester Beatty-Papyrus mit dem Text der Paulusbriefe durch F. G. Kenyon erschienen (P<sup>40</sup>). Das bedeutete eine Sensation, denn dieser Papyrus war um 200 geschrieben. Mit ihm war die Schallmauer des 4. Jahrhunderts zum ersten Mal auf breiter Front durchbrochen, die Textkritik konnte jetzt in eine Zeit vordringen, die 150 Jahre vor den großen Bibelhandschriften lag. Als einer der ersten versucht Lietzmann diese neue Situation zu verarbeiten und aus dem Papyrus praktische Konsequenzen für die Textgestaltung und grundsätzliche für die Textgeschichte zu ziehen. Seit wir neben den Chester Beatty-Papyri die Bodmer-Papyri besitzen, hat die Gesamtlage sich geändert, einer von ihnen (P<sup>60</sup>) ist im Textcharakter dem P<sup>40</sup> nahe, andere jedoch (am wichtigsten P<sup>75</sup>) unterscheiden sich grundlegend von ihm und erlauben uns jetzt, wenigstens in Umrissen die Entwicklung des neutestamentlichen Textes in der Frühzeit zu zeichnen.

Von Lietzmanns Akademierede „Petrus römischer Märtyrer“ (1936) war bereits die Rede (vgl. o. S. 45). Hier griff Lietzmann, in Verteidigung seiner eigenen Position, in eine seit langem laufende Debatte ein. Als er 1937 das Wort nahm, um den „Glauben Konstantins des Großen“ zu erörtern, hatte die Auseinandersetzung gerade erst begonnen. Zwar war die Frage nach der religiösen Haltung des Kaisers seit Burckhardts Buch von 1853 über ihn nie verstummt, niemand konnte jedoch damals ahnen, welchen Umfang und welche Heftigkeit sie alsbald bekommen würde. Eine (wahrscheinlich noch immer unvollständige) Bibliographie der Veröffentlichungen zum Thema seit der Zeit von 1900 zählte bis 1955 bereits über 1500 Titel<sup>54</sup>. Der Umfang wie die Schärfe der Debatte, auf die hier nicht eingegangen werden soll, erklärt sich daraus, daß mit der Frage nach der persönlichen Frömmigkeit untrennbar die nach der Beurteilung des für die Geschichte des Christentums entscheidungsvollen sog. „Konstantinischen Zeitalters“ verbunden war, der Glaubwürdigkeit der dafür vorhandenen Dokumente und vieles andere mehr. Hier wurde nicht nur um die Beurteilung der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts gekämpft, sondern auch um methodologische Fragen, wobei die

<sup>52</sup> Bibliogr. Nr. 397, Kl. Schriften II, 170–179.

<sup>53</sup> Bibliogr. Nr. 405, Kl. Schriften I, 94–96.

<sup>54</sup> Vgl. K. Aland, Die religiöse Haltung Kaiser Konstantins, Kirchengeschichtliche Entwürfe, S. 202.

Fronten quer durch die in Betracht kommenden Disziplinen gingen. Die Historiker, die klassischen Philologen, die Kirchenhistoriker zahlreicher Nationen rangen hier unter Beteiligung der Rechtshistoriker, der Numismatiker usw. zwanzig Jahre lang um ein vollständiges und richtiges Bild jenes Zeitalters, bis sich schließlich alles in allem in bezug auf die religiöse Haltung Konstantins der von Lietzmann schon 1937 vertretene Standpunkt durchsetzte, der mit zwei Zitaten aus seiner Akademierede charakterisiert sei:

„Die sicherste und nächstliegende Annahme, aus der sich alle behandelten Dinge gleichmäßig gut erklären, ist die, daß er sein persönliches Missionsbewußtsein, welches der innere Kern seines welthistorischen Wirkens ist, als einen vom Christengott ihm gegebenen Auftrag empfindet. Der Gott, „die Gottheit“, an die er glaubt, ist der Gott der Christen: das hat er im Keim bereits aus dem Vaterhaus mitgenommen. Aber diesen Glauben nach außen zum Ausdruck zu bringen, vermeidet er so lange, als er davon irgendwelche politische Nachteile befürchtet. Erst als er sich dieser Sorge ledig weiß, erlaubt er sich, die Zurückhaltung gelegentlich fallen zu lassen.“<sup>55</sup>

„So müssen wir seine Politik und amtliche Stellungnahme sorgfältig trennen von den Aussagen der persönlichen Religiosität, die er im vertrauten Kreise oder gegenüber den Männern der Kirche formuliert: dann und nur dann spricht er seine eigentliche Meinung aus. Und daß diese recht verschieden ist von dem, was die Kirche korrektes Christentum und Theologie nennt, macht sie uns noch wertvoller. Die Gedanken des gekrönten Katechumenen lassen uns den Weg erkennen, auf dem dieser stärkste Geist der Spätantike die Tür zur Kirche finden konnte. Es ist eine Linie, die von seiner Jugend bis zu seinem Tode gradlinig verläuft.“<sup>56</sup>

Gewiß wird man heute einzelne Modifikationen vornehmen. Es ist z. B. die Frage, ob sich amtliche und persönliche Haltung so trennen lassen, wie Lietzmann das hier versucht und ob beide nicht doch in stärkerer Korrelation zueinander stehen. Auch in der Bewertung einzelner Materialien hat sich gelegentlich eine andere Akzentuierung ergeben, aber alle wichtigen Komplexe, um die es in der späteren Debatte ging (und unter deren Zuhilfenahme die Debatte schließlich entschieden wurde), finden sich bereits bei Lietzmann: die Aussagen der Panegyriker, das Zeugnis der Münzen, die Aussagen Konstantins im donatistischen Streit, die Inanspruchnahme Eusebs als zuverlässiger Quelle usw. usw.

Lietzmanns Akademiereden von 1938 und 1940, die letzten, die er gehalten hat, sind dem zu dieser Zeit besonders aktuellen Verhältnis von Kirche und Staat gewidmet; daß Lietzmann hier die Geschichte zum Lehrmeister der Gegenwart zu machen versucht, wird dem aufmerksamen Leser deutlich genug; vom 4. Jahrhundert wird gesprochen, die Gegenwart jedoch aufgefordert, die Lehren daraus zu ziehen. Die Rede von 1938 behandelt „Die Anfänge des Problems Kirche und Staat“<sup>57</sup>, d. h. einen Spezialaspekt jenes in der vorangegangenen Akademierede schon behandelten beginnenden 4. Jahrhunderts. Gewiß ist das Problem sehr viel älter und geht bis in die Anfänge des Christentums zurück. Aber es besaß bis zum Herrschaftsantritt Konstantins ein völlig anderes Gesicht. Zwar gab es, insbesondere im Ausgang des 3. Jahrhunderts, immer wieder

<sup>55</sup> Bibliogr. Nr. 444, Kl. Schriften I, 186–201, hier S. 201.

<sup>56</sup> Ebda.

<sup>57</sup> Bibliogr. Nr. 452, Kl. Schriften I, 202–214.

Epochen relativer Ruhe, aber ständig wurden diese durch Zeiten blutiger Verfolgung abgelöst, zuletzt durch die blutigste von allen, die des Diokletian und seiner Nachfolger – auf diesem Hintergrund muß das Verhältnis Konstantins zum Christentum und das der Kirche jener Zeit zum Staat gesehen werden, wenn es richtig verstanden werden will. Aber auf diesen Komplex geht Lietzmann nur am Rande ein, ihn interessiert – 1938 besonders verständlich – die innere Spaltung der dem Staat gegenüberstehenden Kirche.

„Wäre die Kirche auch innerlich die geschlossene Einheit gewesen, die sie noch vor kurzem war und die ihr in den Augen Konstantins so großen Wert verlieh, so hätte noch lange Zeit vergehen können, ehe das Verhältnis von Kirche und Staat zu einem Problem wurde“, meint Lietzmann<sup>58</sup> – worüber sich allerdings schon in bezug auf das 4. Jahrhundert streiten läßt – „aber die Kirche war in dem Moment ihrer Eingliederung in den Staat nicht einig. Und diese Tatsache brachte die Problematik des neuen Verhältnisses vom ersten Augenblick an zur Erscheinung“<sup>59</sup>. Das gilt zunächst für den Westen. Als Maxentius 312 geschlagen war und Konstantin nach dem Mailänder Toleranzedikt von 313 auch der Kirche Afrikas ihren in der Verfolgung beschlagnahmten Besitz zurückerstatten wollte, sah er sich hier einer Doppelkirche gegenüber, der „katholischen“ und der donatistischen. Alle Versuche, beide zu einen, scheiterten; erst vor kirchlichen, und, als das nichts half, vor staatlichen Gremien wurden die Streitpunkte verhandelt, stets ohne Erfolg. Schließlich versuchte der Staat mit Gewalt Ordnung zu schaffen. Aber alle Maßnahmen blieben vergeblich: Absetzung donatistischer Bischöfe, Beschlagnahmung donatistischen Besitzes, Einsatz des Heeres. Schließlich resigniert Konstantin und nimmt die Kirchenspaltung hin – was ihm angesichts seines Naturells und des ganzen Charakters seiner Regierung schwer genug gefallen sein dürfte.

Als Konstantin 324 nach dem Sieg über Licinius die Herrschaft über den Osten eringt, konnte er meinen, dort lägen die Dinge anders – hier wenigstens hoffte er, „die schon gereiften Früchte seiner Christenfreundlichkeit zu ernten und weitere von der Zukunft beschert zu bekommen“<sup>60</sup>. Aber er täuschte sich, auch die Kirche des Ostens war in sich gespalten, und zwar auf viel gefährlichere Weise, denn hier betraf der Gegensatz Fragen der Lehre und des Glaubens. „Er ließ sich durch die gemachten Erfahrungen nicht beirren, sondern zog aus ihnen nur die Lehre, daß er nicht die gleiche Zurückhaltung beweisen, sondern mit stärkerer Aktivität eingreifen müsse, wenn er wirklich eine Befriedung der Kirche erzielen wollte.“<sup>61</sup> Aber alle angewandten Mittel blieben vergeblich: die diplomatische Mission des Ossius bei den streitenden Alexandrinern wie die Großaktion der nicänischen Reichssynode von 325. Zwar wurde hier beschlossen, und zwar unter dem *sacrificium intellectus* gerade der führenden Mitglieder der Synode, was der Kaiser wünschte, aber dennoch kam der Kaiser nicht ohne Zwangsmaßnahmen aus: führende Vertreter beider Richtungen mußten verbannt werden:

„Der Staat zog zum erstenmal die für eine lange Reihe von Jahrhunderten schicksalsträchtige Folgerung, einer kirchlichen Verurteilung staatliche Strafen folgen zu lassen. Damit war ein Neues in das kirchliche Leben eingetreten, und bald spürten die Bischöfe, was es bedeutete, wenn ihre kirchlichen Urteile durch staatliche Zwangsgewalt durchgeführt wurden. Nur die Gefahr für das Wesen der Kirche blieb ihnen einstweilen noch verborgen.“<sup>62</sup>

Dieses Eingreifen galt nach allen Richtungen und wurde von der Kirche sogar gefordert und noch gefördert:

„Derselbe Athanasius, der in späterer Zeit als Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit gegen

<sup>58</sup> S. 203.

<sup>59</sup> Ebda.

<sup>60</sup> S. 207.

<sup>61</sup> S. 208.

<sup>62</sup> S. 211.

staatliche Bevormundung erscheint, hat für seine Person die Berufung vom kirchlichen an das staatliche Gericht in der Ostkirche eingeführt.“<sup>63</sup>

Es war ihm nicht zum Heile, denn es endete mit seiner Verbannung nach Trier. Unter den Söhnen Konstantins zeigen sich dann die unheilvollen Konsequenzen des einmal eingeschlagenen Weges mit voller Deutlichkeit:

„Der Staat hat das positive Eintreten Konstantins in die theologischen Kämpfe damit bezahlen müssen, daß er der Anwalt der einen Richtung wurde und die andere gewaltsam zu unterdrücken genötigt war. Er hat in den nächsten Jahrhunderten diese Politik bis zum bitteren Ende durchgeführt: die kirchliche Opposition der „Monophysiten“ hat sich seit dem 5. Jahrhundert mit nationalistischen Unabhängigkeitsbestrebungen der Kopten und Syrer verbunden und dem Arabersturm des 7. Jahrhunderts Ägypten und Syrien ausgeliefert. Das Ostreich bezahlte also seine Kirchenpolitik mit dem Verlust der Hälfte seines Bestandes. Was dann übrigblieb, war freilich die einheitliche byzantinische Kirche des Mittelalters, aber auf die freie Entfaltung neuen theologischen Lebens hatte sie verzichten gelernt.“<sup>64</sup>

Mit einem Ausblick auf die Kirche des Westens hatte Lietzmann den Akademievortrag von 1938 geschlossen. Ihr speziell war der von 1940 gewidmet: „Das Problem Staat und Kirche im weströmischen Reich“<sup>65</sup>.

Nach einem Blick auf die Ostkirche, die infolge ihrer Entwicklung die schwersten territorialen Verluste hinzunehmen hatte, in dem Restgebiet dann aber die „Einheit von Kirche, Staat und Nation“ entwickelte, in welcher „wie in den Staaten der antiken Welt . . . die Religion wieder als natürliche Äußerung des Volkstums“ erscheint<sup>66</sup>, wendet Lietzmann sich sogleich dem Westen des römischen Reiches zu:

„Der Westen blieb von den Wirren und Spaltungen des Ostens so gut wie völlig verschont, da er für das spekulative Ringen des griechischen Denkens kein Organ hatte: und so unterblieb bis auf kurze Zeit kaiserlichen Fehlregierens unter Konstantius (350–361) jede staatliche Einwirkung auf den Gang der kirchlichen Entwicklung. Staat und Kirche lebten in schönstem Frieden miteinander und wenn Reibungen entstanden, waren sie lokaler Art und ohne grundsätzliche Bedeutung.“<sup>67</sup>

Hier im Westen erkennt der Kaiser „die innerkirchliche Gerichtsbarkeit als selbständige Größe an, errichtet von sich aus auf kirchlichen Antrag hin eine oberste Berufungsinstanz und verpflichtet sich, deren Beschlüsse ohne staatliche Nachprüfung auszuführen. Das erscheint geradezu wie eine Umkehrung des im Osten herrschenden Systems des Cäsaropapismus.“<sup>68</sup> Dieses Gesetz sei ohne praktische Folgen geblieben, aber nicht, weil der Staat grundsätzlich Bedenken dagegen gehabt hätte, sondern weil die kirchlichen Würdenträger außerhalb Italiens ebenso wie die staatlichen Behörden keine „Lust hatten, das Gesetz auszuführen, und es durch stillschweigendes Ignorieren außer Kraft setzten.“<sup>69</sup> Rom kommt in dieser Zeit für das Problem Staat und Kirche auch keine eigentliche Bedeutung zu, sondern der Kaiserresidenz Mailand und ihrem Bischof Ambrosius. Im Konflikt mit den Herrschern des Westens, von Gratian über Valentinian II bis hin zu Theodosius d. Gr., hat Ambrosius den Grundsatz durchgesetzt, „daß in Sachen des Glaubens die Bischöfe über die christlichen Kaiser und nicht die Kaiser über die Bischöfe zu urteilen hätten. Der Kaiser ist der Sohn der Kirche, ist in der Kirche, aber nicht über der Kirche“<sup>70</sup>. Das Gleiche gilt in bezug auf die sittlichen Maßstäbe:

<sup>63</sup> S. 212.

<sup>64</sup> S. 213 f.

<sup>65</sup> Bibliogr. Nr. 480, Kl. Schriften I, 215–224.

<sup>66</sup> S. 216.

<sup>67</sup> S. 216 f.

<sup>68</sup> S. 219.

<sup>69</sup> Ebda.

<sup>70</sup> S. 222.

„Von Mailand nach Canossa läuft eine gerade Linie: Sie bezeichnet die abendländische Deutung der Einheit von Staat und Kirche in dem Sinne, daß auch der Träger der höchsten Staatsgewalt, weil er Christ ist, den sittlichen Geboten der Kirche untersteht und so nach Gottes Willen das Machtinstrument für den Aufbau einer christlichen Gesellschaftsordnung wird.“<sup>71</sup>

Allerdings darf man Mailand und Canossa nicht zu direkt in eins setzen. Denn Ambrosius, der den Kaiser den sittlichen Forderungen der Kirche unterwarf (am Rande bemerkt: zum ersten Mal, bis dahin galt für die Beurteilung des Herrschers nur der Maßstab seiner Übereinstimmung mit Lehre und Anspruch der Kirche, lag diese vor, war er ein „guter Kaiser“, gleich wie seine Lebensführung aussah), wie Theodosius „handelten rein und ehrlich nach ihrem Gewissen“. In Canossa ist das anders. Hier finden von beiden Seiten politische Operationen statt: „Der Sinn der Handlung [der büßenden Unterwerfung des Kaisers unter die sittliche Forderung der Kirche] war durch Beimischung des machtpolitischen Elements vergiftet und damit in sein Gegenteil verkehrt“<sup>72</sup>.

### *Die „Geschichte der Alten Kirche“; wissenschaftliche Kontroversen*

Als Lietzmann seine Akademierede von 1938 hielt, war Band 3 seiner „Geschichte der Alten Kirche“ im Erscheinen, sie faßte also unter besonderem Gesichtspunkt zusammen, was Lietzmann gerade der Allgemeinheit vorzulegen im Begriff war. Als er 1940 das Thema fortsetzte, war Band 4 noch in Arbeit (wahrscheinlich hatte Lietzmann damals schon die ersten vier Kapitel des Buches abgeschlossen, die dem hier behandelten Gegenstand parallel laufen<sup>1</sup>), hier griff Lietzmann der Gesamtdarstellung vor. Auf jeden Fall wird, wie schon beim Bericht über die früheren Akademiereden, deutlich, in welcher engen Beziehung und in welcher Wechselwirkung sie zu dieser, sein Lebenswerk krönenden Gesamtdarstellung stehen. 1924 hatte Lietzmann seine Autobiographie mit dem Satz geschlossen: „Möge Gott mir die Kraft verleihen, das bunte Vielerlei meines bisherigen Lebens zu einer starken Einheit zu formen“<sup>2</sup>. Spätestens von 1928 ab muß Lietzmann alle Kraft darauf konzentriert haben, die ihm neben der Erfüllung der Pflichten des Tages blieb (wie umfangreich sie waren, davon legt die Bibliographie der Veröffentlichungen in den Jahren seit 1928 ein eindrucksvolles Zeugnis ab). Denn 1932 erschien der erste Band der „Geschichte der Alten Kirche“, welcher „Die Anfänge“ darstellte<sup>3</sup> bis hin zu Marcion und der Gnosis, d. h. bis ins zweite Jahrhundert. Der zweite Band „Ecclesia catholica“, 1936 veröffentlicht<sup>4</sup>, war mit dem ersten kunstvoll verzahnt und führte die Darstellung bis ins dritte Jahrhundert. Vier Jahre hatte Lietzmann zu seiner Fertigstellung gebraucht, allerdings vier Jahre voll besonderer Anforderungen, die der wissenschaftlichen Konzentration, um es vorsichtig auszudrücken, wenig günstig waren: 1933 war eben nicht nur das Jahr der „Machtergreifung“, sondern auch des

<sup>71</sup> S. 223.

<sup>72</sup> S. 224.

<sup>1</sup> Am 15. Juli 1941 war Lietzmann, vgl. Bd. 4, 192, bis zum Abschluß des Kapitels 6 des Bandes gelangt.

<sup>2</sup> S. 117.

<sup>3</sup> Bibliogr. Nr. 368.

<sup>4</sup> Bibliogr. Nr. 414.

Beginns des Kirchenkampfes, der alle Kräfte beanspruchte. Charakteristischerweise ist der Abstand zwischen Band 2 und Band 3 sehr viel kürzer, er beträgt nur zwei Jahre.

Als dieser dritte Band erschien: „Die Reichskirche bis zum Tode Julians“<sup>5</sup>, also bis in die Mitte des vierten Jahrhunderts reichend, lag der erste Band bereits schon in zweiter deutscher Auflage vor<sup>6</sup> und waren die Bände 1 und 2 in französischer<sup>7</sup> wie in englischer<sup>8</sup> Übersetzung erschienen. Solchen Übersetzungen kam damals eine sehr viel höhere Bedeutung zu als in unserer heutigen internationalisierten Zeit, Lietzmanns Kirchengeschichte war also das, was man einen „Erfolg“ nennt: Dabei war der Leser allein auf das Werk selbst angewiesen, Lietzmann hatte, das gilt für alle Bände, nicht einmal den Versuch gemacht, in einem Vorwort darzulegen, was er mit ihm beabsichtigte. Auch auf eine Einleitung hatte er verzichtet, gleich der erste Satz des ersten Bandes (die Kapitelüberschrift hieß: „Palästina und das Römerreich“) stieg in die Sache selbst ein. „Das römische Imperium schickte sich an, seinen Ring um das Mittelmeer im Osten zu schließen“, so beginnt Lietzmann seine Darstellung.

Nur einmal hat Lietzmann, soweit bekannt, Rechenschaft über das abgelegt, was er mit seiner Darstellung der alten Kirchengeschichte wollte. Das geschah in einem Brief an Bultmann, und zwar in Antwort auf dessen – bei der Verschiedenheit der Standpunkte begreiflicherweise kritischen – Rezension des zweiten Bandes. Obwohl in der Briefsammlung vollständig abgedruckt<sup>9</sup>, sei der entscheidende Teil des Briefes hier zitiert, weil für das Verständnis des Werkes notwendig:

„Sie haben ganz recht, und ich habe Ihnen das schon bei der Anzeige meines 1. Bandes geschrieben, daß diese Form der kritischen Fragen die echtste Weise ist für die Auseinandersetzung mit meinem Buch, und ich empfinde das umso mehr als eine Anerkennung, weil es ganz meiner Art entspricht, so zu schreiben, wie ich es getan habe – und der Ihren, Fragen zu stellen, wie Sie es tun. Es kommt da in gewissem Sinne die Verschiedenheit unseres wissenschaftlichen Naturells zum Vorschein. Und ich stehe nicht an, Ihnen zu sagen, daß Sie ein volles Recht haben, Ihre Desiderata anzumelden und Antworten zu vermissen, wo Sie welche suchen. Sie dürfen dreist sagen, daß meine Kirchengeschichte ohne klare Ausrichtung und ohne einheitliches theologisches Urteil geschrieben ist, ja, daß sie auch in der Komposition einen festen Plan vermissen läßt. Und ich gestehe ehrlich, daß ich selber nicht weiß, was nun nach Bearbeitung des 4. und 5. Bandes am Ende als Summe des Ganzen herauskommen wird.

Ich habe mir kein anderes Ziel gestellt als das einst von Ranke formulierte, nämlich einfach zu erzählen, ‚wie es eigentlich gewesen ist‘, und bin mir dessen bewußt, daß dieses Ziel mit unseren Mitteln nur ganz unvollkommen erreicht werden kann, und daß selbst bei vollkommener Erfüllung der Aufgabe die Frage nach dem Verstehen und dem Wert des Geschehens noch unbeantwortet bleibt. Ich will ein Gleichnis brauchen: Ich habe keine Planzeichnung des Ganzen gemacht und ordne die einzelnen Steinchen des Mosaikbildes nicht zu einer vorher bestimmten Harmonie der Formen und Farben, wie es sich für ein Kunstwerk ziemt, sondern ich suche die einzelnen Steinchen, säubere sie und füge sie zusammen, wie die Steinchen selbst es mir an die Hand geben (wobei ich natürlich alle meine sonstige Erfahrung in der Rekonstruktion

<sup>5</sup> Bibliogr. Nr. 448.

<sup>6</sup> Bibliogr. Nr. 431.

<sup>7</sup> Bibliogr. Nr. 427, 433.

<sup>8</sup> Bibliogr. Nr. 432, 449.

<sup>9</sup> Brief Nr. 1096.

zerstörter Mosaikbilder verwende). Und bei dieser ganzen Arbeit lebe ich des Glaubens, daß bei sorgfältigster Durchführung dieser Methode schließlich die Harmonie der Formen und Farben zustande kommen wird, welche der Schöpfer des Bildes selbst beabsichtigt hat. Das heißt dann, Gottes Wirken in der Geschichte nachspüren. Aber auch bei vollendeter Lösung der gestellten Aufgabe wird das so entstehende Bild, je getreuer es die Wirklichkeit widerspiegelt, umso sicherer die ungelöste und unlösbare Problematik in sich tragen, welche allem Geschehen in dieser Welt eignet. Wer die letzte Lösung und Wertung finden will, muß über die Geschichte hinaussteigen – das ist die Aufgabe des Theologen, das heißt des Glaubenden“.

Hier wird die Bescheidenheit, aber auch der Anspruch Lietzmanns deutlich. Wenn er fortfährt:

„Mir ist schon oft der Gedanke gekommen, ob ich nicht nach Vollendung des Werkes ein Buch schreiben soll, in dem ich das in 5 Bänden gezeichnete Bild konstruktiv beleuchte. Dabei weiß ich sehr wohl, daß meine ganze Darstellung ihr Leben gewinnt durch den lebendigen Anteil, den ich selbst auf Grund meiner menschlichen und religiösen Lebenserfahrung an den Personen und Dingen nehme, aber dieser Anteil bleibt zumeist in den Dingen und blickt nur selten und zaghaft über sie hinaus. So sehe ich meine Arbeit. Vielleicht gebe ich einmal öffentlich Rechenschaft darüber. Heute wollte ichs Ihnen aber zum Dank für Ihre Kritik schreiben“,

so kann man nur bedauern, daß es zu diesem Rechenschaftsbericht nicht gekommen ist – die Krankheit nahm Lietzmann die Feder aus der Hand, bevor er noch den vierten Band (aus dem Nachlaß 1944 erschienen<sup>10</sup>) vollendet hatte. Im Anschluß an die Darstellung der Geschichte des 4. Jahrhunderts hatte er noch das bis in die Frühzeit zurückgreifende Kapitel über das Mönchtum beendet, eine ebenso umfassende Darstellung der christlichen Kunst wie ein Kapitel über die Kultur im 4. Jahrhundert waren geplant, sind aber nicht mehr zur Niederschrift gekommen. „Ich brauche noch 10 Jahre“, hatte Lietzmann 1934 erklärt<sup>11</sup>, „Historiker müssen alt werden“, zitiert er 1937 Karl von Hase<sup>12</sup>, beides ist ihm nicht vergönnt gewesen – ein unersetzlicher Verlust, denn niemand, und das von der internationalen Wissenschaft her gesehen und gesagt, ist imstande, Lietzmanns Geschichte der alten Kirche fortzusetzen und zu vollenden. Niemand verfügt über die Voraussetzungen dafür, die er besaß – kein Patristiker wird sich durch diese Zeilen gekränkt fühlen –, denn niemand besitzt die zusammenfassende Kraft, die unendlichen und verwirrenden Einzelheiten der Geschichte des vierten, fünften (und sechsten) Jahrhunderts zu einer solchen Einheit zusammenzufassen, wie es Lietzmann für die Zeit vorher möglich war. So wird seine Geschichte der Alten Kirche ein Torso bleiben, aber wer diesen Torso einmal aus der Nähe betrachtet, dessen Respekt vor der hier vollbrachten Leistung wird um so mehr steigen, je intensiver diese Betrachtung ist. Gewiß, Lietzmann schreibt in einer – scheinbar – leicht dahinfließenden Sprache, er will ja nicht nur zu den Theologen und den Althistorikern reden, sondern zu der breiten Schicht der Gebildeten, denen die Geschichte des frühen Christentums etwas bedeutet. Aber bei genauerm Studium zeigt sich alsbald, welche Bedeutung jedem Wort, oft sogar dem

<sup>10</sup> Bibliogr. Nr. 491.

<sup>11</sup> Brief Nr. 877.

<sup>12</sup> Brief Nr. 1016.

Beiwort, zukommt und welche Falltüren sich öffnen, wenn man nicht genau darauf achtet. Der Anmerkungsapparat ist bewußt ganz knapp gehalten, geht man ihm genauer nach – gleich, um welche Stelle es sich handelt – wird man dieselbe Erfahrung machen. Im üblichen plerophorischen Stil der Theologen gehalten, hätte sich aus jedem Band ein Mehrfaches an Umfang (und Tiefsinn) machen lassen. Lietzmann hat ganz bewußt darauf verzichtet, welcher Verzicht – und welches Kunstwerk – hier vorliegt, sieht der der Materie wie des Handwerks Kundige um so deutlicher, je genauer er zusieht. Der zu allen Zeiten hochmütigen Jugend erschien der erste Band beispielsweise schon wenige Jahre nach seinem Erscheinen als „liberal“, von den fortgeschrittenen Fragestellungen überholt und durch sie antiquiert. Wer ihn von den Repräsentanten jener Zeit heute erneut liest – selbst die damals lebhaft diskutierten Kapitel über Jesus, die Urgemeinde, Paulus, Johannes usw. – wird mit großem Erstaunen und tiefem Respekt feststellen, daß sein damaliges Gefühl der theologischen Überlegenheit über jenen „Liberalismus“ völlig fehl am Platze war und daß jene Darstellung, im Abstand von 45 Jahren gesehen, die Probe der Dauerhaftigkeit sehr viel besser bestanden hat als manches, was ihm damals der Weisheit letzter Schluß schien. Den späteren Bänden gegenüber empfand einst schon selbst die, um es zu wiederholen, „hochmütige Jugend“, soweit sie einigermaßen fachkundig war, tiefen Respekt, er hat sich seitdem noch vermehrt. Die exzeptionelle Breite, in der Lietzmann in seinen ersten Jahrzehnten – darin Harnack durchaus übertreffend – die Geschichte der alten Kirche angegangen hatte (vgl. o. S. 55), hatte eben auch exzeptionellen Nutzen getragen, sie war zu einer Einheit, zu einer Dichte und Stärke zusammengefloßen, die niemand heute mehr erreichen kann, gleich wohin man in der Patristik auch blickt, und zwar in welcher Sprache sie sich auch immer darstellen mag. Gewiß trägt manche Modewelle manchen hoch hinauf – was man 45 Jahre später von ihm halten wird, steht dahin. Sicher ist heute schon so viel, daß es nur wenig sein wird, wenn es lediglich „die Mode“ war; die Geschichte der modernen systematischen Theologie aber auch der neutestamentlichen Wissenschaft liefert erschreckende Beispiele.

Die Bibliographie der Veröffentlichungen Lietzmanns seit 1928 zeigt, wieviel er neben der Arbeit an der Geschichte der alten Kirche geleistet hat, in die nun wirklich das „bunte Vielerlei seines Lebens“ zusammenfloß, um noch einmal seine Autobiographie zu zitieren. Darauf kann hier nicht im einzelnen eingegangen werden. Nur von den „Notizen“ muß noch geredet werden, die Lietzmann von Anfang an in der „Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche“ (wie er ihren Titel sogleich erweiterte, bis dahin lautete der Zusatz: und die Kunde des Urchristentums) in regelmäßiger Folge veröffentlichte. Hier hat er sich zum arbiter mundi entwickelt, denn hier ließ er das wissenschaftliche Geschehen seiner Zeit, soweit es seine Arbeitsgebiete betraf, Revue passieren. Die letzten „Notizen“ erschienen im Jahrgang 1938 der ZNW. Sie sind besonders umfangreich (aber auch schon die vorangegangenen umfaßten 23 Seiten) und deshalb besonders geeignet, sich einen Eindruck von dieser Seite der Arbeit Lietzmanns zu verschaffen. Auf 31 Druckseiten<sup>13</sup> werden

<sup>13</sup> ZNW 37, 1938, 288–318.

hier über 70 Veröffentlichungen behandelt, aus allen Sparten der neutestamentlichen Wissenschaft, der alten Kirchengeschichte und der christlichen Archäologie. Lietzmann zeigt sich allen Problemen gewachsen und weiß dem Leser ein abgewogenes Bild vom Fortschritt der wissenschaftlichen Arbeit zu verschaffen, wobei sein – wohl dosiertes – Lob ebenso erhellend ist wie seine – im allgemeinen ebenfalls wohl dosierte – Kritik. Scharf wird er nur, wenn die angewandte Methode unzulänglich ist, einmal sogar in eigener Sache.

Da hatte F. C. Vierung in seiner Studie über „Evangelische und katholische Schriftauslegung“ 1938 das Handbuch zum Neuen Testament „als abschreckendes Beispiel ‚rationalistischer‘ und ‚nicht evangelischer‘ Exegese“ vorgeführt<sup>14</sup> – und dies nicht nach dem Werk selbst, sondern (1938!) nach dem Prospekt von 1906 (vgl. dazu o. S. 30), d. h. genau genommen noch nicht einmal danach, sondern nach einer Falsifikation. Bei Vierung liest man: „Und im selben Prospekt heißt es, daß für die Verfasser des Handbuches der Begriff einer positiven Offenbarung Gottes, eines direkten Eingreifens in die natürlichen, kausalen Zusammenhänge durch Wunder und Prophetie nicht im Bereich des Möglichen liegt.“ Lietzmann fügt bitter hinzu: „Kein Wort davon steht im Prospekt, auch nichts dem Sinne nach Ähnliches: V. zitiert ohne Bedenken das Urteil eines katholischen Kritikers als meine Worte! Und das soll dann wohl ‚evangelisch‘ gehandelt sein!“<sup>15</sup>.

Die weitere Kritik, die Lietzmann an dem Buche übt („Die Musterbeispiele evangelischer Exegese, die der Verf. vorlegt, zeigen eine jeder kritischen und historischen Differenzierung ausweichende Harmonistik“ usw.), braucht hier nicht wiederholt zu werden, auf das Ganze ist überhaupt nur eingegangen, um einen der seltenen Fälle vorzuführen, in denen Lietzmann in der ZNW in eigener Sache das Wort ergriff.

Zweimal hatte sich das früher schon ereignet. 1927 veröffentlichte Lietzmann eine „Erklärung des Herausgebers über sein Verhalten gegen Herrn Dr. Robert Eisler“<sup>16</sup>.

Eisler hatte von Lietzmann das Recht einer Erwiderung auf gegen ihn gerichtete Artikel Lietzmans selbst und A. Marmorsteins gefordert, Lietzmann hatte es ihm verweigert. Über diesen – angesichts der sonstigen liberalen Haltung Lietzmans gegenüber abweichenden Meinungen erstaunlichen – Tatbestand legt Lietzmann in seiner „Erklärung“ Rechenschaft ab. Eisler hatte ihm 1925 zwei Aufsätze über „Das letzte Abendmahl“ gesandt. Lietzmann hatte sie angenommen und den ersten sogleich abgedruckt<sup>17</sup>. Im Zusammenhang seiner eigenen Arbeiten für „Messe und Herrenmahl“ hatte Lietzmann sich dann selbst mit der jüdischen Liturgie befaßt und dabei „die völlige Unhaltbarkeit“ der Thesen Eislers erkannt – daraufhin sein Aufsatz „Jüdische Passahsitten und der ἀφικόμενος“ im nächsten Jahrgang der ZNW, der damit schließt: „Womit denn jede Möglichkeit, das Abendmahl von dort aus [den Eislerschen Prämissen] verstehen zu wollen, beseitigt ist“<sup>18</sup>. Auf die Prüfung des zweiten Manuskriptes hin schrieb Lietzmann nun Eisler, er müsse die Veröffentlichung ablehnen, weil der Aufsatz seinen „Anforderungen an wissenschaftliche Qualität nicht genüge“. Mit Hilfe

<sup>14</sup> S. 290.

<sup>15</sup> S. 291, vgl. Brief Nr. 1100.

<sup>16</sup> ZNW 26, 1927, 96, vgl. Bibliogr. Nr. 287.

<sup>17</sup> ZNW 24, 1925, 161–192.

<sup>18</sup> ZNW 25, 1926, 1–5, hier 5, vgl. Bibliogr. Nr. 270.